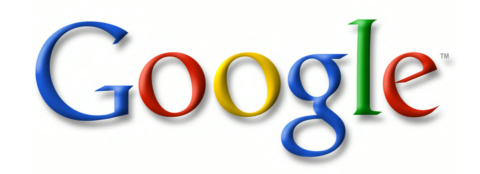
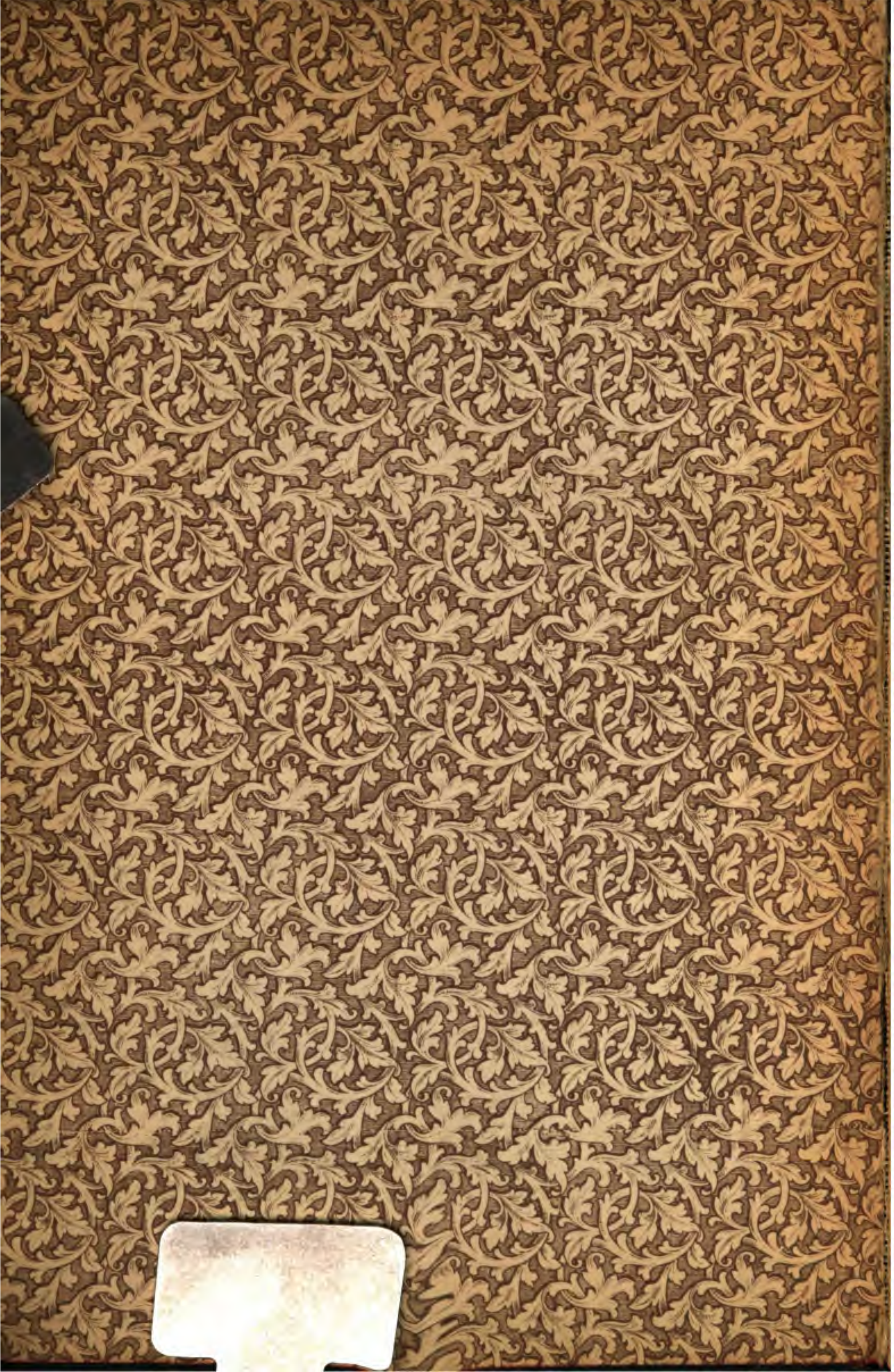


Casimir Stryienski,

Reise der Gräfin Potocka - Wonsowicz nach Jtalien

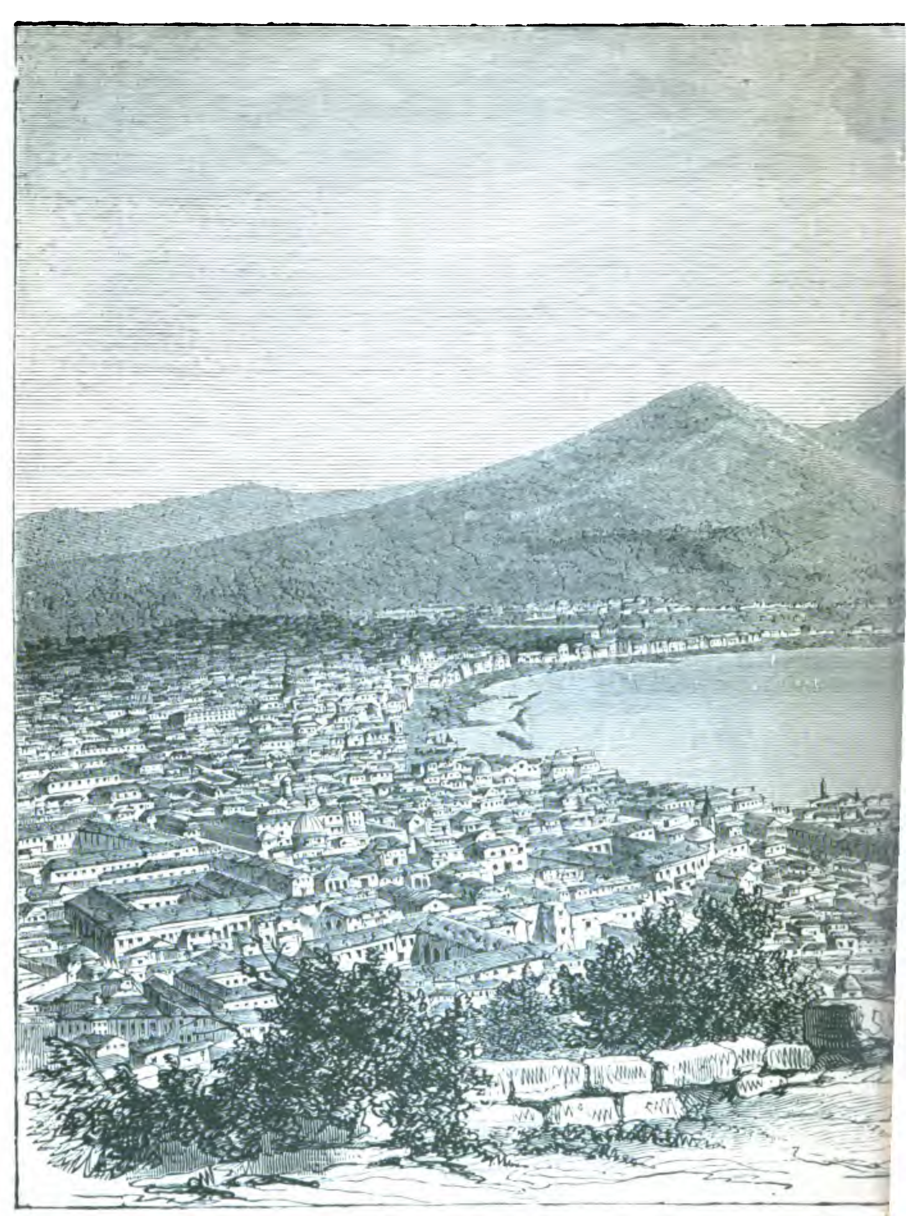
1826 - 1827.



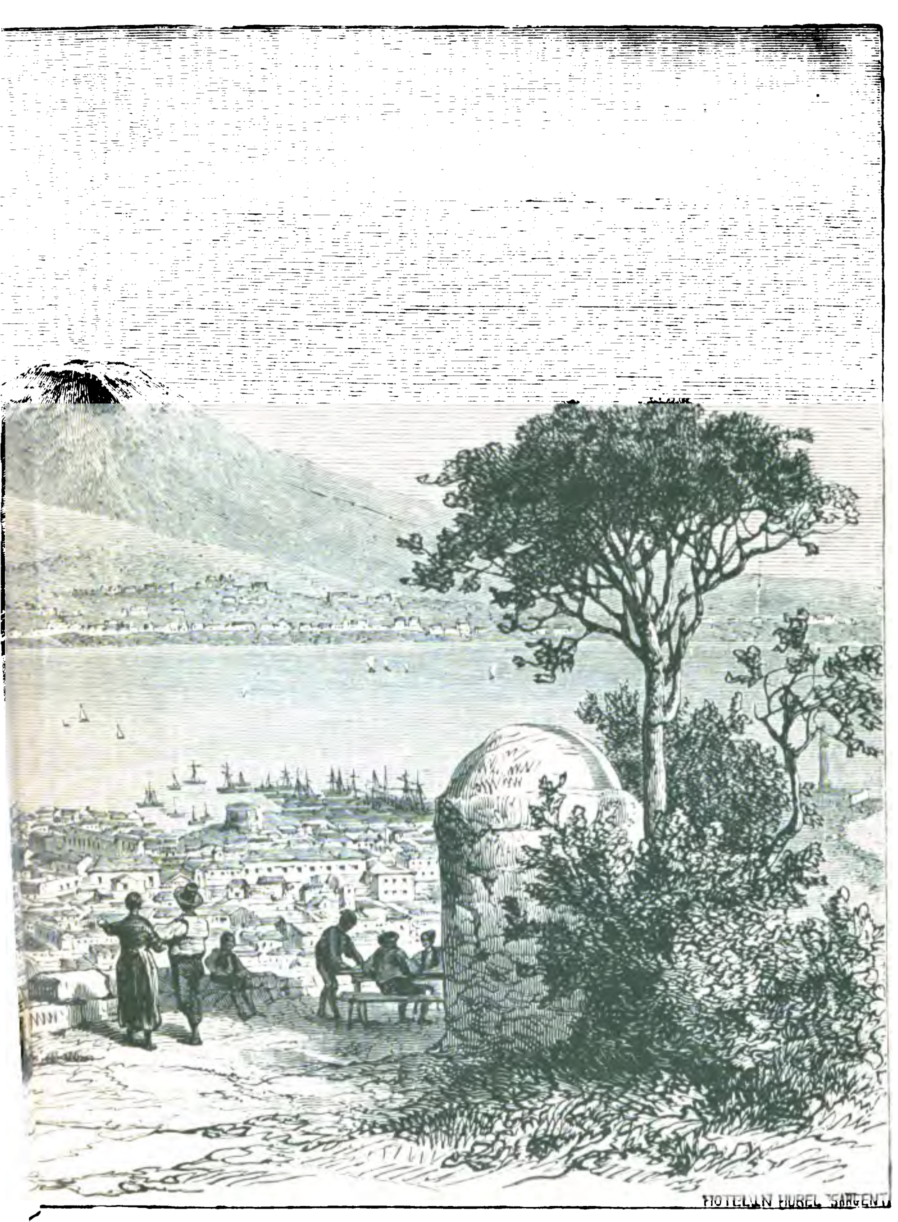


1. Italy - Descr. and trav., 1825-1850

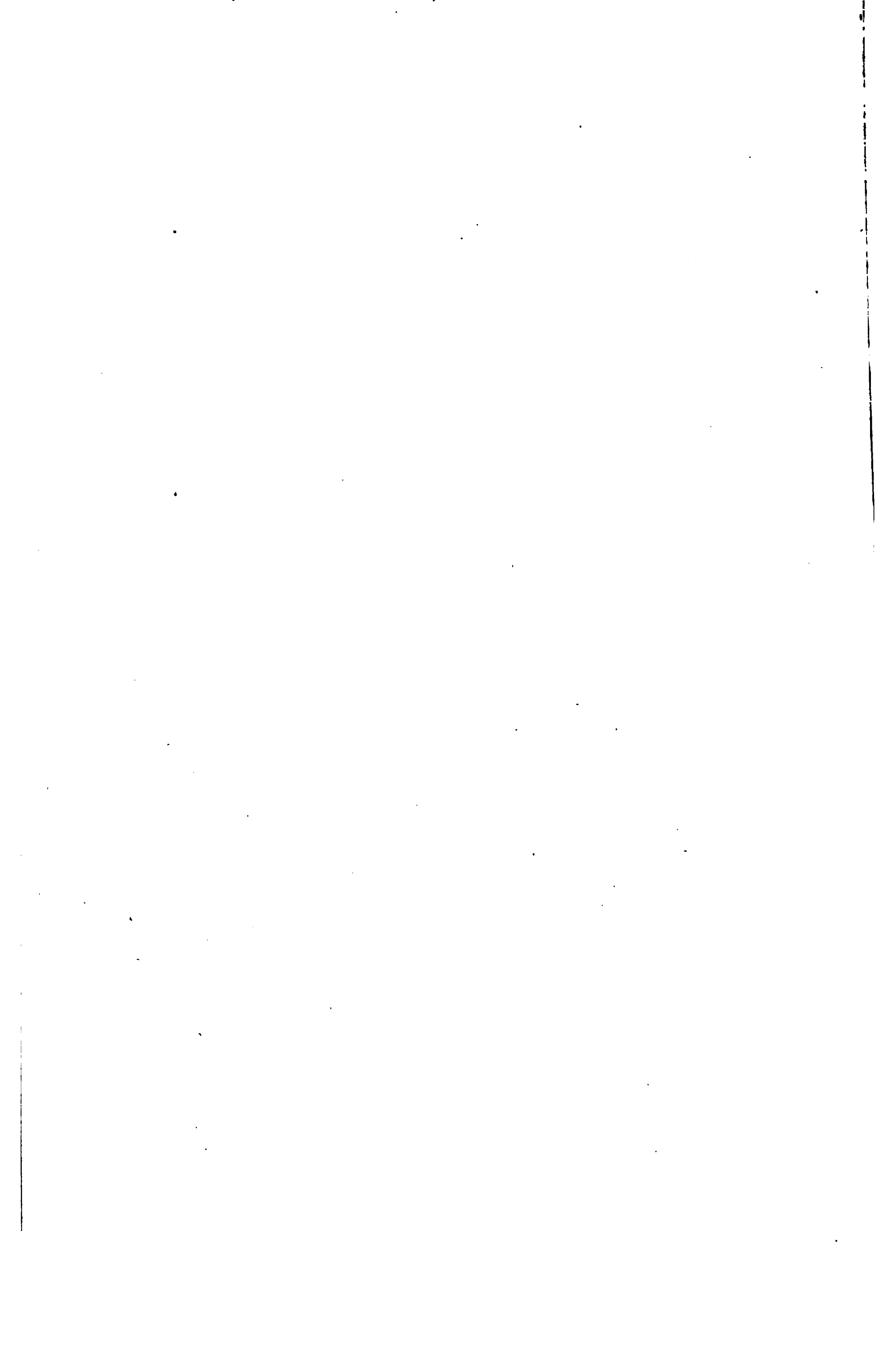
BWX
Potocka



Neapel u



...er Vesuv.



Potocka, Memoiren II. Theil.
(Schlußband).

Reise der Gräfin

Potocka-Wonsowicz

nach Italien 1826—27.

Herausgegeben von

Casimir Stryienski.

Mit noch bisher unveröffentlichten Briefen der Königin Caroline von Neapel, der Königin Katharina von Westphalen u. A.

Uebertragen von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Mit Anhang:

Das Tagebuch der Gräfin Franziska Krasinska
1759—1762.

Veröffentlicht von **Olymp Chodzko.**

Nach der französischen Uebersetzung bearbeitet von

Konrad Fischer.

= Mit vielen Illustrationen. =

Leipzig,
Heinrich Schmidt & Carl Günther.
1900.

Oswald Mutze, Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Sechstes Capitel: Die geselligen Kreise Roms.

Siebentes Capitel: Römische Marionetten.

Achtes Capitel: „Die verschleierten Rosen".

Neuntes Capitel: Der Carneval.

Zehntes Capitel: Der Prozeß Maubreuil.

Elftes Capitel: Das Ende des Carnevals.

Zwölftes Capitel: Neapel.

Dreizehntes Capitel: Neapel.

Vierzehntes Capitel: Rückkehr nach Rom.

Fünfzehntes Capitel: Ende meines Aufenthaltes in Rom.

Sechzehntes Capitel: Siena und Pisa.

Siebzehntes Capitel: Genua.

Achtzehntes Capitel: Pavia.

Neunzehntes Capitel: Mailand.

Anhang.

Einleitung.

Il bel paese
Ch'Appennin parte, e'l mar circonda e 'l'Alpe.
Petrarca.

Gräfin Sophie Wodzicka, welche in lebhaftem Briefwechsel mit Frau Potocka-Wonsowicz*) stand, hielt sich von 1846—48 in Italien auf. Die Verfasserin dieses Buches schrieb der Freundin in diesen Jahren zahlreiche Briefe,**) dieselben spiegeln den Geist, in welchem ihre italienische Reise, die hier dem Publikum vorliegt, geschrieben ist, trefflich wieder.

„Sie haben," schreibt die Gräfin Potocka, „zwei Eigenschaften, die nothwendig für Jeden sind, der das herrliche Land durchstreift: Sie sind wohl unterrichtet und besitzen Einbildungskraft. Ohne diese beiden schönen Gaben ist es überflüssig, ein Land, wie Italien, in welchem man Vergangenes durchleben soll, zu besuchen."

*) Im Jahre 1826 heirathete Gräfin Anna Potocka in zweiter Ehe Herrn Stanislaus Dunin-Wonsowicz.

**) Die Originale sind mir durch Gräfin Stadnika, welche sie von der Tochter der Gräfin Wodzicka, der Gräfin Celina Potocka, erhielt, vorgelegt worden.

Gräfin Anna Potocka-Wonsowicz versteht es in der That, Italien in Augenschein zu nehmen; sie ist sowohl unterrichtet, daß Alles sie interessirt, so lebhaft, daß sie ihren Eindrücken etwas Pikantes, Geistreiches, Ueberraschendes zu geben weiß und dadurch bekommt ihr Reisewerk einen ganz besonderen Reiz.

Man wird in diesem Werk das Brio der „Memoiren" wieder finden, es trägt die characteristischen Züge vom Talent der Gräfin. Hier aber führt die Jüngerin der Kunst das Wort. Fällt ihre Kritik über Michel Angelo zusammen mit der Burckhardt's, so weicht die Meinung, welche sie von Canova hat, von der all ihrer Zeitgenossen ab. Von Boticelli, der vor 1857 noch nicht „entdeckt" war, sagt sie Nichts; für Johann Bellini und den Maler von Perugia (Perugino) hat sie, was 1826 noch wenig allgemein war, viel Zuneigung. Wenn sie die Bilder Guercino's und die Hirtenscenen Albani's bewundert, so kann man es ihr verzeihen. Oft zeigt sie sich ihrer Zeit und der falschen Geschmacksrichtung derselben vorauseilend. Sie hat die Geheimnisse der antiken Kunst erforscht und zeigt Verständniß für die Schönheit von Ruinen; sie drückt sich in sehr gewählter Form aus, ihre Bemerkungen über die Wasserleitungen, die ihr als unzerstörbar wie alle Werke der Alten gelten, sind nicht übel:

„Diejenigen Wasserleitungen sogar, welche etwas vernachlässigt erscheinen, sehen aus als wären sie auf ihre nutzlos gewordene Schönheit stolz; der Epheu, der sie bald in dichten Büscheln, bald in dünnen Strähnen bedeckt, erhöht noch den Eindruck, den sie in der unvergleichlich schönen Landschaft hervorrufen."

Sie klagt über den Vandalismus, der in Italien soviel Schönes verunstaltet habe.

„Die Modernen", schreibt sie an die Gräfin Wodzicka, „sind so eifrig darüber hergewesen, die Spuren römischer Größe zu zerstören, daß man oft vergeblich nach ihr sucht. Sie werden sehen, wie wenig das Capitol Ihren Hoffnungen entsprechen wird, wie lächerlich der Tarpäische Felsen erscheint, wie kleinlich sich die Ruinen des Cäsaren-Palastes ausnehmen. Gewiß aber werden Sie sich wieder am Anblick des Coliseums und der Triumphbogen erholen."

Sie beendet ihren Brief mit einer Art von Geständniß, welches Die empören mußte, welche sie zwanzig Jahre später so gern ihre „kleine Heilige" nennt.

Gräfin Sophie Wodzicka neigt nämlich in der Ausübung religiöser Pflichten ein wenig mehr der Orthodoxie zu als die Gräfin, deshalb wurde sie von dieser die „kleine Heilige" zubenannt.

„Das schöne Rom von heut," schrieb Gräfin Potocka, „ist das katholische Rom, es ist ein Luxusgegenstand der Gottheit! — für eine arme Sünderin aber, welche lange Zeit in der Gesellschaft böser Heiden lebte, die für Augustus, für Mäcenas schwärmten, die Zuneigung für eine gewisse Julia, eine gewisse Livia zeigte, giebt es tausenderlei Enttäuschungen."

Frau Potocka-Wonsowicz befriedigt auf ihrem Wege all ihren Wissensdrang, all ihre Neugier; sie dringt darauf, Alles zu sehen, Alles zu begreifen. Die Künste aber sind es nicht allein, von denen sie in Anspruch genommen ist, auch andern Reizen der Reise gegenüber bleibt sie nicht unempfindlich. Ist sie tief bewegt durch den grandiosen Eindruck einer päpstlichen Ceremonie, so greift sie zu beißenden Bemerkungen, wenn sie von einem Klostereintritt spricht. Hier verzeichnet sie einen merkwürdigen Zug in den italienischen Sitten, dort

schneidet sie mit scharfer Scheere eine spaßhafte Silhouette, vor allem aber hatte sie Gelegenheit, einige historische Porträts zu entwerfen. Die Familie Bonaparte im Exil nimmt in dieser neuen Galerie einen interessanten Platz ein. Die Mutter Napoleons „Madame mère", die Königin-Wittwe Carolina, die Königin Catharina von Westphalen, Joseph, Hortense ziehen an uns vorüber. Die Eine „giebt nie zu Mittag zu essen," zeigt nie ihre Diamanten, die Andere hat keinen Thron mehr, aber „einen treugebliebenen Freund." Diese ist die liebenswertheste unter allen Frauen. Joseph liebt es, sich „königlich zu geben", seine Schwägerin aber erregt Aergerniß durch die allzu lärmenden Vergnügungen, denen sie sich hingiebt.

Ueberallhin streut die Gräfin kleine, zuweilen maliciöse Bemerkungen, indem sie zugleich ihren Porträts alle besseren Eigenschaften der Modelle beläßt: sie scherzt oft und spricht ironisch, sie ist nie feierlich, nie langweilig.

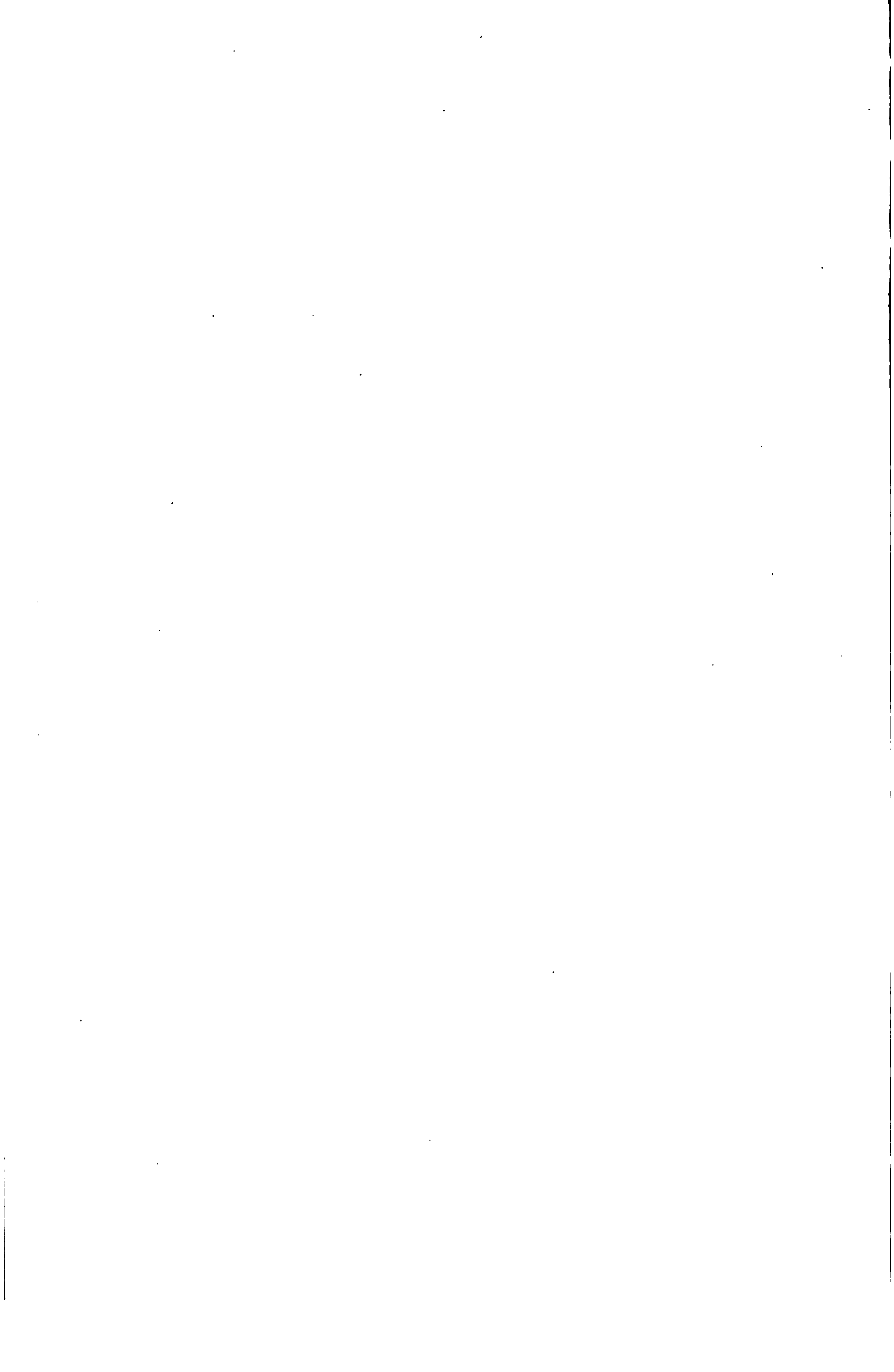
Zuweilen spitzt sie den Griffel und zeichnet eine Carrikatur: die Markgräfin von Ansbach, welche in jungen Jahren Gnade fand vor den Augen der Baronin von Oberkirch, vor denen der Frau Vigée-Lebrun, ist für die Gräfin Potocka nichts als „eine alte Theaterprinzessin". Der Marquis Pepoli ist „ganz klein, ganz rund, fett, blond, wenig nett; er schwitzt sehr, spricht wenig, kann nur italienisch und beschränkt sich darauf, Zeichen der Zubilligung zu machen, wenn seine Gemahlin redet; der Bankier Torlonia, Herzog von Bracciano, ein spanischer Grande, Marquis von Roma vecchia erfreut sich ungeheuerer Reichthümer, die er auf „eine mehr als verdächtige Art" erworben hat. Seine Gemahlin ist am Morgen schlicht wie eine Bürgersfrau, am Abend die große Dame

vom Scheitel bis zur Zehe; der Herzog von Laval-Montmorency irrt in seinem Salon umher mit der Lorgnette in der Hand, begrüßt erstaunten Blickes Personen, welche er selber eingeladen hat. Cardinal Fesch ist mehr ein geriebener Kaufmann, als ein feiner Amateur.

Alle diese Bemerkungen, ernst oder komisch, bilden keinen geringen Reiz dieses Werkes; sie sind in gefälliger Weise eingefügt in künstlerische Abhandlungen.

Dieses Werk wird selbst nach den „Memoiren“ der Gräfin mit Vergnügen gelesen werden — bedauern wird man vielleicht, daß es nicht einige Seiten mehr enthält.

Casimir Stryienski.



Erstes Capitel.

Caroline Murat.

Abreise nach Italien. — General Chlopicki. — Nathalie Potocka. — General Wonsowicz. — Triest. — Die Exkönigin von Neapel. — Macdonald. — Erinnerungen an Corsica. — Napoleon als Kind. — Sturm auf dem adriatischen Meer. — Ankunft in Venedig.

Ich hatte ein geliebtes Kind verloren und war infolgedessen gefährlich erkrankt: es wurde mir gerathen, nach Italien zu gehen. Welcher Art die Schmerzen auch sein mögen, die man empfindet, eine Veränderung wirkt schließlich vortheilhaft.

Man fängt damit an, daß man auf Etwas hinsieht, was man vielleicht kaum sieht, daß man auf Etwas hinhört, was man kaum hört, unmerklich aber nehmen Neugier und Interesse, welche von neuen Gegenständen erweckt werden, die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ich ging zunächst nach Wien, um einige Zeit bei meiner Mutter zu verweilen.*) In ihrem kleinen, aus alten Freunden bestehenden Kreise fand ich liebevolle Aufnahme. Die großen Gesellschaften mied ich erklärlicher Weise. Nach vierzehn-

*) Gräfin Tyszkiewicz.

tägigem Aufenthalte reisten wir nach Triest. Dort kam ich auf den Gedanken, mich wieder an meine Memoiren, die ich mehrere Jahre hindurch ganz vernachlässigt hatte, zu machen. Ich wollte mir eine Beschäftigung schaffen, die mich die Vergangenheit vergessen machte.

Reisende sind im Allgemeinen bedacht, die Orte, welche sie besucht haben, zu beschreiben, über Personen offen zu sprechen, mit welchen sie zusammentrafen, aber sie sind meist durch tausend nebensächliche Rücksichten verhindert.

Da ich lediglich für meine Kinder schreibe, so wollte ich nur eine Art Album zusammenstellen, welches durch seine Wahrheitstreue und die Verschiedenartigkeit der Gegenstände eines Tages zur Unterhaltung beitragen könnte.

Um System in meinen Bericht zu bringen, will ich ein Wort über meine Reisebegleiter sagen:

General Gregor Joseph Chlopicki,*) den wir aufgefordert hatten, mit uns zu reisen, war der geeignetste Gesellschafter, den man sich nur denken kann, nur durfte er keine Grillen haben; übrigens litt man unter denselben nicht sehr, denn wenn er mißvergnügt war, schwieg er gewöhnlich still. Er war gut, gefällig, sehr delicat und nur dann rücksichtslos und aufbrausend, wenn es sich um die Sicherheit seiner Freunde handelte — von seinen hervorragenden Leistungen als Militär rede ich nicht, da dieselben der Geschichte angehören.

Meine Tochter Nathalie, damals 18 Jahre alt, war nicht

*) Er trat 1787 in die polnische Armee und nahm Theil am Feldzuge 1792—94. Im Jahre 1797 diente er in dem polnisch-italienischen Heer, zeichnete sich dann bei Eylau, Friedland, Saragossa und Smolensk aus; 1830 wurde er zum Dictator ausgerufen. Sein Name stand auf dem Triumphbogen fälschlich Klopiski geschrieben. Seine Memoiren über die Feldzüge Napoleons erschienen in Wilna 1849.

nur vollendet schön, sie war auch geistig begabt und wohl unterrichtet, sie fand Geschmack an der Kunst und hatte ein lebhaftes Verlangen, sich fortzubilden.

Mein armer Gemahl*) hatte sich mir angeschlossen, vom Wunsche beseelt, meinen Kummer zu mildern; seiner außerordentlichen Güte war es ja stets eine Freude, sich dem Wohlergehen Anderer zu weihen. Das Verlangen, seiner tiefen Trauer um die Dahingegangene durch Errichtung eines schönen Grabdenkmals einen bleibenden Ausdruck zu geben, war für ihn nächstdem die Veranlassung, Italien nach Mustern zu durchforschen. —

In Triest erblickte ich zum ersten Mal das Meer; der Eindruck, den ich empfing, ist mir unvergeßlich! Der Anblick des Meeres hat alle Vorstellungen, die ich mir gemacht hatte, übertroffen, sonst blieb die Wirklichkeit meist hinter Dem zurück, was ich erwartet hatte. Von meinen Fenstern aus hatte ich den Blick auf das Adriatische Meer, es war ein Blick, von dem ich mich kaum trennen konnte.**)

Triest kann nur für Die interessant sein, welche, wie wir, dort einige Personen von Bedeutung antreffen; die Stadt selbst hat wenig Anziehendes.

Wir trafen Caroline Murat, die jüngste Schwester Napoleons, in Triest. Sie bewohnte damals im Jahre 1826, ein hübsches, dicht bei Triest gelegenes Landhaus; sie hatte dasselbe von einem Triester Kaufmann erstanden und es

*) General Dunin Wonsowicz, der zweite Gemahl der Gräfin. Man findet Notizen über ihn auch in „Souvenirs du baron Bourgoing" I. Theil.

**) Die Gräfin hatte eine leidenschaftliche Liebe für das Meer; in einem Brief an die Gräfin Sophie Wodzicka sagt sie: „Wie schön ist es in seiner Wuth, in den Ausbrüchen seines Zornes!"

überaus geschmackvoll einrichten lassen. Die Sorgfalt und die Thätigkeit, welche sie bei der Leitung der Arbeiten entfaltete, sollten sie allem Anscheine nach vergessen machen, daß sie einst das schönste Königreich besessen hatte.

Eine Allee von Weinstöcken, à l'italienne gezogen, führte zu einer kleinen, an der Straße gelegenen Laube, von der aus man das Meer überblickte. Dort verbrachten wir unsere



Caroline Murat, Königin von Neapel.
(Nach einem Kupferstich von L. Flammeng, welcher nach einer Miniature von Valentin angefertigt ist.)

Abende, so genußreich unter italienischem Himmel, dort sammelte ich die Anecdoten, die ich hier weitergebe.

Die Villa selbst von tadelloser Architektur, enthielt außer den eleganten Wohnräumen der Königin einen großen, Erinnerungen aller Art geweihten Salon. Ein prachtvolles Portrait Murat's zu Pferde bildete den Hauptschmuck. Caro-

line selbst zeigte Niemandem diesen Salon; der General*) aber übernahm es, zuweilen Besucher hineinzuführen.

Es war nicht leicht, dahinter zu kommen, ob eine Visite der Königin angenehm sein würde, auch wußte man nicht, wie man sich dabei verhalten sollte, aus Furcht, sich an den Etikette-Vorschriften zu versündigen — die für entthronte Fürsten oft ein Labsal im Unglück darstellen. Ich forderte meinen Gemahl auf, in Gemeinschaft mit mir den Garten zu besuchen, in welchen der freie Zutritt gestattet war. Ich hoffte, mir werde dabei der Zufall zu Hilfe kommen, und in der That, in dem Augenblick, als wir uns wieder entfernen wollten, erschien der Portier, um uns zu bitten, unsere Namen in das Fremdenbuch einzutragen. Am anderen Morgen erhielten wir bereits eine Einladung, der wir bereitwillig Folge leisteten.

Ich hatte die Königin von Neapel zur Zeit der zweiten Heirath Napoleons in Paris gesehen, sie hatte auf mich den Eindruck einer hübschen Throninhaberin gemacht. Ich sah sie jetzt mit einem noch ebenso ansprechenden Gesicht wie früher wieder. Man merkte ihr an, daß sie das Bedürfniß fühlte, sich bei Jedermann beliebt zu machen. Der Thron war verschwunden, aber sein Zauber war zurückgeblieben; er zeigte sich in pikantem Gegensatz zu der außergewöhnlichen Charakterstärke der Königin, ihrer ernsten geistigen Richtung, der Güte, der stets gleichen Laune, die durch große Unglücksfälle nicht gelitten hatte.

Das Schicksal, welches sie aller Gunstbezeugungen des Glückes beraubt hatte, war nicht im Stande gewesen, ihr die

*) Macdonald.

werthvollste zu entreißen: ein treuer Freund war ihr geblieben! Die Eigenschaften desselben waren ebenso selten, wie seine treue Anhänglichkeit; sein edler Geist spiegelte sich in seinen Gesichtszügen.*) Man behauptete, er wäre heimlich mit der Königin vermählt.**)

Während der sechs Wochen, in denen ich Beide täglich sah, war es mir nicht möglich, Bestimmtes hierüber herauszufinden; bei ihr trat Vertrauen und Achtung zu Tage, bei ihm respektvolle Ergebenheit und vollkommene Selbstverleugnung: möglich, daß auf diesen Wegen die Liebe in ihre Herzen einzog!

Es ist ja erklärlich, daß wir, da wir uns so häufig sahen, oft von Vergangenem und besonders von ihm, dem Unvergessenen, sprachen. Ich kann nur bedauern, daß ich nicht täglich niederschrieb, was die Königin mir erzählt hat. Mir sind hauptsächlich ihre Mittheilungen über die Kindheit Napoleons im Gedächtniß haften geblieben, sie trugen so sehr den Stempel der Wahrheit und Einfachheit, daß sie mich entzückten.

Wir versetzten uns oft nach Corsika; dorthin winkten der Königin ja so viele liebe Erinnerungen.

Jedes der Kinder hatte seine besondere Amme gehabt; diejenige, die für Napoleon ausgesucht worden war, war von einer außergewöhnlichen Bildung, hatte Mancherlei gelesen

---

*) In der Geschichte der Marschälle Napoleons von D. Lacroix (bei Schmidt & Günther, Leipzig, 1898) findet man über Macdonald, Herzog von Tarent, der eine Zeitlang Kriegsminister des Königs von Neapel war, ausführliche Mittheilungen. (Pag. 151 bis 158.)

**) Caroline lebte in Triest unter dem Namen „Gräfin Lipona" und war mit Macdonald in legitimer Ehe verbunden. Ueber ihren Aufenthalt in Triest giebt Jos. Turquan in seinem Werk „Prinzessin Caroline" (Schmidt & Günther, Leipzig, 1898) nähere Nachrichten.

und verfaßte sogar Lieder; eins davon galt ihrem Säugling, der Refrain hatte folgenden prophetischen Wortlaut:

„Seht meinen lieblichen Jungen,
Einst wird ein König er sein,
Fallt auf die Kniee und betet —
Betet ihn an den Gebieter!

Sie trat oft mit ihm ans Fenster und zeigte ihn den Vorübergehenden, indem sie ihr Lied sang; diese blieben wohl



Der Liebling der Familie Bonaparte.
(Nach einer Lithographie von Raffet.)

stehen, horchten auf und gingen weiter, entzückt von der Amme und ihrem Säugling, der schon theilzunehmen schien an den Vorgängen.

Als der Kleine heranwuchs, fing er auch schon an, im Hause zu commandiren, obwohl er doch nicht der Aelteste war. Alle gehorchten ihm, Alle holten sich Rath bei ihm, er leitete die Aelteren, beschützte die Jüngeren. Man liebte

ihn, weil er gut war, man achtete auf ihn, weil er ernst war. Kindereien vollführte er nie, der Schmerz entlockte ihm keine Thränen, das Verlangen nach Etwas keine Bitte. Seine Mutter war ihm leidenschaftlich zugethan; er war das einzige ihrer Kinder, für das sie eine lebhafte Zärtlichkeit empfand, dabei waren doch alle gut und geistig begabt. —

Später wurden die Beziehungen Napoleons zu den Seinigen die eines freigebigen Wohlthäters. Was diesem Verkehr einen besonderen Reiz gab, war der Umstand, daß Napoleon es gern sah, wenn ihm kleine Gegengeschenke gegeben wurden. Es machte ihm große Freude, wenn an seinem Geburtstage die Schwestern sich mit ihren Gaben einstellten

Die Königin Caroline war lange Zeit die Lieblingsschwester des Kaisers; ihr gegenüber nahm er kein Blatt vor den Mund, und auch sie durfte ihm oft die ungeschminkte Wahrheit sagen. Es kam nur darauf an, daß sie den richtigen Augenblick wählte, dann wurde er nie ärgerlich. Mehr als einmal folgte er sogar den Rathschlägen der Schwester; er versuchte stets, sie in Bezug auf gewisse ihr nahestehende Personen, welche gern die Interessen des Staates den eigenen opfern würden, aufzuklären.

Machte man ihm eine Bemerkung, so hörte er stets geduldig und aufmerksam zu; Widerspruch aber duldete er nicht. Wenn er einen Befehl ertheilte, so mußte ohne Zögern gehorcht werden. So wurde im Jahre 1812 die Königin von Neapel beordert, Marie Louise in Empfang zu nehmen, d. h. der Braut bis jenseits des Rheins entgegen zu reisen. Caroline konnte vortrefflich den österreichischen Accent, mit welchem Marie Louise französisch sprach, nachahmen: ich habe

über hierher gehörende, sonderbare Einzelheiten selten in so interessanter Weise berichten hören.

Mitten in ihren vertraulichen Mittheilungen kam sie gern plötzlich auf ihre Flucht aus Neapel zu sprechen, die sie an Bord eines englischen Schiffes in dem Augenblick bewerkstelligt hatte, als die Oesterreicher im Begriff waren, sich der Stadt zu bemächtigen.

Nachdem sie mit dem Capitän über die Bedingungen einig geworden war, hatte sie ihm den Schwur abgenommen, das Schiff in die Luft zu sprengen in dem Moment, da sie dem Feinde in die Hände fallen müßte. Sie bevorzugte stets das Aeußerste vor halben Maßregeln und war der Meinung, daß ein spontaner, energischer Entschluß auch leichter zu fassen wäre. —

Die Saison war schon vorgeschritten und so mußte ich den mir so angenehmen Aufenthalt wohl oder übel abbrechen. Unser Abschied war ein trauriger; die Erinnerung an das uns von der Königin erwiesene Wohlwollen wird stets in uns fortleben. Sie gab uns an jeden der Ihrigen Briefe mit; ihre älteste Tochter*) war es, der wir zunächst und zwar in Bologna begegneten.

Am 20. September, also um die Zeit der Tagundnachtgleiche, um 10 Uhr Abends nach einem heftigen Gewitter lichteten wir die Anker; ich empfand Furcht vor dem Meer, dem adriatischen Meer, das soviel Unheil und Schrecken in seinem Schooß birgt.

Bei dieser Gelegenheit aber habe ich bemerkt, daß das Vergnügen, sich selbst bezwungen zu haben, zu den größten

*) Lätitia, Marquise Pepoli.

zählt, die uns überhaupt werden können. Gegen Mitternacht fing der Wind an heftiger, das Meer bewegter zu werden; Segel wurden auf- und wieder eingezogen, ich bemerkte, daß an Bord eine fieberhafte Thätigkeit herrschte, that mir jedoch Gewalt an und ließ Niemanden die Furcht merken, von der ich mich zuweilen ganz übermannt fühlte.

Ich lag in den Kissen meines Reisewagens und sah mit unaussprechlichem Vergnügen den Tag dämmern. Wir hatten conträren Wind und viel Mühe, Venedig zu erreichen; die Ueberfahrt, welche gewöhnlich 8 Stunden dauert, nahm deren 11 in Anspruch.

Mit einem Mal kamen alle Fernrohre, die es an Bord gab, in Thätigkeit und man hörte laute Ausrufe der Bewunderung. Nun wurde ich neugierig und kletterte aus meinem Wagen, allein ich vermochte mit bloßem Auge nichts deutlich zu erkennen. Endlich rasselten die Anker in die Tiefe, Gondeln umringten das Schiff, um uns ans Land zu befördern.

Ich kann meine freudige Ueberraschung nicht schildern, als ich ein Boot an unser Schiff anlegen sah und in demselben meinen Sohn August erkannte; er war ja seit drei Jahren von mir getrennt gewesen, um in Genf seine Erziehung zu vollenden.

Wenn man einmal von schwerem Unglück heimgesucht wurde, so kann man nach meiner Ueberzeugung keine vollkommene Freude mehr empfinden: bei jeder Gemüthsbewegung bricht die alte Wunde wieder auf.

Weinend umarmte ich meinen Sohn; wir stiegen zu ihm in sein Boot und landeten gleich darauf auf dem St. Markusplatz.

Zweites Capitel.

Venedig und Bologna.

Die Jungfrau Bellini's. — Die Magdalena Titian's. — Die Büste der Helena. — Die Marquise Pepoli, Tochter der Königin Caroline. — Der Abbé Mezzofanti. — Das unterbrochene Skizziren.

Wer Venedig nicht gesehen hat, hat Nichts gesehen, und wer es nicht sah, kann nie etwas Gleiches sehen oder gesehen haben. Fern von mir bleibe jene Bewunderung gewöhnlicher Reisender, die bei den in den Meerboden eingerammten Pfählen beginnt. Lady Morgan war vielleicht die Einzige, die Venedig zu schildern verstand.*) Diese Stadt müßte ganz andere Gebieter haben, solche, die den Mißbräuchen der alten Aristokratie steuern und der Stadt zugleich die Herrschaft über die Meere, die solange in ihren Händen war, erhalten.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Lady Morgan ist Verfasserin mehrerer einst vielgelesener Werke, darunter Reisebeschreibungen durch Italien (1821) und Frankreich (1817). Auch Memoiren hat die Dame hinterlassen, welche 1865 in dritter Auflage erschienen.

Ich weilte acht Tage in Venedig. Des Morgens zeichnete ich*), des Abends ging ich spazieren; vor allen Dingen liebte ich es, mich von den Wellen des Canal grande schaukeln zu lassen. Die an demselben gelegenen Paläste, deren maurische Architectur etwas ganz Neues für mich war, entzückten meine Phantasie, ich belebte sie mit wunderbaren Wesen. Meine Träumereien wurden stets von dem Gondolier unterbrochen, der sagte:

„Dies ist das Haus, in welchem Lord Byron gewohnt hat.“ Es bestätigt sich doch stets und allerwärts, daß ein großes Talent allgemeine und dauernde Bewunderung erweckt!

Drei Meisterwerke, die ich in Venedig fand, hinterließen bei mir einen bleibenden Eindruck. In der Sakristei der Capuziner-Kirche, die zu den einfachsten und zierlichsten Bauwerken Palladio's**) zählt, hängt ein kleines Madonnenbild Bellini's; Maria hält das Kind auf den Knieen, während zwei Engel, die es ansehen, es mit dem Spiel ihrer Mandolinen in Schlummer zu wiegen suchen. Ist die Composition an sich schon reizend, so ist die Ausführung die zarteste, die man sich denken kann, Conturen und Colorit sind wunderbar. In

---

*) Es ist bekannt, daß Gräfin Potocka-Wonsowicz viel Talent für das Zeichnen hatte. Ihre Enkelin, die Frau Gräfin Alfred Potocka, geborene Fürstin Sangusko, ist im Besitz von einigen Zeichnungen der Großmama; 1795 schon hat Duvivier einige von den Zeichnungen der damaligen Anna Tyszkiewicz in Kupfer gestochen; andere wurden in „Tygognik Illustrowany“ im Jahre 1897 veröffentlicht, und zwar als Illustration zu Alexander Kraushar's Werk „Die exilirten Bourbonen in Mitau und Warschau“.

**) Anmerkung des Uebersetzers. Von Andrea Palladio, der 1580 in Venedig gestorben, stammen eine große Anzahl von Kirchen- und Palastbauten. Namentlich Venedig und Vicenza sind voll von Erinnerungen an den berühmten Meister, der in der Baukunst eine epochemachende Rolle spielte.

dem Bilde entzückt Alles; man vertieft sich in dasselbe wie in den Anblick eines schönen Kindes.*)

Im Palaste Barbarigo, der mir durch Unsauberkeit von Vestibul und Treppe auffiel, ließ ich mir das Atelier Tizian's zeigen; es war ein düsterer Raum voller Bilder, die von Staub starrten; ich wollte mich eben, von Ekel erfaßt, wieder entfernen, als die mich führende Alte rief:

„Ecco la Maddalena!“

Ich wandte mich wieder um und erblickte eine in Thränen aufgelöste Frauengestalt, in welcher der Schmerz in einer so edlen, ergreifenden Weise zum Ausdruck kommt, daß man es kaum begreift, wie es dem Künstler möglich wurde, inmitten eines so gewaltigen Schmerzes noch der Schönheit zu ihrem Recht zu verhelfen. Je mehr ich mich in das Bild vertiefte, desto mehr steigerte sich meine Bewunderung. Diese Magdalene Tizian's ist keine über ihre Sünden jammernde Kokette; es ist eine edle Frau, welche die Gaben, die ihre Verführung veranlaßten, ihrem Gott darbringt. Sie ist unglücklich und sucht bei Gott Zuflucht und Verzeihung, welche die Menschen ihr verweigern. An die Qualen der Buße, die ihrer Schönheit noch keinen Abbruch thaten, kettet sich ihre Feuerseele!

Der Zustand der Verwahrlosung, in welchem sich das Palais Barbarigo befand, erweckte in mir die Hoffnung, man könne das prachtvolle Bild erwerben.**) Mein Erstaunen war

*) Anmerkung des Uebersetzers. Giovanni Bellini, genannt Giambellini, war der Lehrer Tizian's (1428—1516). Das hier erwähnte Bild in der Sakristei der Frari gehört zu seinen besten und ist in fast allen Reisecompendien erwähnt, auch bei Burckhard: „Cicerone“.

**) Es ist hier wahrscheinlich die Tizianische Magdalena in der Eremitage zu Petersburg gemeint.

kein geringes, als ich hörte, der alte Marquis, der über eine Rente von 7000 Zechinen*) verfügt, gefalle sich in seinem vernachlässigten Palais, und lehne verächtlich die ihm von seiten englischer Touristen gebotenen hohen Kaufpreise ab.

Das dritte Meisterwerk, welches ich für mein Leben gern mitgenommen hätte, befindet sich im Palazzo Grimani, welcher zu den elegantesten zählt, die ich in Italien gesehen habe. Ein entzückendes kleines Museum, das einem Entwurf Sansovino's sein Entstehen verdankt, enthält eine Büste Helenas aus der Blüthezeit griechischer Kunst: es ist eine Apologie des trojanischen Krieges, wie man sie sich schöner nicht denken kann. Der Castellan erzählte, der Fürst Esterhazy habe einen Kaufpreis von 2000 Louisd'or geboten; das Anerbieten macht dem Herrn Ehre — alle Ehre aber gebührt auch dem Besitzer, der es abwies!

Ich schied ungern von Venedig. Ich habe seine schönsten Kirchen besucht und mich gewundert, in denselben eine so geringe Anzahl von schönen Mausoleen gefunden zu haben. Das einzige Bemerkenswerthe ist das des Dogen Andrea Vendramin; die Statuetten, welche dasselbe zieren, sind sehr anmuthig und die halbgothischen Ornamente geschmackvoll, das Denkmal, von Alessandro Leopardo 1472 ausgeführt, befindet sich in der Kirche San Giovanni Paolo.

Am 29. September trafen wir in Bologna ein und nahmen Wohnung im „Löwen von St. Marcus“; man wies uns die für Souveräne reservirten Zimmer an; wir waren recht gut aufgehoben, mußten aber auch tüchtig bezahlen. Am Morgen nach unserer Ankunft beförderte ich sogleich den

---

*) Eine Zechine gleich 22 Lire.

mir von Königin Caroline behändigten Brief an die Marquise Pepoli. Bald darauf stellte sich auch die Dame bei mir ein. Sie war von großer Gestalt und recht hübsch, nur bei ihrem noch jugendlichen Alter etwas zu beleibt. Der Klang ihrer Stimme, ihre Gesichtszüge, ihre mir ausgesprochenen Anschauungen hatten etwas Männliches; ihr Gemahl war klein, kugelrund und hellblond, er schwitzte sehr, sprach wenig, und nur italienisch; er begnügte sich, zu Allem was seine Gemahlin sagte, Zeichen der Billigung zu machen. Sie luden uns ein und machten uns auf das Zuvorkommendste auf alle Sehenswürdigkeiten der Stadt aufmerksam.

Je näher ich die Marquise kennen lernte, desto mehr merkte ich ihr an, daß sie zu Denen zähle, welche erst am letzten ihrer Tage lachen werden; sie war weniger aufgebracht über das Benehmen ihrer Feinde als ihrer Verwandten und hatte im Allgemeinen eine nachsichtige Auffassung.

Was den Marquis betrifft, so gewinnt er bei näherer Bekanntschaft sehr, er ist vielleicht sogar ein ausgezeichneter Mann; er liebt seine Kinder zärtlich und bewundert seine Gemahlin, die eifrig beschäftigt ist, den zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen.

Es giebt Reisende, welche behaupten, Bologna wäre im Mittelalter dasselbe gewesen wie Pompeji im Alterthum. Ich bin einer andern Meinung: ich habe in Bologna Nichts als wiederhergestellte Monumente gesehen.

Nur die San Petronio-Kirche ist solcher Entweihung entgangen und zwar aus dem Grunde, weil sie noch nicht vollendet war. Man hat sich damit begnügt, sie im Innern

neu zu bemalen und den Meridian, welchen Cassini*) um 1655 auf die Quadern verzeichnete, wieder sichtbar zu machen.

Ich konnte nicht umhin, dem berühmten Abbé Mezzofanti**) einen Besuch zu machen. Gelehrte von Profession sind meist trocken, pedantisch und langweilig. Dieser kam mir noch dazu wie ein richtiger Tartuffe vor: er hatte ein so süßliches Wesen und war so voll erkünstelter Demuth; er führte das Verdienst seiner umfassenden Sprachkenntnisse auf die Güte der Vorsehung zurück und verglich sich in diesem Punkte mit den Aposteln. Er sprach fortwährend und zwar in sehr correcter Weise polnisch mit mir und versicherte mir, er könne sich ebenso geläufig in 32 Sprachen ausdrücken. Als ich ihn aber bat, mir auf arabisch den Namen meiner Tochter niederzuschreiben, machte er einige vergebliche Versuche, schützte dann Papiermangel vor und brachte mir seine Uebersetzung erst am anderen Tage — mit Hülfe eines guten Dictionärs hätte ich dasselbe geleistet!

Die Bibliothek des sprachkundigen Mannes ist sehr umfangreich, ohne gerade schön zu sein; ob sie werthvolle Werke enthält, weiß ich nicht, denn der Herr Abbé, der sich selber so gern zeigte, zeigte uns Nichts, was bemerkenswerth gewesen wäre.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. War Professor der Astronomie an der bereits 1119 gegründeten Universität, der ältesten Europas. Cassini wurde später Director der Pariser Sternwarte. Im 15. und 16. Jahrhundert war Bologna Sitz einer berühmten Malerschule, zu derselben zählten die Caracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino, deren Werke in diesem Buche theilweise Erwähnung finden.

**) Er starb 1849 zu Rom als Cardinal, war ein berühmter Linguist.

Ich fand in Bologna nur ein altes Gebäude, die sogenannte Mercanzia, die der Mühe verlohnte, gezeichnet zu werden. Das in gothischem Styl aufgeführte Bauwerk dient jetzt als Aufbewahrungsort für allerhand Waaren. Ich faßte, nachdem ich es gezeichnet, den Entschluß, nichts weiter zu skizziren, denn ich wurde in den Straßen stets von Leuten umringt, die mich in plumper Weise frugen, was ich da machte. Ich ersuchte vorübergehende Offiziere, mich doch aus der Verlegenheit zu ziehen, allein diese entschuldigten sich mit dem Bemerken, es wäre schwierig, sich dem Volke begreiflich zu machen. In der That schien dasselbe Einwendungen gegen sein Benehmen kein Gehör zu schenken.

Glücklicherweise kam die Besitzerin des Hauses, gegen welches ich mich beim Zeichnen gelehnt hatte, auf die Straße und lud mich zum großen Gaudium der versammelten Menge zu sich ein.

Nach einem Aufenthalt von vier Tagen in Bologna reisten wir nach Florenz ab; wir brauchten, da unsere Wagen schwer bepackt waren und die Wege über Berg und Thal führten, dreißig Stunden, ehe wir am Ziel anlangten.

Drittes Capitel.

Fürst Poniatowski und Fürst Demidoff.

Der Onkel der Gräfin. — Frau Luigi. — Die Florentiner Bildhauer. — Ein fürstliches Haus. — Michel Angelo. — Canova.

Der erste Eindruck, den ich von Florenz empfing, war der einer kleinen Stadt — man sieht so wenig besonders schöne Palais, so wenig Equipagen! Dafür allerdings ist die Lage eine entzückende. Die Straße von Venedig hierher geht durch lauter Gärten; je mehr man sich der toscanischen Grenze nähert, desto cultivirter wird das Land. Die Weingelände geben diesem glücklichen Landstriche etwas so überaus Festliches.

Mein Aufenthalt in Florenz hatte einen doppelten Zweck. Ich wollte den alten Onkel, von welchem ich in meinen „Memoiren“ sprach, besuchen.*) Ich hatte ihn solange nicht gesehen. Er kam gleich am ersten Tage nach unserer Ankunft zu uns und lud uns für den anderen Tag zu sich zu Tisch ein. Er hatte eine Haushälterin, die Frau Luigi, Mutter

*) Fürst Stanislaus Poniatowski, Bruder von der Mutter der Gräfin. Man sehe die „Memoiren“ Seite 40.

einer Anzahl Spätgeborener; sie wurde mir vorgestellt als eine gute, eine treue Freundin; ich behandelte sie kalt, allein dies schien sie nicht zu kümmern, und sie präsidirte bei Tafel mit einer von keiner Verlegenheit getrübten Würde. Sie war vielleicht 50 Jahre alt, ihre Gestalt, ihre Manieren konnte man nicht gerade fein finden. Sie war klein, dick und schminkte sich, denn sie wollte für jung gehalten werden. Sie war bemüht, ihren Blicken bald einen zärtlich-schmachtenden, bald einen pfiffig-pikanten Ausdruck zu geben, je nachdem dieselben meinem armen Onkel oder einem Kavallerie-Obersten mit großem Schnurrbart galten, den man mir als einen „Hausfreund" vorgestellt hatte. Diese Verhältnisse brachten mich in eine recht schiefe Stellung. Mein Onkel, der Geist genug hatte, fühlte dies heraus.

Er zeigte uns zunächst sein ganzes Haus und führte uns schließlich zu seiner jüngsten Tochter, welche leidend war und zu Bett lag — trotzdem traten, und zwar nach einer dringlichen Aufforderung, auch die Herren ein. Wir fanden ein sechzehnjähriges, hübsches Mädchen, das sehr niedlich in einem mit rosa Schleifen geschmückten Bett lag und beim Eintritt meiner Reisebegleiter durchaus nicht in Verlegenheit gerieth.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich flüchtete, sobald als es irgend anging, aus diesem Hause, froh, meine Tochter nicht mitgenommen zu haben; ich nahm mir vor, es nur dann wieder zu betreten, wenn ich sicher wäre, meinen Onkel allein anzutreffen.

Diese Umstände schienen wohl geeignet, die Annehmlichkeiten zu stören, die ich von meinem Aufenthalt in Florenz erwartet hatte, allein ein völlig unerwartetes Ereigniß brachte Alles in Ordnung. Mein Onkel besuchte mich jeden Abend;

eines Abends theilte er mir nicht ohne ein wenig Verlegenheit mit, daß er im Begriff wäre, nach Monte Rotondo, seinem Landsitz in der Nähe von Livorno, abzureisen.

Es war nicht schwer, den wahren Beweggrund zu dieser Wohnungsveränderung zu errathen: man wollte von mir einen Mann fernhalten, dessen schwächlicher Charakter nur dann eine vollständige Abhängigkeit und Gefügigkeit sicherte. Ich that Nichts, um ihn seinem Reisevorhaben abwendig zu machen: man darf die Leute bei Dem, was sie für ihr Glück halten, nicht stören. Er reiste also mit ihr ab: sie, die sich meines kalten Verhaltens wegen so gern an mir rächen wollte, that mir vielmehr den Gefallen, mich aus einer großen Verlegenheit zu ziehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun konnte ich meine Zeit dazu verwenden, mich der Schätze der schönen Arnostadt nach Gefallen zu erfreuen.

Die Bildhauerkunst ist in Florenz besonders gefördert worden; es waren zur Zeit meines Aufenthaltes auf einer Ausstellung Statuen zu sehen, die Zeugniß für das große Talent der Verfertiger ablegten. Eine derselben machte einen tiefen, tragischen Eindruck auf mich: sie glich dem Kinde, welches ich beweinte! Ich ließ eine Copie anfertigen, welche ich für die Todtenkapelle bestimmte, mit deren Errichtung wir uns trugen. Ich hatte eine Gipsmaske bei mir, welche dem Künstler zur Aushilfe diente, sodaß die kleine Statue geradezu vollkommen wurde.*)

Wer eine ernste geistige Richtung hat, wer von schwerem

*) Sie befindet sich jetzt im Dom zu Krakau, in welchem wir eine Capelle haben errichten lassen. (Anmerkung der Gräfin Potocka-Wonsowicz.)

Unglück betroffen wurde, wird finden, daß Italien einer Melancholie förderlich ist, welche in der Vergangenheit, welche von Erinnerungen zu leben wünscht. Hier spricht Alles von entschwundener Zeit, man wird mit dem Gedanken an den Tod vertraut. Die schönsten Erzeugnisse der Kunst waren bestimmt, Ruhm, Schmerz oder Eitelkeit zu verewigen. Eine andere Empfindung, welche wohl nur von einer vom Unglück geschlagenen Mutter verstanden werden wird, ließ in mir den Gedanken entstehen, für meinen Sarcophag Bestimmungen zu treffen.

Allein meine Lage legte mir doch zunächst andere Pflichten an's Herz: ich hatte meine Tochter in die Welt einzuführen.

Das Haus des Fürsten Demidoff war das Stelldichein aller Fremden. Dieser Grandseigneur hielt eine französische Schauspielertruppe, gab Abendgesellschaften und Bälle.

Ich ließ mich also bei Demidoff einführen, und fand zu meinem nicht geringen Erstaunen die Sitten Asiens verpflanzt in ein civilisirtes Land — fand einen großen Luxus neben großer Unsauberkeit, eine Pracht ohne Geschmack — die Anmaßung der Unwissenheit!

Die Salons Demidoff's waren angefüllt mit Gemälden, mit Bronzen, mit Gegenständen aus Malachit: der Mehrzahl nach nichts wie elende Copien! Der Malachit der Vasen und sonstigen Gefäße, mit vergoldeten Zierrathen überladen, machte keinen angenehmen Eindruck. Es war das Palais des Plutus, überall der Schimmer des Goldes — Gold war die Hauptsache.

Man kann sich nichts Groteskeres denken, als die Art, wie die Schwester Demidoff's den Besuchern ihre Schätze wies.

„Sehen Sie hier, ist dies nicht schön? Sie haben so

Etwas noch nicht gesehen — Schauen Sie dies an, ich bitte sehr. Niemand ist im Besitz von Aehnlichem."

Die Dame sprach nur in Superlativen der Bewunderung, sodaß man selber keine mehr zur Verfügung hatte.

An den Empfangstagen wurden unter Glasglocken kostbare Kleinodien ausgestellt: man lehnte es nicht ab, sie zu verkaufen, wenn sich die Gelegenheit bot. In Bezug auf Einladungen war man wenig wählerisch und es ist erklärlich, daß zwei Diener, die sich besonderen Vertrauens erfreuten, die Glasbehälter im Auge behalten mußten, auf daß keiner der kostbaren Gegenstände der Bewunderung eines Gastes zum Opfer fiel.

Der Herr des Hauses, schon bejahrt und gelähmt, ließ sich in einem Rollstuhl durch die Menge seiner Gäste fahren, je dichter dieselbe war, desto zufriedener zeigte sich der Herr. Dieser arme Plutus litt an Hüftweh, das ihm mitunter einen kleinen Aufschrei erpreßte, der mit Zuckungen verbunden war; trotzdem ließ er sich in der Unterhaltung nicht stören.

An dem Tage, an welchem ich zum ersten Mal in seinem Hause war, gab es eine Theatervorstellung. Es wurde ein kleines Stück gegeben, in welchem von Nichts die Rede war, als von Geld und Reichthümern. Der Hausherr applaudirte aus Leibeskräften, er war ganz entzückt, und seine Gäste waren es nicht minder in Folge des doppelten, ihnen unentgeltlich gebotenen Schauspieles.*)

---

*) Stendhal spricht in seinem „Spaziergange in Rom" auch von Demidoff und sagt: „Der Fürst war ein eigenthümlicher Mann, sehr reich, sehr wohlthätig; er sammelte Köpfe vom Maler Greuze und Reliquien des heiligen Nicolaus; er hielt in Rom eine französische Schauspielertruppe; im Palast Ruspoli wurden Pariser Vaudevilles aufgeführt.

Wenn ich die Uffiziengallerie verließ, machte ich stets Halt vor dem schwarzen Cortile,*) welches geschmückt ist mit den weißen Statuen Michel Angelo's.

Ich habe eine ausgesprochene Vorliebe für altes Gemäuer, welches man in fast allen Städten Italiens antrifft; die bräunliche Farbe hat etwas so warmes und stimmt entzückend mit der Bläue des italienischen Himmels.

Meinem Urtheil nach hat Michel Angelo sein ganzes



Satyrmaske von Michel Angelo im Bargello.

Talent in die anatomische Genauigkeit seiner Figuren gesteckt; die Zeichnung derselben ist stets wunderbar; allein diese Gestalten drücken Nichts aus, sie haben kein Leben. Das gilt besonders in Bezug auf seinen in Florenz befindlichen David.**)

Einmal hörte eine Vorstellung erst eine Viertelstunde nach Mitternacht auf, sodaß der Freitag noch mit 15 Minuten betheiligt war. Die Polizei bereitete dem Fürsten in Folge dessen allerhand Scherereien. Der wohlthätige Russe vertauschte nun Rom mit Florenz."

*) Die Gräfin meint wohl die bekannte Loggia des Orcagna auf der Piazza della Signoria.

**) Diese Statue stand damals vor dem Palazzo vecchio.



David von Michel Angelo.



Bachus von Michel Angelo im Bargello.

Man rühmt auch seine, die Nacht darstellende Statue auf dem Grabdenkmal des Giuglio de Medici, allein ich war unangenehm überrascht von diesem „Meisterwerk“. Es ist das Bildniß einer ganz gewöhnlichen dicken, ungestalteten Frau, welche schläfrig zu sein scheint. Die Sakristei und die prächtige Capelle des heiligen Laurentius erscheinen mir nicht auf der Höhe des ihnen allgemein gezollten Lobes. Es ist ärgerlich, zu sehen, daß soviel Reichthümer an einen Bau von verdorbenem Geschmack gewendet wurden. Ich ziehe die Santa Croce-Kirche vor, in welcher mehr als ein schönes Mausoleum große Erinnerungen wachruft.

Das Alfieri's gilt für eines der vorzüglichsten Werke Canova's. Ich weiß nicht recht, weshalb es mir so vorkommt, als verdiene dieser Künstler den Ruhm nicht ganz, dessen er sich erfreut. Ich habe seine Werke genau geprüft und zu mir selber gesagt: es mangelt dem Künstler das Genie, er hat nur Talent. Seine Werke zeigen wohl Grazie, sind aber eintönig; seine Figuren haben etwas Monotones und Nichtssagendes in den Köpfen: hat man eine gesehen, so kennt man sie alle. Es gehört ein gewisser Muth dazu, sich nicht unter eine allgemein verbreitete Meinung zu fügen. Viele mögen wohl ebenso gedacht haben, wie ich, wagten aber nicht, es zu bekennen.

Ich beurtheile ein Kunstwerk nach dem Eindruck, den es auf mich macht.

Viertes Capitel.

Louis und Joseph Bonaparte.

Entthronte Könige. — Die Engländerinnen. — Abschied vom Fürsten Stanislaus Poniatowski. — Die Ruinen von Spoleto.

Der frühere König von Holland, Louis Bonaparte, der sich den Namen Graf von Saint-Leu beigelegt hatte, wohnte in Florenz. Sein Sohn,*) für den die Königin Caroline, seine Tante, mir einen Brief mitgegeben hatte, besuchte mich zu verschiedenen Malen. Er war ein junger liebenswürdiger Mann, sehr hübsch und von feinen Manieren. Ich konnte ihm anmerken, daß es ihm sehr angenehm sein würde, wenn wir die Bekanntschaft seines Onkels Joseph Bonaparte machen würden, dessen Tochter er soeben geheirathet hatte.**) Ich entsprach auch seinem Wunsch und fand einen merkwürdigen Unterschied zwischen Joseph Bonaparte's Heim

---

*) Napoleon Louis, der älteste Sohn Louis, und Bruder Napoleon III. Er starb zu Pesaro 1831. Interessante, wenig bekannte Mittheilungen über ihn bringt Jos. Turquan in seinem Werke „La Reine Hortense“, deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898. Pag. 188 ꝛc.

**) Charlotte, die jüngste Tochter Josephs.

und dem der Königin Caroline Murat in Triest. Die Familie traf ich beisammen in einem schlecht erleuchteten Saal in dumpfer, trauriger Stimmung. Die junge Frau, von der Natur vernachlässigt, war geradezu lächerlich in ihrem Gebahren als „Prinzessin". Die Mutter, Gemahlin Josephs



Louis Bonaparte.
(Nach dem Bilde von Lefèvre, gestochen von Ruotte.)

schien gutherzig, aber — wie mochte sie sich nur als Königin ausgenommen haben! Joseph selbst vereinigte in sich zwei Aehnlichkeiten, welche man in ein und derselben Person anzutreffen erstaunen wird. Er hatte Etwas von dem gutmüthig-lässigen Wesen Ludwig XVIII und dazu die scharf geprägten Züge der Bonapartes. Seine Unterhaltung bewegte sich in

sanften, verbindlichen Formen; er vergaß Nichts, was unsrer nationalen Eitelkeit schmeicheln könnte, und sprach viel über Polen. Es schien ihm weder an Geist, noch an Kenntnissen zu fehlen; aber auch er liebte es, den König zu spielen, was umso merkwürdiger ist, da er doch freiwillig verzichtet



Joseph, König von Spanien.
(Nach dem Bilde von Lefèvre, gestochen von Ruotte.)

hatte, ein König zu sein. Während unsres Besuches trafen die „Hofleute“ ein, die sich jedoch dem Exkönig nicht näherten, sondern sich im Hintergrunde hielten; ich habe etwas Aehnliches in Polen gesehen, wenn die Magnaten von ihren Parasiten umringt waren. Unterhaltend war das Alles nicht! Da die junge Prinzessin mir erst am Tage vor

meiner Abreise ihren Gegenbesuch machte, so kam es zu keinem weiteren Verkehr. —

Die Engländerinnen, denen ich in Italien begegnete, gefielen mir ganz und gar nicht. Diese Insulanerinnen scheinen so sehr von ihrer Bedeutung und ihren Verdiensten durchdrungen, daß man nach ihrer Auffassung das Glück ihrer Bekanntschaft nicht teuer genug bezahlen kann. Ich bezweifle jedoch, daß sie angenehm und interessant genug sind, um für Opfer zu entschädigen. Ich spreche von den „Ladies“; die niedriger stehenden Damen erscheinen angenehmer. Ihre Manieren sind verschieden, je nach dem Grade der Vornehmheit, welche sie Denen unter den Ihrigen beimessen, mit denen sie verkehren; ihre Genealogien wissen sie auswendig und eine hundertjährige Noblesse kommt in der Art, wie man grüßt oder einen Gruß erwidert, zum Ausdruck.

Da mein Sohn den Wunsch ausgesprochen hatte, mich nach Rom zu begleiten, wartete ich einen Brief seines Vaters*) ab, dessen Zustimmung wir eingefordert hatten.

So wie die Erlaubniß eingetroffen war, machte ich Vorbereitungen für meine Abreise, die ich beschleunigte, da ich gern fort sein wollte, ehe mein Onkel zurückkehrte. Ich sah ihn trotzdem wieder, aber bei mir. Da ich weiß, daß man in seinem Alter das Abschiednehmen haßt, so sagte ich ihm von meiner bevorstehenden Abreise Nichts, ließ ihm aber einen Brief zurück, in welchem ich ihm begreiflich zu machen suchte, wie überaus peinlich es mir gewesen wäre, ihm nicht alle die Aufmerksamkeiten erweisen zu können, zu denen mein

*) Graf Alexander Potocki, der erste Gemahl, von dem die Verfasserin sich hatte scheiden lassen. Die polnische Kirche hatte die Scheidung als zu Recht bestehend anerkannt.

Herz mich bestimmte — hätte ich ihn nur in andern Verhältnissen angetroffen.

Am 8. November reisten wir ab. Der Herbst war schon vorgeschritten und das Wetter kalt, so daß ich mir Vorwürfe machte, meine Abreise so lange hinausgeschoben zu haben.

Das Land zwischen Florenz und Perusa bietet nichts Interessantes, auch der trasimenische See nur durch seine historischen Erinnerungen; ich befand mich, bis wir die Ruinen von Spoleto*) erreicht hatten, in einem völlig theilnahmslosen Zustande, vielleicht trug dazu das neblige Wetter bei. Spello, die von Cäsar erbaute Stadt, liegt und ist selbst ungemein malerisch; auf der einen Seite erblickt man das Amphitheater, auf der andern einen Hügel, der mit unzähligen Arcaden, mit den Ueberbleibseln von Wasserleitungen, Palästen und sonstigen Ruinen bedeckt ist — es ist die Vorrede zum alten Rom.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist das alte Spoletium, welches Hannibal einen so heldenmüthigen Widerstand leistete. Spoleto war erst Hauptstadt eines lombardischen Herzogthums, jetzt ist es Sitz eines Erzbischofs.

Fünftes Capitel.

Ankunft in Rom.

Die Porta del Popolo. — Das Coliseum. — Die Familie Barberini. — Der Bankier Torlonia, Herzog von Bracciano. — Ein Geschäftsmann. — Die Herzogin von Bracciano. — Delphine Gay besingt die Schönheit von Nathalie Potocka.

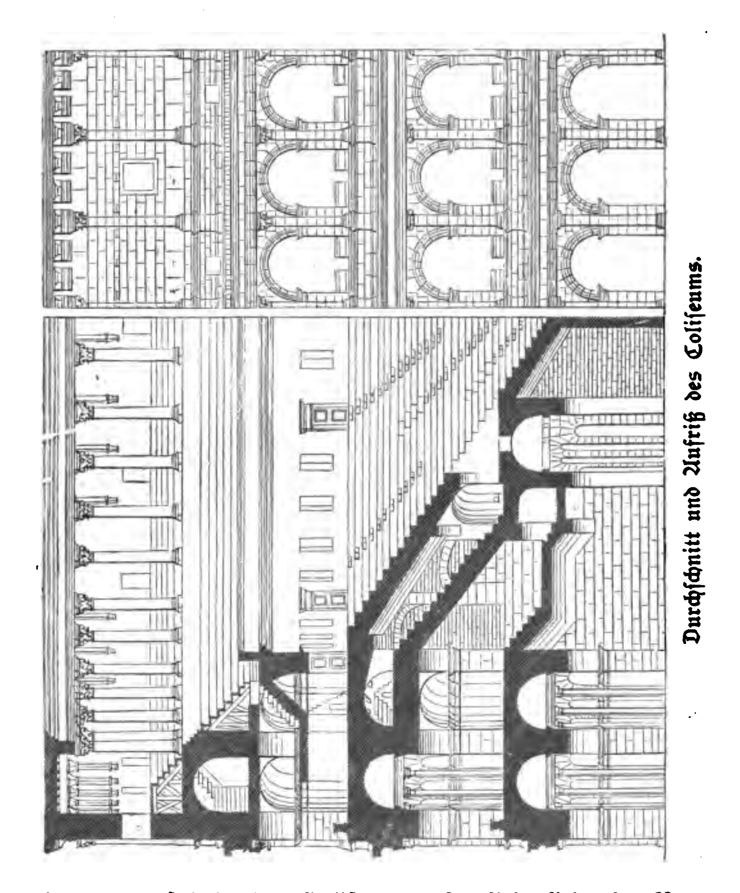
Am Morgen, an dem ich in der ewigen Stadt erwachte, empfand ich etwas wie Gewissensbisse, daß ich bei meiner Ankunft keinen Ausruf des Entzückens ausgestoßen hatte, wie es bei anderen Reisenden üblich ist — ach, Nichts was ich gesehen hatte, entsprach meinen Erwartungen!

Wie alle Reisenden, die von Florenz kommen, hielt ich meinen Einzug durch die Porta del Popolo. Ich hatte mir einen Triumphbogen in edelstem Styl gedacht — ich sah ein Bauwerk italienischen Styls von Vignole wie mir gesagt wurde. Wir fuhren über einen großen schönen, fast völlig menschenleeren Platz. Wehe Denen, die einen prüfenden Blick auf die rechts und links zur Seite liegenden Springbrunnen werfen — es erwartet sie eine weitere Enttäuschung — es sind neuere und unbedeutende Kunstschöpfungen.

Da es schon spät am Abend war und stark regnete, war

man genöthigt, sich bis zum anderen Morgen im Hotel Torlonia festzusetzen, wir bekamen bequeme und große Zimmer.

Am 16. November Morgens, es war noch immer trübe



Durchschnitt und Aufriß des Coliseums.

und regnete, sah ich das Coliseum — für sich allein eine Reise nach Rom werth! Es ist keines von jenen Bauwerken, für deren Werth ein Kenner allein Verständniß hat, es ist keiner jener antiken Ueberreste, die dem Forscher, dem Gelehrten

allein gehören: es ist eine lebendige Erinnerung an die Größe Roms, es ist ein Trümmerstück von seiner alten Pracht. Alles überrascht, entzückt das Auge; welche Einfachheit, gepaart mit Eleganz, welche Harmonie, welche Schönheit der architektonischen Linien! Wenn man bedenkt, daß eine einzige Generation den Bau entstehen und vollenden sah, so ist man starr vor Erstaunen. Vespasian, nach seiner Rückkehr aus dem Kriege wider die Juden, verwendete die Gefangenen beim Bau dieses gigantischen Werkes, Titus bestimmte es zunächst für die Kampfspiele.

Hundert Tage lang währten bei der Einweihung die Kämpfe der Gladiatoren unter sich und mit den wilden Thieren; es wurden 5000 wilde Thiere getödtet, es fielen beinahe ebensoviele Gladiatoren! Ueber drei Jahrhunderte diente das Coliseum diesen blutigen Schauspielen; es wurde dann von dem Geschlechte der Anibaldi in ein festes Schloß umgewandelt; um 1332 wurde ein Turnier darin abgehalten. Dann hat es Material für die Paläste vornehmer Römer, namentlich für den der Barberini, liefern müssen. Durch Kanonen ließ Urban VIII (Barberini) einen großen Theil der Galerien zerstören, um leichter die Säulen und Nischen, die er für den Palast seines Neffen brauchte, entfernen zu können.*) Aber all diese verbrecherischen, diese barbarischen Attentate vermochten nicht das gewaltige Werk eines einzigen Menschen zu zerstören. Noch steht das Coliseum, Jahrhunderte sah es vorbeiziehen: es scheint seinen Antheil an der Unsterblichkeit zu haben.**)

---

*) Daher stammt das bekannte Sprichwort „Quod non fecerunt barbari fecere Barberini."

**) Jean Jacques Rousseau, der in Paris eine durchaus wahrheits-



Innere Ansicht des Coliseums.

Den Reisenden würde man einen großen Dienst erweisen, wenn man sie mit verbundenen Augen bis in diesen, vom Centrum entfernten Stadttheil führen würde. Das moderne Rom ist wenig geeignet, auf den Anblick dieser geweihten Stätte der alten Welt vorzubereiten: schmutzige Straßen, schlecht gebaute Häuser, Nachlässigkeit, Unreinlichkeit überall — das heutige Elend neben einstiger Pracht!

Ein einziger Stadttheil Roms scheint für die Aristokratie unter den Besuchern auserlesen zu sein, es ist die Piazza d'Espagna und Nachbarschaft. Wir wohnen in der via del Croce, 50 Louisdor für den Monat, dabei sind, um die großen Räumlichkeiten zu erwärmen, nur zwei Kamine vorhanden: in Rom muß man von der Sonne und von Erinnerungen leben.

Am 22. November.

Der einzige römische Fürst, der sich für verpflichtet hält, Gäste zu empfangen, ist ein gar seltsamer Herr.

Der Bankier Torlonia, Herzog von Bracciano, spanischer Grande, Marquis von Roma Vecchia, Herr auf und von 2c., empfängt einmal in der Woche alle sich in Rom aufhaltenden vornehmen Fremden. Sein Haus ist der Inbegriff aller Pracht. Man findet darin — eine Seltenheit in Rom — das Antike mit dem Modernen vereint. Das verdutzte Wesen, mit dem der Herzog seine Gäste empfängt, setzte mich ebenso

gemäße Beschreibung des Coliseums gelesen hatte, fand den Autor lächerlich „seiner Uebertreibungen wegen". Rousseau würde, wenn er es gesehen hätte, sehr kleinlaut geworden sein und, weil ihm die Worte gefehlt hätten, sich vor seinen Lesern gefürchtet haben (Stendhal).

sehr in Erstaunen, wie der Umfang seines Vermögens. Seine Gemahlin ging ihm geschäftig zur Hand und schien, wie er, ganz benommen zu sein von der Stellung, welche ihnen durch ihren ungeheuren Besitz angewiesen ist, einen Besitz, der auf nicht ganz saubere Weise erworben sein soll. Es wird erzählt, daß in dem Augenblick, da die Franzosen in Rom einzogen, Torlonia ihnen seine Dienste anbot und ungeheure Schätze, darunter die Diamanten der Jungfrau von Loretto, die ihm „nach Gewicht" anvertraut wurden, in Aufbewahrung erhielt. Er gab sie später heraus, ohne daß die Empfänger sich darum kümmerten, ob die echten Edelsteine nicht etwa Nachahmungen Platz gemacht hätten. Sicher ist, daß die Herzogin von Bracciano im Besitz der prachtvollsten Geschmeide war.

In den Morgenstunden weilte der Herr Herzog in seinem Cabinet, durchblätterte Wechsel, Creditbriefe, zählte selbst das Geld nach, thürmte Goldstück auf Goldstück, wog Ducaten, die von Fremden mitgebracht und gewechselt waren u. s. w.: er verschmäht auch nicht den kleinsten Profit!

Während dem rennt die Herzogin aus der Küche in den Keller, aus dem Keller in die Küche, prüft die von der Köchin gemachten Markteinkäufe, zankt mit den Dienstboten, giebt mit mit einem Wort Zeugniß einer ganz außerordentlichen Energie. Sie kümmert sich um Alles bis zu dem Augenblick, da sie als vornehme Dame aufzutreten hat und den Dienern die denkbar prunkvollsten Livreen anzuziehen befiehlt.

Gestern Abend gab es ein „Ricevimento"; unzählig war die Menge der Gäste, darunter viele Cardinäle. Die Schönheit meiner Tochter erregte Aufsehen und Fräulein Delphine Gay (nachherige Frau de Girardin) wurde zu Versen begeistert.

In Nachfolgendem gebe ich eine Probe von dem hohen Schwunge der Dichtung:

Ein Wesen aus der Dichterwelt,
Ein traumgeborener Engel,
Erschienst Du mir in Festesglanz.
Der Blick aus Deinem Auge
So himmlisch rein, so mild und sanft,
Er sagt — ich soll Dich lieben!
Doch wird um's Herz mir ach — so bang:
Was willst Du, sage, sage,
Was willst Du hier auf dieser Welt?
Die Stirn dem Elend bieten?

O! Könnte meine Liebe Dich
Mein sorgend Herz Dich schützen,
Erfahrung Dir ein Führer sein.
Harmonisch sind in Dir gemischt
Verstand und muntrer Kindessinn —
Ein Wort ist Dir die Liebe,
Verrath ein dunkles Räthsel noch,
Dir ist noch fremd die Sünde.
Sie lebt nur in der Ahnung Reich . . .
— — — — — — — — — —

Du bist's, der ich gefallen will,
Dir gilt mein Liebeswerben.
Dem Purpurband im blonden Haar
Wie zürn' ich ihm, wenn windbewegt
Es mir verhüllt dein Angesicht!

In den Gesellschaften bei Torlonia*) machten wir auch die Bekanntschaft des Prinzen Leopold von Koburg,**) Wittwer der Charlotte von England (starb 1817). Er war nicht mehr so schön als damals, da seine Schönheit das Herz einer Königin gewann!

---

*) Stendhal berichtet: „Aus den niedrigsten Verhältnissen schwang sich Torlonia durch sein großes Geschick zu glänzender Höhe empor. Die ausschließliche Liebe zum Gelde verdirbt nach meinem Dafürhalten Den, der davon befallen ist, völlig. Torlonia ist der Bankier aller Engländer, die nach Rom kommen und zieht aus dem Umwechseln ihrer Landesmünzen in römische einen ungeheuren Vortheil ... Um sich zu revanchiren, giebt Herr Torlonia seinen Kunden glänzende Bälle, für welche man recht gut ein Eintrittsgeld von 40 Francs per Kopf rechnen könnte. Bei solchen Gelegenheiten zeigt er sich weder habgierig noch geizig."

**) Es ist im Capitel XIII noch besonders von ihm die Rede.

Sechstes Capitel.

Die Gesellschaft in Rom.

Die Königin Hortense. — Eine päpstliche Messe. — Die Fontainen. — Delphine Gay. — Frau Sophie Gay. — Das diplomatische Corps: Herzog Laval-Montmorency, Graf de Celles, Graf Funchal. — Frau d'Apponyi. — Ein Ausspruch des Herzogs von Laval.

Am 10. Dezember.

Da mein Sohn erkrankt war, stellte ich das Schreiben ein: das Klima ist für junge Leute schädlich. Heut erst ist die Gefahr vorüber; mehrere Aderlässe scheinen von günstiger Wirkung gewesen zu sein.

Am 15. Dezember.

Da der Patient sich von Tag zu Tag mehr erholt, habe ich meine Spaziergänge durch Rom wieder begonnen und zunächst der Gräfin von Saint Leu (Königin Hortense) meinen Dank abgestattet. Diese Dame hatte nämlich, ohne mich zu kennen, sich nach dem Befinden meines Sohnes erkundigen lassen.

Die Königin Hortense ist voller Wohlwollen; ihre Gestalt ist noch sehr hübsch, ihr Wesen jugendlich, ihre geistigen An-

lagen aber scheinen mir nicht bedeutend zu sein, sie spricht viel, aber nichts, was Werth hätte. Ihr steter Frohsinn ist ein Zeichen, daß sie von großem Unglück verschont blieb. Ihr Haushalt ist ein bescheidener. Jemehr ich Bekanntschaft



Die Königin Hortense.

mit entthronten Persönlichkeiten mache, desto mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß die Königin von Neapel die Einzige ist, die ihre Würde aufrecht zu erhalten versteht, ohne sich lächerlich zu machen, indem sie einen Rang behaupten will, um den sie vom Schicksal beraubt wurde.

Am 24. Dezember.

Seit dreihundert Jahren gab es keine feierlichere Handlung als die, der ich heut Abend beiwohnte: der Papst in eigener Person hielt die Mitternachtsmesse!

Sein Glaubenseifer, seine Frömmigkeit stehen hoch über dem Eindruck, den die heilige Handlung macht. Die Alten thaten, meine ich, doch gut daran, daß sie den Laien nicht in das Innere ihrer Tempel zuließen. In Rom machen die Engländer die Kirchen zu einem Ort geselliger Vereinigung: sie lachen, schwatzen und sehen sich um.

Schön und feierlich allein ist der Augenblick der Segenertheilung. Es herrscht ein tiefes Schweigen, die Menge, herbeigeströmt aus aller Herren Länder, liegt auf den Knieen vor dem Allmächtigen in andächtiger Sammlung — da beginnen die Gesänge wieder, man erhebt sich, Einer schaut dem Andern ins Gesicht, man spricht, man lächelt und die Kirche wird wieder zum Salon!

Von der Musik war ich nicht sehr erbaut, sie scheint der Größe des Raumes nicht zu entsprechen: diese wenigen hellen Stimmen vermitteln keine Vorstellung von einem Himmelsconcert. —

Eine der Schönheiten Roms ist sein Reichthum an Fontainen. Es giebt keinen Platz, keine Straße, fast kein Haus, das nicht seine Fontaine hätte — Erbschaften sind es aus alter Zeit. Die prachtvollen Wasserleitungen, die dieses klare Wasser herbei bringen, bilden einen hervorragend schönen Schmuck der Umgebung Roms. Unzerstörbar, wie alle Bauten der Römer, stehen sie da, als wollten sie die Erinnerung lebendig erhalten an die Kühnheit der damaligen Baukunst.

Sogar diejenigen Aquäducte, welche vernachlässigt wurden, scheinen stolz auf ihre Schönheit zu sein, die nichts mehr nützt; der Epheu, der sie hier mit dichten Büschen, dort mit zierlichen Guirlanden schmückt, erhöht noch den Eindruck, welchen sie dem landschaftlichen Bilde geben.

Ich war, als ich, vom Lateran kommend, zum ersten Mal die Campagna überblickte, hingerissen von Bewunderung. Es giebt keine Stelle in Italien, die so malerisch wäre.

Am 30. Dezember.

Den Stamm der Gesellschaft in Rom bildet die große Masse der Engländer, welche sich gemächlich aus einem Salon in den andern zieht, Langeweile mit sich schleppend.

Der kleinen Anzahl von Italienern, die in der Oeffentlichkeit erscheinen, ist diese Vollstopfung, bei welcher Talente, Geist, die Gabe der Unterhaltung überflüssig sind, dem Anscheine nach willkommen. Wenn man übrigens genauer zusieht, entdeckt man in diesem Trubel doch hervorragende Persönlichkeiten und gelangt endlich dahin, sich eine ganz angemessene Gesellschaft zu bilden, zu welcher jede Nation ihr Contingent beiträgt. Ein solcher Bund gegen die Langeweile trat bei mir jeden Samstag zusammen. —

Gestern war Fräulein Gay, jugendlich schön, wie Corinna, bei mir. Selten wohl wurde eine Frau mit einem so schönen Talent beschenkt, und verstand wie Fräulein Gay, dasselbe mit so viel Einfachheit, so viel Bescheidenheit, einer solchen Unbefangenheit, zu offenbaren. Ich möchte sie auf dem Capitol hören und dort krönen sehen. Ihre Mutter war eine der geistvollsten Frauen ihrer Zeit, nur war die Sprach-

weise nicht entsprechend: es beinträchtigte bei ihr der Ton den Geist.*)

Ach! Wo ist das Capitol geblieben? Wo sind die Trophäen, die Sessel der Consuln, die Hallen? Was ist aus der Statue des Pompejus geworden? Wo erlag Cäsar seinem Mörder? Alles verschwunden! Kein Wegweiser der Erinnerung mehr. Ueberallhin verfolgt mich das moderne Rom, überall hat die italienische Architectur die einfache Erhabenheit der antiken Bauten verdrängt. Ueberall Reichthum, aber keine Größe. Nichts lüftet den Schleier über Vergangenem: Rom hat die Welt besiegt, aber die Zeit hat Rom besiegt!

Die Gesandtschaften sind für uns Fremde eine willkommene Zuflucht.

Gesandter Frankreichs war der Herzog von Laval-Montmorency; seine Allüren sind hocharistokratisch und vornehm — dabei aber sieht er zerstreut aus, so daß Viele sich in ihm irren. In seinem Salon, mit der Lorgnette in der

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die Gräfin d'Agoult, die Freundin Liszt's und Mutter von drei bekannten Töchtern (die älteste heirathete den einst viel genannten französischen Minister Olivier, die jüngste, Cosima, wurde in zweiter Ehe die Gattin Wagners), schrieb bekanntlich unter dem Pseudonym Daniel Stern; in ihren „Mes Souvenirs", Paris 1877, findet sich folgende Bemerkung: „Madame Gay war während der Glanzzeit des ersten Empire eine Berühmtheit und hatte aus dieser Zeit Art und Sprachweise bewahrt, sie wußte dem Reim Gloire — Victoire Gestalt zu geben: mit dem Turban der Consulatszeit vereinte sie die Harfe Ossian's. Ihre Schönheit, die man eine kühne nennen könnte, ihr Geist, ihre Romane hatten ihr einen Namen gemacht. An Lärm gewöhnt, wollte sie, auch als die trüben Tage des Unglücks kamen, nicht still schweigen. In ihrem Innern war ja alles Sang und Klang, es tönten ihre Liebschaften, ihre Freundschaften, ihr Haß, ihre Fehler, ihre Tugenden — das zeigte sich, als sie Mutter geworden war!"

Hand umher irrend, scheint er zu recognosciren: er begrüßt mit dem Ausdruck der Ueberraschung Diejenigen, die er selber eingeladen hat. Ein natürliches Gestotter giebt seiner Art zu erzählen etwas Sonderbares; lange hat man auf das Ende seiner kleinen Geschichten zu warten, aber man wartet nicht umsonst. Stets auf dem fleuve du tendre, trotz seiner 60 Jahre, ist er in jeder Hinsicht ein „Franzose von damals“.

Die Erschütterungen, welche sein Vaterland heimsuchten, haben auf ihn keinen andern Einfluß gehabt, als seinen Haß gegen alle Neuerungen zu steigern, und seine Eigenliebe und die Liebe zu seinem König zu fördern.

Er fragt sehr viel in der Ueberzeugung, daß seine Stellung es mit sich bringe, Alles zu wissen und ihm daher das Recht zustehe, nach Allem zu fragen. Dabei ist er träge und bekümmert sich wenig um ernste Sachen, er überließe, hieß es, Alles dem Gesandtschaftssecretär Herrn d'Artaud.

Der Graf de Celles,*) der niederländische Gesandte, erfreut sich der nationalen Wohlbeleibtheit und ist von plumper Lässigkeit, die übrigens eine gewisse Feinheit nicht ausschließt. Er spricht unaufhörlich von seinem Haushalt, seinem Koch, seinem neuen Silbergeräth, er ist ein viel ausgebender Emporkömmling. Napoleon verwendete ihn, und in Frankreich gewann er für die Geselligkeit Geschmack, er wäre ein ganz guter Mann, hätte er nicht von der Wichtigkeit seiner Stellung eine so hohe Meinung.

Der portugiesische Gesandte, Graf Funchal, ist das gerade Gegentheil von Dem, was die beiden obengenannten Herren sind. Er ist klein, schwarzhaarig, trocken, hat etwas Ver-

*) An seine Stelle kam 1828 Herr Reinhard.

schmitztes, viel Kenntnisse und sagt nie etwas Abgedroschenes; er scheint sich durch Arbeit auf die Höhe seiner Stellung emporgeschwungen zu haben, geschmeidig zu sein und beharrlich. Es fehlen ihm die Formen der feinen Gesellschaft, Sicherheit und Würde im Auftreten; er kam mir vor, als fühle er sich fremd im eignen Hause; er zeigt eine gewisse verletzende Gleichgültigkeit.

Der neapolitanische Gesandte, Marquis de Fuscaldo, ist ein achtzigjähriger Greis, ein würdiger Repräsentant der hinfälligen, lahmen Regierung seines Landes, in welches verrottete Vorurtheile, alte Methoden zu neuem Leben erwacht sind.

Die österreichische Gesandtschaft war zur Zeit unbesetzt. Die Erinnerungen an die Gräfin Apponyi lebten noch fort bei Denen, die zu ihren musikalischen Abendgesellschaften Zutritt gehabt hatten. Der Herzog von Laval sagte, als er den jungen, sich schlecht aufführenden Neffen der Dame kennen lernte: „Wie schade, daß er nicht etwas von seiner Tante hat verschlingen können."

Alle diese Herren machen, Jeder in seiner Art, ein Haus aus; am vornehmsten geht es beim französischen Gesandten zu, der Feten und Bälle giebt.

Siebentes Capitel.

Römische Marionetten.

Die „Burattini". — Die Abenteuer Cassandrio's und seines Sohnes. — Villa Borghese und Villa Pamphili. — Hieronymus Bonaparte. — Die Exkönigin von Westphalen.

Am 15. Januar.

Das hübscheste Schauspiel, welches ich in Italien gesehen habe, bieten die Burattini oder Marionetten. Die Theater selbst sind reizend, ebenso die verschiedenartigen Decorationen. Das Spiel ist ausgezeichnet. Man hat Comödie, Oper, Pantomime und Ballet vereint. Metastasio, Ariost, Dante werden in geschickter Weise verwendet. Hier z. B. ein Stück, welches ich gestern aufführen sah: Cassandrio, römischer Bürger, hat drei Söhne. Er ist mit der Erziehung des Jüngsten, der noch nicht 12 Jahre alt ist, beschäftigt. In Sorge darüber, ob der Kleine auch nicht mit Lectionen überladen ist, ruft er ihn und fragt ihn darüber aus, was sein Lehrer ihm beibringe. „Ich lese das Leben Karl des Großen", antwortet das Kind, „und ihn will ich eines Tages nachahmen."

Der Papa macht vor Freude einige Luftsprünge und

schließt den Knaben in seine Arme: großer wechselseitiger Enthusiasmus! Aber — ach — die Freuden dieser Welt haben keine Dauer — die Alarmtrompete ertönt, ein höherer Offizier tritt auf und fordert Cassandrio auf, ein Glied seiner Familie zur Vertheidigung der von feindlichen Horden umringten Stadt zu entsenden. Natürlich kommen in solchen Fällen die Aeltesten zunächst in Frage. Die ältesten Beiden aber hatten bereits Fersengeld gegeben! Was thun? Der bedauernswerthe römische Bürger hat keinerlei Lust, seinen Jüngsten zu vertreten, allein was bleibt anderes übrig? Er entfernt sich schließlich hüpfenden Schrittes.

Im zweiten Act sieht man eine sich weithin breitende Landschaft; es ziehen bald Reitergeschwader, bald kampfmuthige Infanterie-Abtheilungen vorüber; es entspinnt sich ein Kampf mit dem Feinde, den heidnischen Mauren. Mitten in dem Handgemenge erblickt man auch den Bürger Cassandrio und zwar im Einzelkampf mit einem feindlichen Offizier. Er wird besiegt, stürzt und soll eben den Todesstoß erhalten — da erscheint im Laufschritt mit geschwungener Lanze das wackere Söhnchen und durchbohrt den grimmigen Heiden.

Mars, der sich bekanntlich in Alles mischt, ganz entzückt von der Tapferkeit des kleinen Helden, fährt in goldenem, mit rothstrahlenden Rubinen verziertem Wagen vom Himmel hernieder und entführt den jungen Paladin, um ihn im Olymp vorzustellen.

Cassandrio steht mit offenem Munde da, er weiß nicht wie ihm geschieht, wo er ist, da überkommt Angst sein väterliches Herz, er denkt einen Augenblick nach und kommt zu dem Entschluß, die Sibylle aufzusuchen, die neben ihm wohnt, um zu erfahren, was für eine Zukunft seinem Sohne bevorstände.

Er klopft und klopft an geheimnißvoll verschlossener Thür der Grotte, endlich erscheint die Sibylle und empfängt den lieben Nachbar bestens. Zur Sache! Cassandrino legt ihr alle Befürchtungen dar, in welche ihn die Gunst der Götter für den ruhmreichen Kleinen versetzt haben. Aufmerksam lauscht die Seherin seinen Worten, hat tiefes Mitleid mit seinem Kummer und verspricht schließlich, den unglücklichen Vater auf den Olymp zu führen.

Sie reisen mitsammen ab und passiren viele unbekannte Länder. Der arme Bürger beschwert sich über die Strapazen, er hat nie eine Reise gemacht und kann schlechte Wege nicht leiden.

Im dritten Act treffen die Reisenden an den Grenzpfählen der Unterwelt an, die Gegend ist nicht gerade schön; die Leute, denen man begegnet, haben Alle das Erbrechen; das, was sie ausbrechen, ist Feuergluth. Cassandrino bekommt erklärlicher Weise eine entsetzliche Angst; er verkriecht sich hinter die Gewänder der Reisegefährtin.

Rhadamanthys sitzt in seinem Bureau und vertheilt die Eintrittskarten; er will erst nicht recht, macht allerhand Einwürfe, giebt aber endlich den Bitten der Sibylle nach und beide Reisende machen nun, daß sie so schnell wie möglich wieder herauskommen aus dem furchtbaren Inferno, das auf der Straße nach dem Olymp liegt.

Jetzt endlich haben sie ihr Ziel erreicht — der gute Cassandrino, römischer Bürger, „kann" begreiflicher Weise kaum noch.

Da sitzt er auf seinem Thron, der Erhabene, der Herr der Götter und Menschen! Sein Thron ist eitel Gold, um ihn her auf rosigen Wolken ruhen Götter und Göttinnen,

dazwischen sieht man himmelblaue Weltkörper voll Diamanten und Sternen um und um rollen.

Der ehrbare römische Bürger ist ganz geblendet, starr vor Erstaunen. So etwas hat er noch nie gesehen. Und als er nun gar gewahr wird, wie der Gott Mars mit seinem kleinen Benjamin an der Hand daher kommt und denselben den Himmlischen vorstellt, gehen ihm die Augen über. Jupiter bereitet dem Söhnchen einen sehr zuvorkommenden Empfang, und ersucht ihn, doch ja bei seinem hohen Beruf, dem Waffenhandwerk, zu verbleiben; er schickt ihn in die himmlischen Gärten am Olymp, um sich ein wenig umzusehen und darin herumzutummeln. Dem Kleinen gefällt es ausnehmend unter all den Voll- und Halb-Göttinnen, von denen eine Jede ihm Etwas vorsingt oder vortanzt. — —

Der Vorhang fällt, der Applaus setzt ein: die Begeisterung der Zuschauer übersteigt alle Vorstellung, ich muß gestehen, daß sie auch mich erfaßte: ich habe nie so bereitwillig applaudirt.

Am 16. Januar.

Es scheint als solle mein Urtheil stets von dem der Andern abweichen! Man hatte mir versichert, daß die Villa Borghese die schönste aller römischen Villen wäre, allein für mich ist die Villa Pamphili doch weit schöner, sie ist das Juwel — gefaßt im Golde eines entzückenden Gartens. Die von immergrünem Lorbeer eingesäumten, schattigen Gänge, die zahlreichen Wasserkünste, die Rasenflächen, die Statuen — das Alles steht in wunderbarer Uebereinstimmung zu der Eleganz der Bauwerke. Wenn das von diesen zauberhaften



Villa Borghese: Der Springbrunnen des Martino Lunghi.

Eindrücken ermüdete Auge sich an einem mehr ländlichen Anblick ausruhen möchte, so braucht es sich nur auf das am Ende der Gärten gelegenen Pinienwäldchen, mit seinem Landhaus, seiner ländlichen Flur zu richten. Wir pflückten wilde Anemonen längs des Weges, die mit leuchtenden Farben bereits das Nahen des Frühlings verkündeten.

Am 17. Januar.

Welches Klima! Welche Temperatur! Wie glücklich sind doch die Italiener, unter einem solchen Himmel geboren zu sein. An diesem Morgen war die Luft so milde, die Sonne so strahlend, daß man hätte glauben können der Sommer nahe.

Am 18. Januar.

Die Schwester des Königs von Württemberg — sie führt hier den Namen „Gräfin Montfort" *) — hatte den Wunsch ausgesprochen, mich kennen zu lernen. Gestern war ich bei ihr. Zu meinem großen Erstaunen fand ich in ihr eine durchaus liebenswürdige Dame, die eine gute Unterhaltung führte;**) sie hatte sich in Frankreich Das angeeignet, was den ihr ursprünglich innewohnenden Tugenden zum Schmuck

*) Anmerkung des Uebersetzers: Katharina, die zweite Tochter des Königs Friedrich von Württemberg und der Prinzessin Auguste von Braunschweig, war die Gemahlin Jerômes, einstigen Königs von Westfalen, der nach dem Sturz des ersten „Empire" den Namen Graf „Montfort" annahm. Katharina ist die Mutter der während des „zweiten Empire" vielgen. Prinzessin Mathilde und des sogen. Prinzen Plonplon.

**) Anmerkung des Uebersetzers: Die Frau Gräfin Potocka-Wonsowicz hat eine sonderbare, oft in komischer Weise auftretende Anti-



Villa Pamphili-Doria.



Katharina, Prinzessin von Württemberg, Königin von Westfalen.
Mit Erlaubniß Sr. Majestät des Königs von Württemberg veröffentlicht.

gereicht. Ich kannte ja ihren Gemahl Jerôme von Warschau her, ich fand ihn in Rom als abgetakelten Fürsten und alternden „Lustick" wieder. Er trug stets das rothe Bändchen im Knopfloch, und versuchte mit einem gewissen Pomp aufzutreten, vielleicht that er es, um die königliche Abkunft seiner Gemahlin zu betonen.

Seine Ehe war zu der Zeit, da er der lustige König von Westfalen war, kinderlos geblieben, jetzt nach zehn Jahren hatten sich Kinder an seinem Heerde eingestellt.

Das Palais, welches er bewohnte, gehörte früher Lucian, welcher es auch mit Kunstschätzen ausgestattet hatte; es wurde eine zahlreiche Dienerschaft gehalten, überhaupt herrschte in dem gräflich Montfort'schen Hause ein Luxus, wie ich ihn bei den anderen Gliedern der Familie Bonaparte nicht angetroffen habe.

---

pathie gegen deutsche Damen: hier kommt dieselbe in ihren Worten „zu meinem großen Erstaunen" wiederum zum Durchbruch: Deutsche Damen haben sich wohl weder in Bialystock, noch Pulawy, noch Natolin, so wunderbar schön diese Besitzungen auch sein mögen, eingestellt, daher das Urtheil der Verfasserin auf mangelhafter Kenntniß und Einsicht beruht. Im allgemeinen leben die deutschen Frauen doch im Ruf, weniger leichtsinnig zu sein, als die Töchter Polens.



Jerôme Bonaparte, König von Westfalen.

Miniature von Isabey.

Geschenk des Königs an Freiherrn von Brusselle, Königl. württemb. Generalmajor und Kammerherrn. Im Besitze seines Enkels und mit dessen Erlaubniß veröffentlicht.

Achtes Capitel.

Am 19. Januar.

Meine Empfangstage (Sonnabends) fangen an, mir viel Vergnügen zu machen. Um Mitternacht ist jeder noch anwesende Gast verpflichtet, eine Gespenstergeschichte zu erzählen.

Der Sohn von Lord Holland, Herr Fox*), der ganz bezaubert von meiner Tochter ist ist im Augenblick der einzige vornehme Engländer in Rom. Er erzählte folgende tragische Geschichte, nachdem die Uhr 12 geschlagen hatte.

Die verschleierten Rosen.

Lord Littleton, der in seinem zwanzigsten Lebensjahre stand, hatte Alles, was er sich wünschte. Er war daher etwas übersättigt und lebte ohne Ziel und Zweck in einer Welt, in der allzu leichte Erfolge ihm der Beachtung unwürdig erschienen.

Seiner ernsten geistigen Richtung gesellte sich ein kaltes Herz und eine lebhafte Phantasie. Er meinte, Ruhm allein

*) Anmerkung des Uebersetzers: Es ist Heinrich Eduard Fox (1802—59), der vierte Lord Holland nach dem Tode seines Vaters (im Jahre 1840) gemeint; er ist bekannt als Gesandter Großbritaniens in Florenz.

könne sein Dasein ausfüllen und seiner Apathie aufhelfen. Er nahm daher am Kriege in Spanien Theil. Dort wurde er mit jener Auszeichnung empfangen, die Einem leicht zu Theil wird, der einen klingenden Namen, ein großes Vermögen und sonst einige Vorzüge hat. Sein Debut war ein ebenso glänzendes wie glückliches; er schlug sich herum und wurde nie verwundet; bald aber erschien er sich selbst als Held und seine Beförderung ihm eine zu langsame. Unzufrieden über seinen Chef, zerfallen mit seinen Kameraden, wurde er so finster und träumerisch, daß er nur nach Einsamkeit verlangte.

Das Haus, welches er in Cadix bewohnte, gehörte einer Donna Olivia de Mendox, deren Mann vor drei Monaten den Tod im Kampf wider die Fremden gefunden hatte. Der Dame war auf Erden nur noch ein Trost geblieben: eine sechszehnjährige Tochter, Bianca mit Namen. Diese aber hatte Nichts wie ihre Schönheit und ihre Unschuld. Sie war wie alle spanischen Mädchen in vollkommener Unthätigkeit aufgewachsen: eine solche aber pflegt die Leidenschaften zu stacheln und dieselben um so gefährlicher zu machen, als sie sich durch nichts bekämpfen lassen.

Bianca liebte den jungen Engländer, seit dem Tage, da sie ihn zum ersten Mal durch die Jalousien, hinter denen sie ihre Tage verträumte, gesehen hatte.

Littleton wurde sich erst klar über die Empfindungen, welche er erweckt hatte zu der Zeit, da er, in seinen militärischen Hoffnungen getäuscht, sich von der Welt absondern wollte.

Eines Tages, als er langsamen Schrittes in seine Behausung zurückkehrte, fielen ihm zwei durch ein schwarzes Band verbundene Rosen vor die Füße. Er nahm die Unheil

bedeutende Gabe an sich, zugleich entdeckten seine forschenden Augen eine vom Fenster herabhängende schlanke, weiße Hand. Von einer plötzlichen, ihm bisher ganz fremden Aufregung erfaßt, glaubte er: er empfände eine erste Liebe. Seine Phantasie kam in Thätigkeit, und das Verlangen, sich der jungen Dame angenehm zu machen, erschien ihm als schönes Lebensziel.

An dem Tage, an welchem Littleton das Bekenntniß zärtlicher Liebe mit Bianca austauschte, traf ein Brief ein, welcher ihn von dem nahe bevorstehenden Tode seines Vaters unterrichtete und ihn zu sofortiger Abreise veranlaßte. Er versprach seiner Bianca, sobald als möglich zurückzukehren und um ihre Hand anzuhalten. Donna Olivia, deren Leben so kummervoll war, zeigte sich glücklich, einen Beschützer für ihr geliebtes Kind gefunden zu haben, und gab bereitwillig ihre Zustimmung zu einer baldigen Vereinigung der Liebenden.

Als die Stunde des Abschieds gekommen war, ließ sich Bianca, vom Schmerz ganz bewältigt, zu den leidenschaftlichsten Aeußerungen desselben hinreißen! Littleton aber betheuerte hundertmal: er werde den Schwur, den er geleistet, halten.

Als er in England eintraf, war sein Vater todt. Die Rückkehr des Sohnes linderte wohl für den Augenblick den Schmerz der einsam zurückgebliebenen Mutter, allein die alte Dame verfiel bald in tiefe Melancholie. So machte Littleton zum ersten Mal die Bekanntschaft mit der Bitterniß des Lebens. Das alte düstere Haus, das ihn hatte eintreten sehen in die Welt, paßte so gut zu der Seelenstimmung der Bewohner.

Die gothische Architektur, die langen Galerien, die alten

Familienporträts mit ihren seltsamen, längst abgekommenen Gewändern, schienen von dem raschen, vernichtenden Schritt der Zeit zu erzählen: Alles wirkte auf des jungen Lords lebendige Phantasie und nach kurzer Zeit war seine Gesundheit so erschüttert, daß seine Mutter ihn nach London brachte, damit er dort in Zerstreuungen Genesung fände.

Littleton hatte es nicht gewagt, von Bianca zu seiner Mutter zu sprechen und sie von den Verpflichtungen zu unterrichten, welche Ehre und Liebe ihm auferlegt hatten: er hatte den Zeitpunkt nicht für günstig gehalten. Später aber verwischte der Strudel der Welt, in den er sich versetzt sah, die Erinnerung an einen kurzen Rausch.

Da er keine Nachricht aus Spanien erhielt, rechtfertigte er sich vor sich selber, indem er Bianca der Unbeständigkeit zieh — so wurden die wenigen Tage, die er der Liebe geweiht hatte, zu einem flüchtigen Traum.

Schöne Damen zu Tausenden umringten ihn. Eitelkeit verführte ihn, für Wahrheit zu halten, was nur Koketterie war. Jemehr er geliebt zu sein glaubte, desto weniger fühlte er sich schuldig der armen Bianca gegenüber.

Die Rückkehr der schönen Jahreszeit rief den jungen Lord auf's Land, wohin seine Mutter ihm voraufgegangen war. Er riß sich endlich los von den Verführungen der Metropole und bezog sein stilles Schloß. Zum Haupt einer berühmten Familie geworden, war seine Rolle eine ebenso ernste wie glänzende. Die Gemächer, welche sein Vater inne gehabt hatte, wurden für ihn hergerichtet; seine Vasallen erschienen, um ihn zu begrüßen, und mit all dem Pomp, welchen derartige Ceremonien in England mit sich bringen, ergriff

er Besitz von der Hinterlassenschaft weiter Ländereien. Das Bankett dauerte bis tief in die Nacht.

Littleton ging erst spät zur Ruhe: es überlief ihn ein räthselhafter Schauer, als die sich zurückziehenden Diener ihn allein ließen in seinem Schlafgemach. Er betrachtete tief bewegt die alten Möbel, das Bett, das während so langer Zeit das seines Vaters gewesen war. Es war ihm, als höre er denselben Vorwürfe erheben, daß der Sohn ihn so schnell vergessen habe.

Kaum hatte er sich niedergelegt, als ein leises Geräusch sich vernehmen ließ. Er richtete sich erschreckt auf — er wagte kaum Athem zu holen — und nun bemerkte er, daß in der tiefen Finsterniß, die ihn umgab, sich ein hell erleuchteter Kreis zeigte, in dessen Mitte eine Frauengestalt langsam daher kam. Sie trug ein langes weißseidenes Gewand, eine Blumenkrone im Haar, dessen schwarze Flechten, deutlich sichtbar über das weiße glitzernde Gewand herabhingen. Sie hielt in der Hand zwei von schwarzem Krepp umhüllte Rosen. Mitten in der Stube blieb sie stehen, machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie Den beruhigen, dem sie sich näherte.

Littleton glaubte Bianca zu erkennen, schön wie damals, als Beide den Schwur der Liebe austauschten, allein er erschrak über die räthselhafte Blässe des Gesichtes, über die Glieder, die nur Luft zu sein schienen. Sie näherte sich leise, schob die Vorhänge des Bettes zur Seite und legte, indem sie einen traurigen Blick auf ihn richtete, die verschleierten Rosen zu seinen Füßen nieder.

„Bianca," rief Littleton, „bist Du es?"

Ein trauriges Lächeln war die einzige Antwort, die er

erhielt — die Erscheinung verschwand in einer Wolke und nur der Duft der Blumen blieb zurück.

Littleton sprang aus dem Bett, bestürmt von tausend ihm sonst fremder Empfindungen. Reue, Liebe erwachten auf einmal in dem eiskalten Herzen. Er rennt in die Wohnräume seiner Mutter, erzählt ihr Alles und trifft sofort Vorbereitungen zu seiner Abreise — so suchte er Beruhigung!

Da er in Falmouth kein Schiff segelbereit fand, schiffte er sich auf einer Feluke ein, welche mehr als einmal mit dem Untergange bedroht war — allein es gab keine Gefahr, die ihn abschrecken konnte.

Endlich am neunten Tage um 11 Uhr Abends landete er in Cadix: er flog mehr als er ging nach dem wohlbekannten Hause der Donna Olivia. Der Mond stand am Himmel Von Weitem erkannte er das Fenster, aus welchem Bianca ihm die Rosen zugeworfen hatte. Er bemerkte, daß die Jalousien emporgezogen waren. Dieses geringfügige Ereigniß machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er genöthigt war. sich einen Augenblick auf eine Bank niederzusetzen.

Eine Frau ging vorüber — es war die alte Pförtnerin des Hauses.

Er hatte nicht den Muth, nicht die Kraft, sie zu fragen, eiskalt wurde ihm das Blut in den Adern, den Blick starr auf das Fenster gerichtet — schien er diesen stummen Zeugen befragen zu wollen. Es schlug Mitternacht. Junge Mädchen, welche vor der Thür eines Hauses saßen, stimmten Gebete an — — deutlich hörte er die Worte; Bianca de Mendox. Ganz außer sich stürzt er auf das Haus, klopft lärmend und ruft nach der alten Margerita, stürmt ihr entgegen, ohne daß er wagt, ein Wort zu sagen.

Zu spät! Zu spät!

Bianca gehörte nicht mehr dieser Welt an. Ihre unglückliche Mutter, vom Schmerz tief gebeugt, hatte Zuflucht in einem Kloster gesucht, dessen strenge Regeln den Verkehr mit der Außenwelt völlig ausschlossen.

Littleton eilte zum Grabe seiner Braut, vergoß bittere Thränen und reiste nach England zurück.

Seine Mutter bemühte sich vergebens, ihn zu beruhigen, es schien, als suche er — als fürchte er zugleich die Einsamkeit. Ein Bild, eine Erinnerung verfolgte ihn unablässig; seine blassen Wangen, seine verstörten Blicke verriethen die Qualen seiner Seele.

Es fiel auf, daß besonders gegen Abend seine Aufregung zunahm, auch erfuhr man, daß er in jeder Nacht um dieselbe Stunde das unschuldige Opfer seines Leichtsinns, Bianca de Mendox, zu sehen glaubte. Umsonst waren alle Mittel, die angewendet wurden, um ihn zu heilen: er sähe sie immer noch, lauteten seine Worte.

Seine Mutter befürchtete schließlich für sein Leben und berief einen berühmten Arzt, den sie einlud, einen Monat als Gast auf dem Schlosse zu weilen. Sie hoffte immer, die Kunst des Arztes werde ein Arcanum finden, wo vernünftiges Zureden und sorgliche Pflege nichts zu bessern vermocht hatten.

Nach einiger Zeit erklärte der Arzt, der das Vertrauen des Patienten erworben hatte, er glaube ein wirksames Mittel gefunden zu haben; vor Allem aber müsse man eine junge Dame ausfindig machen, deren Aeußeres bei dem Kranken eine Einbildung hervorrufen könne, von welcher die Heilung abhinge.

Man muß sie, sagte er, gerade so kleiden, wie die Frau gekleidet ist, welche er allnächtlich zu sehen glaubt; in dem Augenblick, da sie sich zurückzieht, muß sie das Schweigen brechen, ihm sagen, daß sie ihm verzeihen und nicht wiederkehren wolle. Nur durch dieses Mittel könnte man dem Kranken Gesundheit und Ruhe wiedergeben. Lange mußte man suchen, ehe man ein junges Mädchen fand, dessen Gestalt, dessen Gesicht ungefähr der Gestalt und dem Gesicht der Erscheinung glichen.

Nachdem endlich für Alles dem Rath des Arztes entsprechend gesorgt war, sollte der letzte Versuch gemacht werden, den Unglücklichen dem Grabe, dem er näher und näher taumelte, zu entreißen.

Am bestimmten Tage, so kam man überein, sollte der Doctor die Stube des Kranken nicht verlassen, um selbst den Verlauf der entscheidenden Krisis beobachten zu können.

Es war an einem Herbstabend, ein eisiger Nordwind trieb die welken Blätter im Park vor sich her: die Landschaft ringsum bot einen traurigen Anblick. Littleton, finsterer denn je, irrte am Meeresufer umher und hörte die Wogen wider die Schloßmauern branden. Die Mutter, beunruhigt, daß ihr Sohn seinen Spaziergang verlängerte, ließ ihn suchen; langsamen Schrittes kehrte er zurück, setzte sich neben sie nieder, ohne ein Wort zu sagen. Die Uhr schlug halb zwölf, der Kranke fing an zu zittern, griff traurig nach der Hand der Mutter, drückte sie an sein gefoltertes Herz und zog sich in sein Zimmer zurück. Der Arzt folgte ihm, ohne daß es bemerkt wurde. Nach Verlauf einiger Minuten öffnete sich leise die Thür, und die gefälschte Erscheinung trat ein — Littleton seufzte tief auf.

Wer aber schildert den Schreck des Arztes, als der Kranke plötzlich einen gellenden Schrei und die Worte hervorstößt:

„O! Himmel . . . es sind zwei!“

Eine tiefe Ohnmacht folgte; Littleton kam nur einen Augenblick noch zur Besinnung, um von seiner Mutter Abschied zu nehmen*) — dann war er todt.

---

*) Die Engländer scheinen für solche Geschichten eine Vorliebe zu haben. Es ist bekannt, daß Shelley und Byron während ihres Aufenthaltes in der Villa Diodati bei Genf Tage lang nichts als Gespenstergeschichten lasen. Das Resultat war der „Vampyr“ Byron's und „Frankenstein“ der Frau Shelley (C. Stryienski.)

Neuntes Capitel.

Der Carneval.

Das Segnen der Pferde. — Die Königin Hortense. — Ihre Bälle. — Die römische Gesellschaft mit ihren kleinen Eitelkeiten. — Die lebenden Bilder bei der Gräfin Westmoreland. — Besuch bei der Mutter Napoleons. — Der Cardinal Fesch.

Am 21. Januar.

Ich halte es für unmöglich, daß Jemand ohne Erstaunen der Ceremonie zusehen kann, die heute morgen stattfand. Eine unabsehbare Menschenmenge hatte sich auf dem Platz vor der kleinen Kirche des heiligen Franz eingefunden. Es wurde Pferden und Hunden der Segen ertheilt. Der Priester sprach leise zu den Thieren, machte das Kreuz über sie und bespritzte sie mit Weihwasser. Der französische Gesandte hatte seine Dienerschaft und seine Pferde geschickt.

Die Franziskanerpriester haben dabei eine gute Einnahme und wenn man den Fremden sagt: es ist ein alter Brauch, so ist damit die Sache erledigt. Vielen Engländern macht es Spaß, Hunde aufzugreifen, um sie des Segens theilhaftig werden zulassen.

Am 23. Januar.

Die Gräfin von Saint Leu empfängt jeden Freitag namentlich Fremde und Künstler. Ihre Schwägerin, die Königin Catharina stellt sich nur selten ein; ich glaube, sie hält diese Gesellschaften für zu lärmend. Man tanzt zuweilen bis Tagesanbruch. Die Dame des Hauses liebt den Tanz ja über Alles; Schmeichler behaupten, sie tanze vorzüglich. Ich meines Theiles begreife nicht, wie eine Frau in ihrem Alter noch tanzen kann. Daß die Gräfin ihre Gäste auf das Liebenswürdigste empfängt, ist gewiß.

Ein Porträt Josephines als Kaiserin hängt in ihrem Salon.

Ich muß sagen, ich war doch von den lärmenden Vergnügungen, denen sich Hortense hingiebt, unangenehm berührt.

Des Morgens stelle ich mich am liebsten bei diesen hohen Persönlichkeiten ein; ich finde sie dann fast immer allein und mache Gebrauch von diesem Umstande, um sie zu interessanten Mittheilungen aufzumuntern.

Am 2. Februar.

Der milde Einfluß des Sirocco, verbunden mit der Zerstreutheit, welche der Carneval mit sich bringt, macht Einen ganz träge.

Jemehr ich die römische Gesellschaft kennen lerne, desto mehr finde ich in ihr alle kleinstädtischen Eigenthümlichkeiten vertreten. Einen Cardinal oder einen Gesandten bei sich zu sehen gilt als höchste Ehre, als besonderes Glück; ob der

Betreffende die Langweiligkeit selbst ist, sein Titel kommt für Alles auf.

Die Gesellschaften der Herzogin von Hamilton zu besuchen, zu den kleinen Soupers des Herzogs von Laval hinzugezogen zu werden, den Besuch eines Miniatur-Fürsten wie des Herzoges von Lucca zu erhalten ist hier von allergrößter Wichtigkeit und Bedeutung!

Man fragte sich erstaunt, wie es nur möglich ist, daß soviel kleinliche Anschauungen, soviel geistige Beschränktheit in Rom, inmitten so erhabener Erinnerungen, bestehen können.

Der gestrige Tag war Veranlassung zu allerhand Eifersüchteleien unter Römern und Römerinnen. Es wurden bei der Gräfin Westmoreland lebende Bilder gestellt. Nur wenige Engländer waren eingeladen. Die Dame gilt bei Vielen für ein wenig närrisch: leugnen kann ich nicht, obwohl ich ihr durchaus wohl will, daß sie etwas sonderbar ist. Bei Allem, was sie unternimmt, entwickelt sie einen wahren Feuereifer. Ihre „Bilder" z. B. sind zu einer wichtigen Angelegenheit in ihrem Leben geworden, sie träumt Nachts von denselben beschäftigt sich mit ihnen tagsüber; sie holt sich Rath hier und dort, es müssen Wiederholungen stattfinden, Befehle und Gegenbefehle jagen einander. Findet sie auf der Straße Jemanden, der ihr Ideal verwirklicht, so hält sie ihn an, ohne ihn zu kennen und drängt ihm seine Rolle auf. Sie entführt kleine Knaben, um ein Jesuskindlein daraus zu machen, und nimmt gar keinen Anstand, dieselben unbekleidet hinzustellen, wenn es ihr nöthig erscheint.

Mit dieser Sorgfalt, dieser Leidenschaft ist sie dahin gelangt, wirklich lebende, der Bewunderung werthe Copien zu

schaffen, ich führe nur die Darstellung der „Madonna Della Sedia“ als lebendes Bild an.

Die Pausen zwischen den einzelnen Bildern pflegen sehr lang zu sein; um Erwartung und Eindruck zu steigern, läßt die Gräfin ihre Gäste während derselben im Finstern.



Lätitia Bonaparte. Nach Spieße.

Diejenigen darunter, welche umher tasten um eines besseren Platzes willen, caramboliren leicht mit einem Cardinal oder einem Gesandten.

Am 7. Februar.

Wir hatten den lebhaften Wunsch, die Mutter Napoleons kennen zu lernen und denselben der Gräfin Montfort unter-

breitet. Diese hat, uns heut Morgen zu sich zu bestellen, die Güte gehabt.

Frau Lätitia hielt sich in einem kleinen Salon auf; wir fanden bei ihr den Herzog von Hamilton,*) der eine große Zuneigung für sie an den Tag legte; bei unserer Ankunft zog er sich zurück.

Das hohe Alter der durch die Ereignisse so interessant gewordenen Frau Lätitia verhindert nicht, daß man die Spuren ihrer früherer Schönheit gewahr wird; sie ist einfach und vornehm in Haltung und Kleidung, spricht nur wenig und scheint die französische Sprache nicht gut zu verstehen. Von ihrem Sohn spricht sie gern; meinem Gemahl machte sie einige schmeichelhafte Bemerkungen über die Anhänglichkeit desselben an Napoleon,**) wobei ihr ein paar Thränen über die Wangen liefen, welche sie sich zu entfernen beeilte. Sie zeigte uns einen kleinen Ring an ihrer Hand und sagte, derselbe wäre ein Geschenk Napoleons aus dessen Kindheit.

Da sie bemerkte, daß wir lebhaften Antheil an Allem nahmen, was den Kaiser betraf, so sagte sie ihrer Schwiegertochter, sie möchte uns doch ins Schlafzimmer führen. In demselben sahen wir Erinnerungen in großer Zahl, welche aus verschiednen Lebensepochen des großen Mannes stammten;

---

*) Alexander Hamilton-Douglas, zehnter Herzog von Hamilton, in England Herzog von Brandon, in Frankreich Herzog Châtelleroult (1767 geboren). Gesandter in Rußland 1806, starb 1852. Er war sehr stolz auf seine Herkunft, hielt sich sogar für den rechtmäßigen Erben des schottischen Thrones; dabei war er von Herzen gut und sehr freigebig. Er fand großen Geschmack an Kunstwerken und sammelte viele sehr schöne Gemälde und sonstige Kunstgegenstände — sie sind 1882 verkauft worden. Der Verkauf währte siebzehn Tage und brachte 397,562 £ ein. (C. Stryienski.)

**) Souvenirs du Baron de Bourgoing (1864).

darunter war auch jene kleine Porträtbüste des Königs von Rom, welche von St. Helena stammte und die Nachtlampe, welche im Sterbezimmer dort gebrannt hatte.

Napoleon hatte wiederholt befohlen, daß diese beiden Gegenstände seiner Mutter übergeben würden. Die Gräfin



Cardinal Fesch.
Nach einer Skizze von David.

Montfort erzählte uns, daß Madame Läticia vom Tode mit großer Seelenruhe, wie sie bei so bejahrten Personen selten ist, spräche.

Cardinal Fesch, aus dem ein so frommer Mann geworden ist, kam oft zu Frau Läticia, um auf sie einzureden und ihr das Innehalten der vorgeschriebenen Fasten, gegen

das ihr Alter sich sträubte, energisch anzurathen. Eines Tages sagte sie zu ihrem Quälgeist:

„Bisher war es so in der Ordnung ... aber weiter ... nein! Ich will fromm sein, aber nicht bigott!“

Sie änderte fortwährend an ihrem Testament. Sie war sehr geizig geworden, hat sich aber nie geweigert, Denen Geld zu geben, die der Kaiser an sie gewiesen hatte. Oft handelte es sich um beträchtliche Summen.

Frau Lätitia lebte sehr zurückgezogen; sie liebte es nicht, Fremde bei sich zu sehen und ladet nie Jemand zu Tisch ein, selbst ihre Kinder nicht. Ihr Haus aber ist schön und sehr wohnlich. Man sagt, sie wäre noch im Besitz prachtvoller Edelsteine, ließe dieselben jedoch nicht sehen, aus Furcht, man möchte sie ihr abbetteln.

Zehntes Capitel.

Herr de Maubreuil.*)

Die Talleyrand verabfolgte Ohrfeige. — Die Exkönigin von Westphalen. — Ihre Verhaftung in Bern. — Die Diamanten. — Der Auftrag des Herrn de Maubreuil. – Herr de Vitrolles. — Die in der Seine gefundene Cassette. — Die Vertheidigung des Herrn de Maubreuil.

Am 9. Februar.

Die Ohrfeige, welche Herr de Talleyrand von Herrn de Maubreuil erhielt, ist das Neueste, was uns die Pariser Post bringt!

Es wird berichtet, daß Talleyrand nach Einkassirung der Ohrfeige ausgerufen habe:

„In Wahrheit, ich bin berechtigt zu glauben, ich befände mich noch auf der Schule!"

Dieser Scherz, sehr bewundert von den Freunden des Fürsten von Benevent, findet bei Anderen weniger Beifall — eine solche Beleidigung erfordert doch wohl eine andere Erwiderung.

---

*) Graf Guerry de Maubreuil, Marquis d'Orvault. 1784—1868.

Das Ereigniß hat manche Erinnerung wachgerufen. Ich frug die Gräfin Montfort über den Diamanten-Diebstahl, in den der Name des Herrn de Maubreuil verwickelt ist, und sie erzählte mir Folgendes, gab mir auch die Erlaubniß, es niederzuschreiben:

Am 18. April 1814 war die Königin von Westphalen aufgebrochen, um mit dem König, ihrem Gemahl, der sie in Bern erwartete, zusammenzutreffen; um 7 Uhr Morgens wurde sie in Fossard von Herrn de Maubreuil angehalten, und zwar unter der nichtswürdigen Beschuldigung, daß sie Krondiamanten gestohlen habe, die sich in einer mit „Nr. 3" bezeichneten Cassette befänden. Es ist zu bemerken, daß die Königin mit einem von den Verbündeten ausgestellten Paß versehen war. Die Oberhofmeisterin und Graf von Fürstenstein, erster Minister des Königs Jerôme, gehörten zu ihrer Begleitung. Die Königin frug in voller Empörung, wie man dazu käme, sie in solcher Weise zu beleidigen. Maubreuil, welcher Stallmeister und Oberjäger des Königs Jérome gewesen war, wies statt aller Antwort auf einen Polizeibeamten, Namens Dasies, und etwa dreißig bis vierzig Häscher. Außerdem aber zeigte er einen Befehl vor, der ihm für alle Fälle Vollmacht ertheilte. Der Befehl war unterfertigt von den drei Ministern und den drei Generälen, welche in Paris im Namen der Alliirten zu befehlen hatten, endlich auch von einem provisorischen Comité, welches bis zur Rückkehr Ludwig XVIII, der noch in England war, die Regierung von Frankreich führte. An der Spitze dieses Comités stand Graf Artois. Es bestand aus Herrn de Talleyrand, Minister des Auswärtigen, dem Polizeidirector Anglès und dem Gouverneur von Paris, General Dupont. Die drei Generäle

Sacken, Schwarzenberg und Blücher vertraten die Militärgewalt.

Die Königin dachte einen Augenblick daran, umzukehren und den Zaren Alexander um Schutz zu bitten, die Furcht, ihren Gemahl zu verfehlen, aber hielt sie davon ab. Sie wurde in ein Haus geführt und Herr de Maubreuil hatte die Unverschämtheit, ihre Diamanten auszupacken und ihr eine Baarsumme von 84000 Francs, d. h. ihr ganzes Vermögen, abzunehmen. Herr de Maubreuil, der sich rechtfertigen wollte, zeigte die geheimen Instructionen vor, die er erhalten hatte. Diese gingen dahin: die Welt von allen männlichen Gliedern der Familie Bonaparte zu befreien.

„Danken Sie Gott", rief Herr de Maubreuil, „daß ich allein Sie antreffe . . wer weiß, was ich genöthigt gewesen wäre zu thun, wenn Die, von denen ich begleitet gewesen bin, zugegen wären."

Er fügte seinen Worten noch folgende Einzelheiten hinzu, welche durch die späteren Verhandlungen bestätigt worden sind:

Herr de Talleyrand hatte in der Nacht um 1 Uhr Herrn de Maubreuil zu sich kommen lassen, und nachdem er ihn geschickt ausgehorcht hatte, ihn gefragt, ob er einen geheimen Auftrag, der reichlich honorirt werden sollte, übernehmen wolle. Maubreuil sagte, er habe keinen Anstand genommen, den Auftrag zu übernehmen. Seine Absicht war, wie es scheint, den Minister zu verhindern, einen Anderen zu beauftragen. Er erhielt Befehl, um 5 Uhr Morgens sich wieder einzufinden; er sollte nach Aushändigung der nöthigen Papiere sofort abreisen. Sei es nun, daß die Abscheulichkeit des Auftrages ihm Bedenken einflößte, oder daß er durch die

Anerbietungen, die man ihm machte, stutzig wurde, kurz und gut, er war, als er Herrn de Talleyrand verließ, ganz außer sich.

In diesem nervös erregten Zustande stellte er sich bei einer Dame ein, der er seit lange schon zärtlich zugethan war. Diese, seine große Aufregung bemerkend, warf sich ihm zu Füßen und entriß ihm sein Geheimniß, machte ihn auch auf all die Gefahren aufmerksam, denen er sich aussetzen würde, wenn er der Vertraute eines Mannes wie Talleyrand würde; sie wies auf die Abscheulichkeit der dem Freunde gestellten Zumuthungen hin, endlich gelang es ihr, ihn zu einer ruhigen Beurtheilung der Verhältnisse zu bringen. Es scheint aber, als habe er sich bereits durch ein festes Versprechen gebunden gehabt. Er stellte sich also um 5 Uhr an Ort und Stelle ein, fand aber nur, da das Comité sich inzwischen aufgelöst hatte, Herrn de Vitrolles, eine Creatur Talleyrand's, vor, welcher ihm alle Instructionen behändigte und ihn aufforderte, ja sofort abzureisen.

Am Fuß der Treppe angelangt, erinnerte sich Maubreuil, daß von dem kleinen König von Rom keine Rede gewesen war und ging noch einmal hinauf, neugierig zu wissen, was man ihm sagen würde.

Herr de Vitrolles bemerkte:

„Was Teufel, der ist ja vergessen worden . . . Nun, machen Sie mit ihm, was Sie können.“

Die Königin, nachdem sie diesen Bericht angehört hatte, der ganz den Charakter der Wahrheit trug, wurde milder gestimmt und that Alles, was sie nur konnte, um Herrn de Maubreuil auf den Weg der Ehre zurückzuführen.

Da die Königin, im Begriff wieder in ihren Wagen zu steigen, um ihre Reise fortzusetzen, sich besann, daß sie ja die Mittel jetzt garnicht habe, ihre Reise fortzusetzen, bot ihr Herr von Maubreuil 100 Louisdor aus seiner eigenen Tasche an. Gleich nach ihrer Ankunft in Bern schrieb die Königin an den Zaren, der ihr auch seinen mächtigen Schutz in Aussicht stellte.

Später erfuhr sie, daß Herr de Maubreuil die Diamanten dem Sekretär des Grafen Artois übergeben und daß man Maubreuil bald darauf verhaftet hatte.

Die Königin, die mit ihrer gerechtfertigten Empörung nicht zurückhielt, erhielt eines Tages einen Brief vom König von Württemberg, ihrem Vater, der sie aufforderte, alle weiteren Schritte zu unterlassen; um wieder in den Besitz ihrer Juwelen zu gelangen, würde es am Besten sein, 400000 Francs zu opfern.

Sie entschied sich demgemäß dahin, einem Geschäftsmann ihre Befehle zu ertheilen, und dieser trat sogleich in Unterhandlungen mit Herrn de Vitrolles. Die Diamanten sollten in der Seine gefunden worden sein. Nachdem die 400000 Francs gezahlt waren, hieß es nämlich, ein Grenadier habe beim Fischen mit der Angel zwei mit Diamanten besetzte Haarkämme hervorgezogen. Ganz Paris gerieth darüber in Aufregung. Die Cassette selbst wurde in Gegenwart einer großen Zuschauermenge Tags darauf aus dem Wasser geholt — sie enthielt nur noch Schmuckgegenstände im Werth von 5000 Francs; der Rest, auf 2 Millionen geschätzt, war verschwunden. Es ist nie mehr die Rede davon gewesen.

Mit großer Spannung sieht man dem Ausgange des Prozesses entgegen, den Maubreuil angestrengt hat.

Ich füge hier eine Notiz aus den eigenen Papieren der Gräfin Montfort bei.

Der erste Prozeß des Herrn de Maubreuil.

„Franzosen, die ihr hier anwesend seid, unter Euren Schutz stelle ich meine Ehre. Ich kann morgen erdolcht oder vergiftet sein. Jedenfalls muß ich damit rechnen; ich hinterlasse meine Ehre Denen, die hier anwesend sind. Ich habe einen nichtswürdigen Auftrag angenommen, allein es geschah, um Napoleon das Leben und seiner Familie die Existenz zu retten. Ich bin kein Mörder. Es ist wahr, daß ich, beredet und engagirt von der provisorischen Regierung, das Verbrechen auszuführen, tausend tolle Streiche beging, daß ich das Kreuz der Ehrenlegion meinem Pferde an den Schweif befestigt habe.*) Dies bereue ich bitter; hier in meinem Knopf ist sie wieder, die Auszeichnung der Tapferen, ich erhielt sie in Spanien."

Nach diesen Worten wurde Maubreuil von Gensdarmen hinausgeführt.

Nach dem Plaidoyer des Staatsanwaltes überreichte der Angeklagte dem Präsidenten ein Papier mit den Worten:

„Es ist ein politisches Testament, welches ich Ihren Händen übergebe . . Ich schwöre, daß Herr de Laborie auf Veranlassung des Herrn de Talleyrand mir 200 000 Francs

---

*) Beim Einzug der Verbündeten in Paris 1814.

und den Herzogstitel angeboten hat, wenn ich mich pünktlich des empfangenen Auftrages entledigen würde. Ich wiederhole es, daß, wenn ich den nichtswürdigen Auftrag unternahm, es geschah, um die Glieder der Familie Bonaparte zu retten.*)

---

*) Ueber diese sogenannte „Affaire Maubreuil" finden sich Notizen in nachfolgenden Werken: Mémoires du Chancelier Pasquier. — Notes historiques sur Guerry de Maubreuil von einem seiner Leidensgefährten. — „Récit de ce qui a été dit principalement par Maubreuil" (Court royal). „Histoire du souflet donné à Mons. de Talleyrand", Paris 1861. — „Memoiren der Königin Catharina."

Elftes Capitel.

Das Ende des Carnevals.

Cardinal Bernetti. — Der Confetti-Regen. — Die Spenden der Juden. — Costumeball auf der französischen Gesandtschaft. — Die Rennen. — Der Tag der Moccoletti. — Abreise nach Neapel. —

Am 12. Februar.

Wir haben einen neuen Cardinal, den Herrn Bernetti, der auf eine sonderbare Weise zum rothen Hut gekommen ist. Er wurde nach Moskau zur Krönung des Zaren Nicolaus geschickt; bei seiner Rückkehr hielt man es für passend, ihn durch den Purpur für seine weite Reise und seine Bemühungen zu entschädigen.

Auf die Einwendung, die der Herr gegen das Anerbieten erhob, war man wohl schwerlich gefaßt.

Bernetti erklärte vor Allem, daß er weder ein Geistlicher sein könnte noch wollte, da dieser Stand nicht nach seinem Geschmack wäre, auch nicht zu seiner Art zu leben passe. Sodann wies er auf seine Schulden hin und die Unmöglichkeit, in der er sich befinde, dieselben zu bezahlen, endlich —

und dies schien ihm am meisten am Herzen zu liegen — sagte er, er stehe in einem nahen Verhältniß zu einer Dame, welches er unter keiner Bedingung auflösen wolle.

So kam es zu einem langen Hinundher: endlich entschied man sich dahin, daß Bernetti durchaus nicht nöthig habe, Priester zu sein — es waren von der Annahme der Priesterwürde ja schon soviele Cardinäle dispensirt worden. Man kam auch dahin überein, daß Bernetti allmählich seine Schulden bezahlen solle, und daß man, vorausgesetzt, er gäbe zu keinem Skandal Veranlassung, sich nicht darum kümmern wolle, wo er seine Abende zubrächte. Man gab auch dem Erwählten zu verstehen, daß er unmöglich ablehnen könne. Niemals wäre dem heiligen Collegium ein solcher Schimpf widerfahren; das böse Beispiel, das eine solche Aufführung geben würde, sei zu gefährlich u. s. w.

Der Cardinal Bernetti erhielt also heute morgen die Glückwünsche seiner Collegen; heute Abend wird er die Damen der feinen römischen Gesellschaft, die sich „in fiocchi“ bei ihm einstellen, empfangen — man nennt dies ein „Ricevimento“. Die Ceremonie findet in Bezug aller neuernannten Cardinäle statt, wären dieselben auch weder so schön noch so galant wie der Herr Cardinal Bernetti.*)

*) Stendhal entwirft folgendes Porträt von Bernetti, den er hinter der Bezeichnung „Graf F.“ versteckt: „Er hat natürlichen Witz, aber kein Verwaltungstalent, denn er ist mit Schulden beladen, die er gern bezahlen möchte. Sein Urtheil ist ein sicheres insofern als er einsieht, daß er am Anfang des Endes ist. Dem schönen Geschlecht schenkt er seine ganze Aufmerksamkeit; er liebt besonders das „Brio“ der Fürstin Doria. Bernetti ist schlau und ein feiner Politiker.

Am 17. Februar.

Der Carneval hat seine Höhe erreicht: es herrscht eine allgemeine Tollheit, an welcher alle Klassen der Bevölkerung betheiligt sind; der Corso wimmelt heute von Masken, das übrige Rom liegt verödet; auf diesen engen Trottoiren, welche die Menschenmasse kaum fassen können, ist die ganze Bevölkerung beisammen. Die Mitte der Straße wird von zahllosen, sich nur langsam bewegenden Wagen in Anspruch genommen, deren Insassen Muße genug haben, um sich gegenseitig mit Confetti zu bewerfen.

Fenster und Balcone, die mit buntfarbigen Teppichen geschmückt wurden, sind dicht besetzt mit Confetti-Werfern. Jemehr Freunde man hat, desto mehr wird man bombardirt. Mit weißem Staube über und über bedeckt — wohl auch leicht verwundet — kehrt man nach Hause zurück — es hat nichts zu sagen, es war doch Ruhm dabei. Morgen geht es wieder los!

Von allen alten Gebräuchen ist wohl der der seltsamste, welcher von den jüdischen Bürgern verlangt, daß sie in feierlicher Procession dem auf dem Capitol ihrer harrenden Senator Geschenke darbringen. Ueber das Entstehen des merkwürdigen Gebrauches ist man nicht einig; die Einen behaupten, es handle sich um eine Art von Abgabe, welche die Juden aufzubringen hätten für die Erlaubniß, in Rom bleiben zu dürfen. Andere sagen, daß in der frühesten christlichen Zeit die Juden ein Wettlaufen veranstalten mußten zur Unterhaltung des Volkes, daß ihnen erst viel später dieser Zwang erlassen wurde, und daß an Stelle des Wettlaufens von Menschen das der Pferde trat.

Der Senator empfängt die Abordnung jetzt in großem Pomp — früher dagegen mit einer Bewegung, welche der Anstand zu schildern verbietet: eine Erinnerung an barbarische Zeiten!

Am 29. Februar.

Gestern gab es einen Costümball beim Herzog von Laval. Die Verkleidungen waren sehr verschiedenartig; die Engländer am stärksten vertreten. Die Hexe Walther Scott's flößte mir einen förmlichen Schreck ein. Eine junge Insularin, die 6 Fuß und 6 Zoll in ihren großen Schuhen stand, hatte diese Maske gewählt. Ihre bloßen Arme, ihre wilden Blicke, ihre zerzausten Haare, gaben ihr ein in der That so hexenhaftes Ansehen, daß ich ihr zu begegnen vermied. Die Mehrzahl der Gäste bestand aus Göttinnen, darunter war Diana besonders beliebt, auch Vestalinnen sah man; spanische Costüme schienen ebenfalls bevorzugt. Geschmack und Erfindung in Bezug auf Costüme konnte ich nicht entdecken. Meine nationale Eigenliebe rief Vergleiche mit zahllosen ähnlichen Festen in Warschau wach: sie waren doch bei weitem glänzender als dieses!

Meine Tochter erntete als Psyche großen Beifall — diese Maske paßte aber auch vortrefflich zu ihrer ganzen Erscheinung. —

Der Carneval nahm seinen Fortgang in unverändertem Schwunge. Jeden Vormittag verfügte man sich auf den Corso, man verweilte bis der Kanonenschuß erdröhnt, der den Beginn des Rennens ankündigt, dann sind im Augenblick die Wagen wie verschwunden, die Fußgänger entfernen sich; man wartet bis die Pferde vorüber sind: schon läßt sich ein

lautes Schreien vernehmen, das Geklingel von Glocken nähert sich — die Renner fliegen vorüber — der Name des Siegers wird ausgerufen.

Es ist merkwürdig, daß all diese Tollheiten sich doch in gewissen Grenzen bewegen: von Betrunkenen, Dieben ist keine Rede: es scheint, man ist hier nie so artig, als wenn man sich amüsirt. Vollkommen von der Rolle in Anspruch genommen, welche der Einzelne wählte, hält er an derselben mit Aufwendung von all seinem Witz fest. Hier kommt ein Schriftsteller, der die Vorrede zu seinem neuesten Werk ausbietet, dann ein Notar, der geschäftig umherläuft und seine Dienste anbietet, dann wieder ein Marquis von damals oder ein englischer Tourist: stets stehen Costüm, Sprache, Geberden mit der Rolle in Einklang.

Ich habe auf dem Corso mitten in der Volksmenge mehr Witz gefunden als in den Salons! —

Nun ist es endlich vorbei mit dem Carneval: der Tag der Moccoletti aber bringt eine noch größere Bewegung und Aufregung, als alle vorhergehenden Tage. Bis zum Untergange der Sonne werden der Menschen immer mehr auf der Straße — da ertönt das Ave Maria uud im Augenblick leuchten Millionen kleiner Kerzen auf. Die Häuser sind bis unter die Dächer mit Lichtern geschmückt. Das Durcheinander dieser kleinen sich hin- und her bewegenden Lichtlein ist nicht übel. Die Wagen werden angehalten, man steigt auf die Räder und beleuchtet einander. Diejenigen Personen, die ohne Moccoletti überrascht werden — man muß mehrere solche Dinger in der Hand haben — werden von der Menge geneckt.

Schallendes Gelächter, das Rauschen von Mandolinen, das Geklimper von Guitarren — Alles untereinander: man

sucht sich gegenseitig die heiligen Feuer abspenstig zu machen. Es herrscht allgemeine Ausgelassenheit. So geht es mehrere Stunden lang fort, auf ein gegebenes Signal aber erlöschen plötzlich alle Kerzen, es wird still, die Straße leer. Nur von weitem hört man noch das Rollen eines Wagens. Maskirte Gestalten verschwinden still in den Thüren der Häuser. Dieser plötzliche Uebergang stimmt förmlich melancholisch — muß man nicht an des Lebens verschwundene Illusionen, an die glänzenden Hoffnungen denken, denen tiefe Trauer folgte?

Es ist Brauch, daß die Fremden, die den Winter in Rom zugebracht haben, sich jetzt nach Neapel verfügen und erst in der Charwoche zurückkehren.

Zwölftes Capitel.

Neapel.

Das Panorama der Stadt. — Die Pasta. Das Palais Murat. — Die Gesellschaft. — Mr. Lambton, Lord Durham. — Die Strada Ancora. — — Das Museum. — Die Markgräfin von Ansbach. — Anmaßung. — Die Ratten als Königsmörder. —

Neapel, am 10. März 1827.

Am Abend von Rom abgereist, trafen wir in Neapel am anderen Tage um die Mittagszeit ein. Mein Sohn war uns voraufgereist und wir fanden Zimmer und Mittagessen für uns vorbereitet in dem schönen Palais Esterhazy, gegenüber von der Villa Reale, mit einem prachtvollen Garten, dessen Terrassen sich unmittelbar am Strande erheben.

Sowie die Sonne am anderen Tage aufgegangen war, eilte ich ans Fenster: diesmal sollte meine Erwartung übertroffen, das Bild, das meine Vorstellung sich entworfen hatte, von der Wirklichkeit bei Seite geschoben werden.

Man möchte denken, daß an dieser Stelle der Welterschaffer ein besonderes Wohlgefallen gefunden und es ihm

gefallen habe, hier Alles zu vereinen, was das Auge des Menschen entzücken kann. Dieser azurblaue Himmel, sich spiegelnd in dem leichtbewegten Meere — hier die Grotte des Pausilippus – dort der Vesuv, dem gelblicher Rauch, sich in leuchtenden Wolken hinbreitend, entsteigt: das starre Aeußere des Kraters, das saftige Grün der felsenumgürteten Inseln — diese Contraste, dieser Reichthum an bezaubernden Ausblicken erklären zur Genüge die Bewunderung des Fremden.

Fügt man diesen Wundern noch die milde Temperatur, die uns wie mit schmeichelnder Hand berührt, hinzu, so wundert man sich kaum noch, daß die Bewohner dieses glücklichen Landstriches ihr Leben im Nichtsthun, im Anschauen hinbringen; auch ich stand, wie sie, heute unter dem magischen Einfluß dieser schönen Natur und riß mich von meiner Bewunderung erst los, als der Lärm der großen Stadt erwachte.

Am 12. März.

Diesen Abend haben wir in dem seit kurzen umgebauten San Carlo-Theater zugebracht. Medea wurde gegeben — für diese Rolle scheint die Pasta*) wie geschaffen zu sein; ihre der Antike nachgebildeten Stellungen und Bewegungen erhöhen den dramatischen Eindruck; ihre Stimme ist umfangreich und schön, sie reißt die Zuschauer zur Bewunderung

*) Anmerkung des Uebersetzers. Sinditta Pasta, auf dem Lande in der Nähe von Mailand 1798 geboren, zählte zu den berühmtesten Opernsängerinnen. Ihre Glanzperiode fällt in die Zeit von 1824—32. Sie ist 1865 in ihrer Villa am Comer See gestorben. Sie war nach Aufführung der „Medea“ — eine ihrer Bravourrollen — stets in einem Zustande hochgradiger nervöser Ueberreizung, sodaß sie zwei Stunden der vollkommensten Ruhe bedurfte, ehe sie, wie sie selber zu sagen pflegte, „wieder umgänglich wurde.“

hin, nicht durch ihr Talent allein, sondern auch durch ihre Schönheit. Sie weiß, ihre Stimme in den Grenzen des musikalisch Schönen zu halten und hat in dieser Beziehung den Vortritt vor der Catalani, die eigentlich nur eine reizend schmetternde Nachtigall ist.

Am 14. März.

Das Wetter ist so wunderschön, die Temperatur so lau-lich-mild, daß wir bis Portici gefahren sind.

Ich glaubte, ich würde in diesem königlichen Residenz-schloß die in Italien so seltene Vereinigung von Pracht und Geschmack finden. Ich meinte, die Königin Caroline, die doch an den Pomp in den Tuilerien gewöhnt war, würde den Palast der Armida, den zu bewohnen keine würdiger gewesen wäre wie sie, nachbilden.

Die Gemächer Carolines, gerade noch so wie früher, ent-sprachen dieser Erwartung ganz und gar nicht — sie glichen denen einer vornehmen Bewohnerin des bekannten Pariser Stadtviertels Saint-Germain. Ein Parkett in Holzmosaik, Lyoner Stoffe, einige, der französischen Schule angehörige Genrebilder, sehr viel Sèvres-Porzellan und einige, noch dazu nicht gerade schöne Bronzen — bildeten den ganzen Reich-thum der Einrichtung.

Italien mit seinen herrlichen Kunsterzeugnissen, seinem Geschmack, waren bei Seite gelassen, und die Mode mit all ihrer Steifheit vertreten — eine Pariser Einrichtung ohne alle Phantasie, ohne irgend etwas Neues! Man sah keine Statue, keine Vase, keinen einzigen Gegenstand, der außerhalb der Schablone gelegen hätte. Alles war neu, regelrecht prächtig. Die legitime Dynastie, von ihren Rechten wieder

Besitz ergreifend, hat diesen modernen Geschmack leider noch zu übertrumpfen gesucht. Gemalte und vergoldete Tapeten, Vorhänge von Mousseline oder bedrucktem Cattun, Glasschränkchen mit einer Unzahl von Nippsachen, deren geringer Werth eine so sorgfältige Aufbewahrung garnicht rechtfertigt. Man sagte mir, daß diese elenden Sammlungen sich in allen Palais vorfänden, welche von der königlichen Familie*) benutzt werden. Ich mußte nicht wenig erstaunen, als ich in einem dieser Glasspindchen einen Korb mit künstlichen Blumen, deren Farben ganz verblichen waren, gewahrte. In dem Korbe lagen eine Hand und ein Fuß, aus Wachs geformt. Der Führer, der meine Verwunderung für Bewunderung halten mochte, öffnete den Schrank, um mich das Kunstwerk näher betrachten zu lassen, indem er erläuternd hinzufügte, es wäre ein Geschenk der Herzogin von Berry; die Wachsgebilde stellten einen ihrer eigenen Füße, eine ihrer Hände dar.

Am 16. März.

Hier wie in Rom besteht die Gesellschaft hauptsächlich aus Fremden. Die Herren Diplomaten sind auch in Neapel die Vertreter der Geselligkeit.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Der damalige König beider Sicilien war Franz I, der seinem Vater Ferdinand I 1825 auf dem Throne folgte (gestorben 1830). Franz I Sohn, Ferdinand II, ist der bekannte „Re Bomba“; Ferdinand II Sohn, Franz II, verlor sein Königreich 1860 an Garibaldi. „Berühmter“ noch als der Sohn Franz I ist die Tochter desselben, die streitbare Herzogin von Berry, Gemahlin des zweiten, 1820 ermordeten Sohnes von Carl X von Frankreich; sie ist die Mutter des 1883 verstorbenen Grafen Chambord, der nach dem Sturz Napoleon III als Thronprätendent unter der Bezeichnung „Heinreich V“ von sich reden machte. Die „berühmte“ Tochter Franz I von Sicilien ist als Marquise Luchesi-Palli erst 1870 gestorben.

Man findet unter den Neapolitanerinnen mehr hübsche Erscheinungen, als unter den Römerinnen; sieht man auf der Straße in Rom eine schöne Frau, so kann man fast sicher sein: sie stammt aus Trastevere und ist ein Kind des Volkes; in Neapel hingegen gehören die hübschen Frauen ausschließlich der Aristokratie an. Boshafte Leute verbreiten das Gerücht, die Franzosen hätten während ihres Aufenthaltes in Neapel dieses glückliche Resultat erzielt.

Die Erziehungsanstalten, welche die Königin Caroline errichtet und überwacht hat, haben jedenfalls die Bildung unter diesen reizenden, früher so überaus unwissenden Italienerinnen gefördert — das die Moral ebenso gewonnen hätte wie die Civilisation . . . daß freilich möchte ich bezweifeln. Man darf aber nicht vergessen, daß in diesem Lande Moral ein Wort ist, dem kein Werth innewohnt. In Italien lebt man um zu lieben, man stirbt vor Alter und Langerweile, wenn die schöne Zeit der Liebe und des Vergnügens vorüber ist. So sind auch Musik und Tanz die einzigen Zerstreuungen, welche in den geselligen Cirkeln Neapels geboten werden; die Kunst der Unterhaltung ist völlig ungekannt. Die Aristokratie lebt sehr abgeschlossen und in den Salons der Gelehrten, der Künstler ist von einer Unterhaltung in französischem Sinne keine Rede.

Hier ist der Apparat Alles. In Rom sieht man ganz alte Carossen, ganz verschlissene Livreen, altmodische Gewänder, dafür haben die Leute dort aber herrliche Bilder, und ehe sie dieselben veräußern, leben sie lieber — von Salat. Hier in Neapel dagegen ist alles Luxus, Geflimmer, Eleganz. Französische Schneiderinnen, französische Köchinnen, die man

in Rom garnicht kennt, gehen nach Neapel und erwerben ein Vermögen.

Das bedeutendste Haus in Neapel machte während meines Aufenthaltes Herr Lambton*) aus. Er ist seitdem Lord Durham geworden. Die Gemahlin dieses außerordentlich begüterten Mannes, Lady Louisa Grey, ist die Tochter des bekannten Ministers. Sie besaß alle jene liebenswürdigen Eigenschaften, die ihrem Gemahl abgingen, dessen Launen, dessen Schroffheit, ich möchte fast sagen Grobheit, bei jeder Gelegenheit zu Tage trat. Das erste Mal, als ich bei ihm zu Tisch war, bemerkte ich, daß ihm alle Gerichte zuerst präsentirt wurden. Erst nachdem er lange Zeit das Beste auf den Schüsseln für sich ausgesucht hatte, wurden die Gäste bedient. Ich konnte nicht umhin, ihn zu fragen, ob das so der Brauch in England wäre. Er erwiderte mit großer Gelassenheit, es hinge von den verschiedenen häuslichen Gewohnheiten ab.

Da sein Haus im übrigen das angenehmste und eleganteste war, so drückte man den Ungezogenheiten des Hausherrn gegenüber ein Auge zu und zwar um so lieber, als Lady Louisa durch große Höflichkeit einen Ausgleich herbeizuführen suchte: diese Dame litt sichtlich unter der Wildheit des Charakters ihres Gemahls. Aergern mochte sie sich dabei

---

*) Johann Georg Lambton, Graf Durham, wurde 1813 in das Haus der Gemeinen gewählt, kam 1828 in das Oberhaus. 1830 war er, als Grey an der Spitze des Cabinets stand, Justizminister. Er war dann der Reihe nach Gesandter in Petersburg, Berlin, Wien; 1838 wurde er Gouverneur von Canada. Durham war energisch, ehrgeizig, klug; es wäre ein großer Staatsmann aus ihm geworden, wäre er nicht so überaus jähzornig, so tactlos gewesen — dies aber war eine Folge seiner schlechten Gesundheit: er machte sich Jedermann zum Feinde.

wohl über die Kniffe und Pfiffe, welche von den Fremden angewendet wurden, um trotz Allem in ihrem Hause zugelassen zu werden.

Was mich betrifft, so hatte ich mich dahin entschieden, dem Herrn Lambton nichts durchgehen zu lassen, was gegen den guten Ton der Gesellschaft verstieß: ich unternahm es, seine Erziehung zu verbessern und er nahm meine Bemühungen gut genug auf. Eines Tages sagte er zu seiner Gemahlin: „O! Diese Dame hat Mittel und Wege gefunden, mich von der Langenweile zu befreien — sie ärgert mich! — oh yes“!

Am 1. April.

Die „Strada Ancora“ gehört zu den schönen Andenken, welche der unglückliche Murat den Neapolitanern hinterließ. Von ihr aus übersieht man das Meer und genießt des schönsten Panoramas, welches man sich nur denken kann; sie ist von reizenden Villen eingefaßt und bildet das Stelldichein der eleganten Gesellschaft, die sich dort allabendlich in Equipagen zeigt. Auch der wohlhabende Bürgerstand läßt sich in allerhand Wagen sehen. An Festtagen ist in der Strada Ancora ein unglaubliches Gedränge, und es passiren dann wohl, trotz aller polizeilichen Aufsicht, Unglücksfälle; man muß manchmal eine Stunde lang halten bleiben, ehe man weiter kommt.

Die Neapolitaner haben eine förmliche Passion für diese Art von Belustigungen: sie meinen: besser ist es, nicht zu Mittag zu essen, als vom Corso fortzubleiben.

Die „Calescina“, in welche manchmal eine ganze Familie hineingepackt ist, mit Einschluß des „Hausfreundes“, des

Hausvaters oder des Beichtvaters, ist eine neapolitanische Spezialität!

Am 8. April.

Obwohl Der, der von Rom kommt, noch unter dem Eindruck der Kunstschätze des Vaticans steht, so wird ihm doch das Museum in Neapel höchst sehenswerth erscheinen. Es hat eine in seiner Art einzig dastehende Sammlung aufzuweisen, nämlich die in Pompeji gefundenen Broncen und Ueberreste von allerhand Dingen, ausgezeichnet durch das herrliche Ebenmaß der Formen. Dies gilt von dem gewöhnlichsten Handwerkszeug ebenso wie von den feinsten Mobilien und Luxusgegenständen — stets dieselbe undefinirbare Eleganz, die wir uns nachzuahmen vergeblich bemühen. Von der Wasserkanne bis zum Altarlämpchen ist Alles von einem so vollendeten Geschmack, von einer allem Anscheine nach so unerreichbaren Harmonie der Conturen, daß die moderne Arbeit in der Nachahmung stets Alles verpfuscht. Drei Säle sind mit diesen kostbaren Reliquien angefüllt. Ich hatte den Wunsch, einige der Gegenstände skizziren zu dürfen, um sie dann nach meinen Entwürfen in Bronce ausführen zu lassen; allein der Conservator des Museums lehnte mein Gesuch kurzer Hand ab mit dem Bemerken, er sei nicht bevollmächtigt, eine derartige Erlaubniß zu geben. Dieselbe könne nur durch den König selber oder den Premierminister erfolgen. Ich wandte mich also an den russischen Gesandten, obwohl ich Bedenken trug, mich einer Autorität zu verpflichten, gegen die jeder Pole sich lieber ablehnend verhält.

Die Liebe zur Kunst schob mein Bedenken zur Seite und durch Vermittelung des Grafen Stackelberg erhielt ich denn auch den vom neapolitanischen Premierminister ausgestellten

Erlaubnißschein. Zu meinem nicht geringen Erstaunen aber sagte man mir im Museum, ich dürfte nur diejenigen Gegenstände zeichnen, von denen bereits Kupferstiche existirten.

Wozu, frage ich, dienen wohl all diese Schätze? Kein Künstler, kein Zeichner darf sich ihnen mit Bleistift oder Stichel nähern! Die Bewohner verhalten sich den Kunstschätzen gegenüber völlig gleichgiltig; kein Neapolitaner betritt das Museum.

Am 9. April.

Herr Lambton fährt fort, Diners zu geben; es folgen ihnen gewöhnlich Bälle oder Theatervorstellungen. Die Nachsichtigsten aber würden nicht im Stande sein, den Darstellern Beifall zu spenden, der Eifer derselben und die Auswahl der Stücke machen diese Unterhaltungen trotzdem interessant.

Auf einer solchen Abendgesellschaft traf ich auch mit der Markgräfin von Ansbach*) zusammen. Diese stellte sich ein, um ihren Sohn, den armen Craven, den sie durch ihre Schrullen sowohl als durch die Noth, die sie ihn erdulden ließ, so unglücklich machte, spielen zu sehen.

Noch ehe man sie mir bezeichnet hatte, hatte ich sie erkannt; sie war ja eine richtige Theaterprinzessin. Seit dem

---

*) Elisabeth Berkeley, Lady Craven, Markgräfin von Ansbach (geboren 1750, gestorben zu Neapel 1828), ist die Tochter des Grafen Berkeley; sie heirathete in erster Ehe den Grafen Craven, von welchem sie sieben Kinder hatte; in zweiter Ehe, und zwar nach Scheidung der ersten, den Markgrafen Carl Alexander von Ansbach, den Sohn der Schwester Friedrich des Großen, der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth. Die Markgräfin war emsig mit der Feder bei der Hand, es existiren von ihr Gedichte, Theaterstücke, Reisebeschreibungen, auch Memoiren. Carl Alexander, dem durch Erbschaft auch Baireuth zugefallen war, hat 1791 beide Fürstenthümer an Preußen abgetreten. (C. Stryienski.)

Tode des Markgrafen trug sie Trauer, dazu aber eine Rose und ein Ordenskreuz, welches, wie ich glaube, der Markgraf besonders für sie erfunden hatte.

Klein, runzlich und sehr mager, sah sie aus wie eine Mumie, der man das Gesicht mit einer dicken Lage von Weiß und Roth bedeckt hat. Da sie in ihren „Memoiren" von ihrem Aufenthalt in Warschau und von polnischen Damen spricht, so brachte ich sie auf dieses Thema: hernach that es mir leid, denn ihr unruhiges Geschwätz war mir infolge der ihrem Munde mangelnden Zähne ganz unverständlich. Herr Fox, den sie als Vetter bezeichnete, hatte sich an ihre Sprachweise gewöhnt und verdankte der Dame eine ganze Anzahl von Anekdoten, bei deren Wiedergabe ich ihm gerne zuhörte. Dieselben waren durch ihre naive Eitelkeit überaus spaßhaft. Die Markgräfin war überzeugt, daß sich in ihr ein höherer Geist mit umfassenden Kenntnissen und tiefer Weisheit vereinige: daß dieses schöne Ensemble noch dazu durch ein schöpferisches Genie gekrönt wäre.

Sie versicherte allen Ernstes, Rossini verdanke ihr seinen Ruf; seine besten Opern wären ein Abklatsch von denen, welche sie während ihres Aufenthaltes in Ansbach componirt habe; dort habe sie sich damit unterhalten, die italienische Truppe zu leiten, welche ihr Gemahl auf dem Schloß gehalten habe.

„Das war," fügte sie hinzu, „ein nur kleiner Dienst im Verhältniß zu dem, welchen ich meinem Gemahl erwies, indem ich ihm während der Kriege Napoleons mit meinem Rath zur Hand ging."

Sie fügte hinzu, daß sie allein im Rath der Minister stets für die Neutralität eingetreten sei, während soviele Könige ihre Kronen aufs Spiel gesetzt hätten durch eine

Selbstüberschätzung ohne gleichen. Dank ihren weisen Rathschlägen wäre des Markgrafen „Flagge“ stets respectirt worden, selbst in den allerstürmischsten Zeiten.

Als ihre Staaten an den König von Preußen verkauft worden wären, habe sie die irdischen Ueberreste ihres geliebten Gemahls nach England schaffen lassen. Als sie jedoch den Sarg habe öffnen lassen, um dem Theuren ein letztes Lebewohl zu sagen, wären Ratten hervorgesprungen — diese hätten den Markgrafen offenbar verspeist gehabt. Sie habe die königsmörderischen Geschöpfe summarisch vernichten lassen; da aber doch ein jedes Thier Theile des Todten enthielt, alle Reste in ein und demselben Grabe beerdigen lassen.

Von dem Ernst, mit welchem sie diese Lazzi vortrug, macht man sich schwer einen Begriff.*)

---

*) In einer schmeichelhafteren Art und Weise sprechen von der Markgräfin die Frau von Oberkirch und die Frau Vigée-Lebrun in ihren „Memoiren“. Die Damen haben die Markgräfin allerdings in jüngeren Jahren gekannt.

Dreizehntes Capitel.

Neapel.

Der Palast des Königs. — Der Prinz von Coburg. — Der Marquis Salvo. — Die Floridiana. — Pompeji. — Murat. — Die Gräberstraße. — Die Plünderung von Mokotow.

Am 10. April.

Das königliche Palais, welches wir eines Morgens in Augenschein nahmen, bietet nichts Bemerkenswerthes. Nur ein schönes Gemälde Raphael's fiel mir auf, welches man im Begriff war, nach dem Museum zu überführen; es ist hier Sitte, daß alle sechs Monate eine Aenderung in Bezug auf die königlichen Gemächer stattfindet. Aus welcher Zeit mag diese Sitte, die mir gefällt, stammen? Gewiß hat weder der regierende König, noch sein Vorgänger*) eine derartige Verfügung getroffen.

Weder die spanische, noch die neapolitanische Linie der Bourbonen findet Geschmack an dergleichen die geistige Thätigkeit

*) Anmerkung des Uebersetzers. Ferdinand I, Gemahl Maria Carolines von Oesterreich. Beide stehen in dem Buch der Frau Klio mit schlechten Marken verzeichnet; Königin Caroline war eine

angehenden Dingen. Des Königs einzige Beschäftigung war die, seine Gemahlin*) zu überwachen, sein einziges Vergnügen das, auf die Jagd zu gehen; zu diesem Zweck zog er von einem seiner Landhäuser zum andern. Medicis als erster Minister besorgte die Regierungsgeschäfte. Der König erwachte aus dem Zustande der Theilnahmlosigkeit, in welchem er sich gewöhnlich befand, nur, um in Wuth über angebliche Verschwörer zu gerathen, von denen Intriguanten ihm vorfabelten — um ihn in Abhängigkeit zu erhalten.

Heute ist der Zustand dieses schönen Landes ein trauriger, das Land ist das unglücklichste in Italien.

Am 13. April.

Der Prinz von Coburg**) bewohnte den zweiten Stock des Hauses, in welchem wir abstiegen. Gestern gab er eine Abendgesellschaft; er empfing seine Gäste mit viel Würde und ungezwungenem Anstande. In seiner vornehmen Erscheinung zeigten sich noch die Spuren des Schmerzes über den Verlust seiner jungen Lebensgefährtin, die ihm als Mitgift das Recht auf einen der schönsten Throne eingebracht hatte — einen Thron, auf dem der Monarch keine Autorität besitzt als die, zu verzeihen.***)

Busenfreundin der übelberüchtigten Lady Hamilton, die auch den wackeren Nelson in ihre Netze zog. Wraxall: „Memoirs“. Auch „Geschichte von Lady Hamilton“ (Leipzig 1816.)

*) Isabella Maria von Spanien.

**) Georg Christian Friedrich Leopold, der 1831 König der Belgier wurde.

***) Anmerkung des Uebersetzers. Der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg hatte in erster Ehe die Prinzessin Charlotte, die Tochter König Georg IV von England und der unglücklichen Caroline

Auf dieser Gesellschaft beim Prinzen lernte ich den Marquis Salvo, den Herausgeber eines Werkes über Byron kennen.*) Langweilig und anmaßend wie sein Buch, gehört er zu jenen Schriftstellern, die für einen Augenblick aus der Dunkelheit heraustreten in Folge des Namens, den sie an die Spitze ihres Werkes stellen. Auch traf ich mit Filangieri**), dem heutigen Fürsten von Satriano, zusammen. Er machte den Eindruck eines geistvollen Mannes auf mich, sein Aeußeres hat etwas Auffallendes, die Rolle, welche er bei den letzten Ereignissen als Verschwörer und Troubadour spielte, verträgt sich sehr wohl mit seiner Klugheit und seinen äußeren Vorzügen. Er hatte gehört, daß ich von Triest käme und mich mit der Königin Caroline befreundet hatte; er sprach viel von ihr, frug mich über allerhand Dinge aus, und es schien mir, als wäre er der Königin sehr zugethan, ja treu ergeben.

Die freie Art, wie er sich ausdrückte. die Unzufriedenheit, die er in Bezug auf die neue Regierung an den Tag legte, überraschten mich um so mehr, weil er zu einer Fremden sprach; er kannte weder meine Anschauungen, noch konnte er

---

von Braunschweig geheirathet; sie war die vermuthliche Erbin des englischen Thrones, diese starb aber bereits 1817. In zweiter Ehe (geschlossen 1832; seit 1831 war er König der Belgier) heirathete Leopold eine Tochter Louis Philipps, Louise von Orleans.

*) Sein Buch heißt: „Lord Byron in Italien und Griechenland". London, 1825.

**) Carl Filangieri, Prinz von Satriano, Herzog von Taormina (1784—1867) ist der Sohn des berühmten Verfassers von Scienza della Legislazione. Er diente in der französischen Armee, wurde bei Austerlitz Capitän und folgte Murat nach Neapel. 1815 trat er zu den Bourbonen über und spielte bis 1859 in der Verwaltung des Königsreichs beider Sicilien eine hervorragende, wenn auch nicht immer ehrenvolle Rolle. C. Stryienski.

auf meine Verschwiegenheit zählen. Später hörte ich, daß die früheren Kameraden des Herzogs, z. B. General Pepe*), Fürst Cariati**) und sogar der Herzog von Rocco Romana***) ihm gern aus dem Wege gingen.

Am 15. April.

„La Floridiana" ist eine der reizendsten, in der Nähe Neapels gelegenen Villen; sie gehört der Herzogin, deren Namen sie trägt; die Herzogin Floridiana war morganatisch mit dem verstorbenen König Ferdinand I vermählt. Die Lage der Villa ist entzückend, Vesuv und Meer bilden den landschaftlichen Rahmen. Unmöglich aber ist es, eine gewisse Empörung zu unterdrücken, wenn man auf die Geschmacklosigkeiten ihrer Bewohner stößt. Dieselben beschimpfen geradezu die schöne Natur. In verschiedenen Farben gemalte Felsen dienen als Decorationen, ebenso künstliche Ruinen und Statuen

*) Dieser General, dessen Biographie General Carrano (Turin 1857) schrieb, diente ursprünglich in der vom ersten Consul ins Leben gerufenen italienischen Legion. 1809 begegnen wir ihm als Ordonnanzoffizier Murat's; er commandirte dann in Catalonien als Oberst ein Regiment und avancirte zum General; er wurde 1820 landesverwiesen und kehrte 1848 zurück. Er betheiligte sich an der Vertheidigung von Venedig und zog nach der Capitulation der Stadt nach Frankreich. In Turin ist er 1855 gestorben; er hat, in französischer Sprache geschrieben, „Memoiren" hinterlassen (Paris 1846). C. Stryienski.

**) Gennaro Spinelli, Marquis von Fuscaldo, Fürst von Cariati war der Repräsentant Murat's auf dem Wiener Congreß und diente später dem König Ferdinand II; er gehörte bis 1848 zu den Liberalen, erhielt dann das Portefeuille des Aeußeren; er wechselte seine politischen Anschauungen, indem er die tyrannischen Maßregeln Ferdinand II förderte. Er starb 1851. C. Stryienski.

***) Ein neapolitanischer Grandseigneur, der nur dem Namen nach bekannt ist. C. Stryienski.

von Gips mit Lack überzogen. Wir sahen neben einem aus Bäumen, Strauchwerk, Rasen und Beeten reizend hergestellten Theater, eine hölzerne, buntbemalte Figur, eine Schildwache darstellend, die das Gewehr präsentirt. Solche Geschmacksverstöße inmitten eines mit allen Zaubern der Natur ausgestatteten Parkes, für welchen der König enorme Summen hergab, ist doch unerhört! Man findet zierliche Pavillons, eine sehr schöne Brücke aus carrarischem Marmor; auch ein Bad, unter freiem Himmel auf einer Anhöhe gelegen, dem nur Regenwasser zur Verfügung steht und das aus einer großen Wanne, bekränzt von Rosengesträuch, besteht — kein Schutzdach, weder gegen die Strahlen der Sonne noch gegen indiscrete Blicke etwaiger Zuschauer, ist vorhanden. Es führt den Titel „Bad des Königs“ und der Castellan äußerte mit verschmitztem Lächeln: „Seine Majestät pflegten nicht allein zu baden.“

Am 30. April.

Meine Tochter war in Folge einer Erkältung erkrankt; die Nächte in diesen heißen Climaten sind gefährlich, man möchte sagen perfide — ich war in großer Angst um ihr Leben. Ein ausgezeichneter Arzt, Quin mit Namen, aber stellte sie wieder her; jedoch mußte ich meinen Aufenthalt in Neapel um 14 Tage verlängern. So gingen uns die Feierlichkeiten der Charwoche in Rom verloren.

Am 9. Mai.

Ich besuchte, sowie meine Tochter nicht mehr meiner Pflege bedurfte, die Ruinen von Pompeji und brachte einen

herrlichen Morgen an dieser interessantesten Stelle der Welt zu.

Nichts lenkt die Gedanken so sehr von den Sorgen der Alltäglichkeit ab, als der Anblick dieser unglücklichen Stadt. Alles redet noch von der furchtbaren Katastrophe, die plötzlich einige Tausend Menschen in den Tod jagte und deren Heimstätten zerstörte.

Um Pompeji zu genießen, muß man sich frei machen von allem Einfluß, welchen Beschreibungen zurückgelassen haben könnten; man darf sich nicht denken, der Besuch gelte einer Stadt der alten Welt, von der man den Staub weggeblasen hat. Der Anblick Pompeji's ist der einer durch Feuer zerstörten Stadt. Alles, was nicht aus Stein oder Bronze war, ist von der brennenden Lava des Vesuvs verschlungen, die Häuser sind wieder aufgefunden worden mit ihren von der Wucht der Trümmer eingedrückten Dächern; es ist mit einem Wort Alles, was verbrennbar war, verbrannt. Man muß suchen, oft errathen, um ein Verständniß zu gewinnen. Die Trümmer sind für uns wie ein leicht skizzirter Plan, dessen Einzelheiten man sich vorzustellen bemüht ist.

Diese Arbeit aber macht ein unbeschreibliches Vergnügen, man verpflanzt sich so bereitwillig in eine ruhmreiche, große Zeit, in welcher Ideen, Gebräuche gang und gäbe waren, die von den unsrigen abweichen, in denen aber Menschen lebten, die die nämlichen Schmerzen, Hoffnungen, Freuden wie wir hatten, um zu verschwinden, wie wir eines Tages verschwinden werden — wir allerdings ohne so interessante Spuren unseres Dasein zu hinterlassen.

Murat hatte das große Verdienst, mit den Ausgrabungen energisch vorgehen zu lassen und namentlich die Ringmauer



Pompeji.

der Stadt bloßzulegen. Dank dieser gewaltigen Arbeit weiß man heute mit Sicherheit, daß kaum ein Drittel von Pompeji bis jetzt bekannt ist.*)

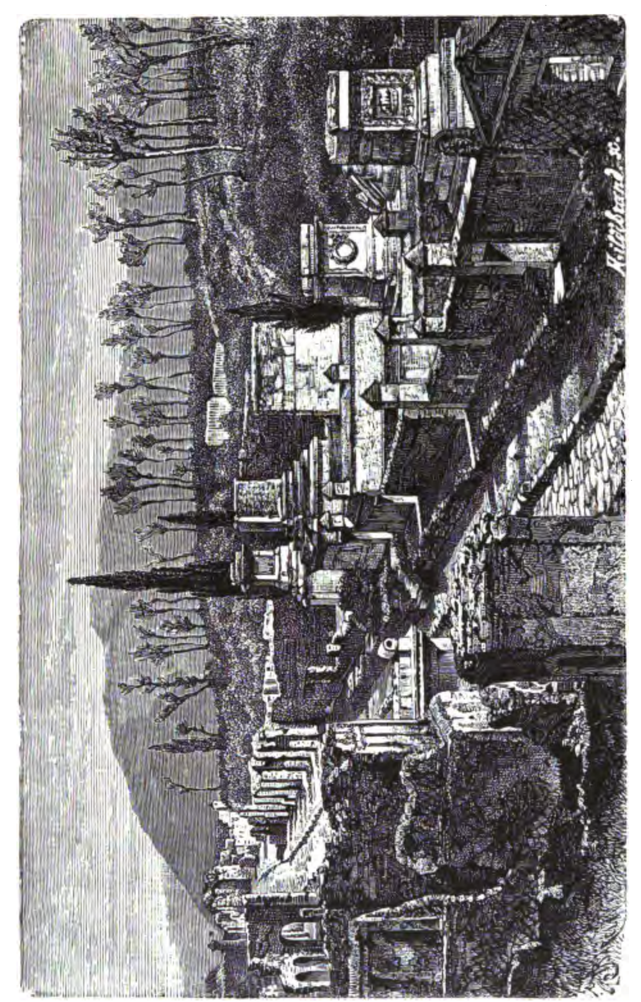
Die Denkmäler an der Gräberstraße mit der blendenden Weiße des Marmors, der Frische ihrer Basreliefs sind so überraschend, daß hier jeder Traum Wirklichkeit wird. Das für einen Sarkophag zurechtgemachte Restaurirungsmaterial lag noch auf der Erde; der in voller Thätigkeit begriffene Bildhauer hatte ein altes Modell vor sich, welches wahrscheinlich aus Athen stammte.

Im Innern sind die Grabstätten gewölbt und die vier, ein Quadrat bildenden, etwa 50 Fuß langen Mauern haben kleine Nischen, in welchen Graburnen aufgestellt wurden. Man sieht schöne Sarkophage, die auf einem in hohen Stufen aufsteigenden Unterbau stehen, sie ragen über die längs der Straße hinlaufende Umfriedigungsmauer empor. In den Pflastersteinen dieser wunderbaren Straße sieht man noch die Spuren der Räder, welche die Lastwagen hinterließen.

Ich kann den Eindruck, den die Gräberstraße auf mich hervorrief, beim besten Willen nicht schildern. Nichts von Dem, was ich in Italien sah, hat sich so tief meiner Erinnerung eingeprägt. Am Eintritt in dieselbe steht eine halbkreisförmige Bank mit der kurzen Inschrift „Publico otio“. Sie ist das Geschenke iner Unbekannten; diese hat vielleicht geglaubt, durch ihre Stiftung ihren Namen den Ereignissen ihrer Zeit beizugesellen.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die Ausgrabungen nahmen 1748 ihren Anfang; rationell vorgegangen wurde mit den Arbeiten eigentlich erst seit 1860; jetzt ist erst etwas über ein Drittel der Stadt zu Tage gefördert worden: acht bis zehn Tempel, mehrere Theater, das Forum, Bäder 2c.



Die Gräberstraße in Pompeji.

Wahrscheinlich haben auf dieser Bank die Reisenden ausgeruht; vielleicht sind hier die ersten Berichte über große Ereignisse, Schlachten, Siege, Niederlagen den friedlichen Bewohnern Pompeji's zu Ohren gekommen.

Ich mußte um die Erlaubniß, einige Zeichnungen zu entwerfen, einkommen; das Album, dem ich sie anvertraut hatte, ist mir von den Russen 1830 bei der Plünderung von Mokolow*) fortgenommen worden. Ich habe bei dieser Gelegenheit überhaupt eine Menge werthvoller Gegenstände verloren, die ich von meiner Reise mitgebracht hatte, darunter mehrere etruskische Vasen von seltener Schönheit; die Soldaten steckten Kohl in dieselben und nahmen sie als Kochgeschirre mit.

Ich mache es wie Lord Durham**) und sage mir jetzt: es lohnte sich nicht der Mühe, diese Seltenheiten mit so viel Mühe und so großen Kosten anzuschaffen.

---

*) Eine Besitzung der Gräfin Potocka-Wonsowicz.

**) Er wurde einige Jahre später Gesandter in Petersburg und ein fanatischer Bewunderer des Zaren Nicolaus, dem es bei angeborener nationaler Pfiffigkeit leicht fiel, die unglaubliche Eitelkeit des Diplomaten völlig zu berauschen. (Anmerkung der Gräfin.)

Vierzehntes Capitel.

Rückkehr nach Rom.

Frascati. — Jérome. — Cardinal Fesch. — Sanct Peter im Mondschein. — Der Eintritt ins Kloster. — Das Fronleichnamsfest. — Besuch des Museums bei Fackelschein. — Canova.

Am 27. Mai.

Ich sah Rom wieder, wie man einen alten Freund wiedersieht.

Man hat in dieser Saison, wenn man Frascati besucht, wohl selten Regen. Wir hatten die Parthie mit Jérome und Gemahlin verabredet, und setzten uns trotz der ungünstigen Witterung in Bewegung. Ein ausgezeichnetes Frühstück erwartete uns beim Fürsten Borghese — ich bemerkte, daß Jérome überall empfangen wird, als wäre er noch König.

Das Innere des fürstlichen Landhauses hat nichts Bemerkenswerthes; die schönen Fresken*), die sich früher darin befanden, sind fort, und Alles, was noch an Mobiliar vorhanden, ist so ärmlich, daß es in einem sonderbaren Gegen-

*) Sie sind nach Rom in den Palast Borghese übertragen worden.

satz zu der außerordentlichen Pracht der Räume der Villa — Villa Aldobrandini — steht.

Bis nach Tusculum, welches oben auf den Bergen liegt, zu gelangen, schien unmöglich, das Wetter zu ungünstig: es war mir deshalb ganz besonders unangenehm, weil wir einen Maler bei uns hatten, der die von Lucian Bonaparte angeordneten Nachgrabungen geleitet hatte. Wir mußten uns darauf beschränken, uns per Wagen durch den Park nach Grotta Ferrata zu verfügen, um der Capella di San Nilo — in welcher sich ein Meisterwerk Domenichino's befindet — einen Besuch zu machen. Es ist ein Bild al fresco und behandelt eine Scene aus dem Leben des heiligen Franz, der einen Besessenen bändigt. Raphael hat eine ähnliche Figur auf seinem berühmten Bilde der Transfiguration, allein ich glaube die Gestalt des Besessenen verdient auf dem Bilde Domenichino's*) den Vorzug, der Ausdruck hat mehr Lebenswahrheit.

Am 28. Mai.

Ich habe eine Madonna von Andrea de Salaino, einem Schüler Raphaels, gekauft, denn ich war ganz entzückt davon. Die Bilder dieses Malers sind sehr selten,**) er malte ja hauptsächlich Fresken — es freut mich immer, wenn ich daran denke, daß meine Kinder ein Andenken an meine schöne Reise haben werden.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Domenichino, eigentlich Domenico Zampieri, gestorben 1641, ist einer der hervorragendsten Maler unter den sogenannten Eklektikern (Schule von Bologna). Seine „Geschichte des heiligen Nilus" in der Grotta Ferrata — dieses Bild meint die Gräfin wahrscheinlich — gehört zu seinen besten.

**) Das Bild hängt jetzt im Schlosse zu Zator. C. Stryienski.

Cardinal Fesch, dessen Urtheil über das Bild ich einzog, war ebenfalls entzückt davon. Ich habe noch nichts Näheres über den Cardinal berichtet; ich glaube, daß es von diesem Herrn nicht viel zu sagen gäbe, wenn seine Verwandtschaft mit Napoleon ihn nicht für einige Zeit eine Rolle zu spielen berufen hätte. Sein Charakter, sein Geist sind durchaus nicht besonderer Art, seine Kenntnisse in Bezug auf Kunstsachen eigentlich auch mehr die eines Kunsthändlers als die eines Kunstfreundes. Die große Menge von Bildern, die er sammelte, ist ohne Geschmack geordnet, darunter sind unzweifelhaft auch Meisterwerke, sie hängen aber mitten unter sehr Mittelmäßigem, schön Eingerahmtem, das sich ausnimmt, als wäre es nur da, um Unwissende zu foppen.

Der Cardinal ist im Besitz von zwei Rembrandts von großer Schönheit und einer Magdalena von Van Dyck, welche mit der Tizian's in Wettbewerb tritt. Man errāth, daß Van Dyck dieses Bild in Italien malte, beeinflußt von den schönen Modellen, die sich um ihn sammelten. Der Cardinal erzählte, er habe das Bild in Paris gekauft und zwar bei einem Trödler; es sei einst Eigenthum der Pompadour gewesen, die es von Ludwig XV erhalten habe, um es in ihrem Schlafzimmer aufzuhängen. Die Dame — vielleicht weil sie die Reue für „ansteckend" hielt — tauschte die schöne Magdalena gegen eine Sammlung von Kupferstichen ein!

Am 4. Juni.

Der Dom von St. Peter im Mondschein macht einen unbeschreiblich großartigen Eindruck: nichts, was die moderne Baukunst hervorbrachte, kommt doch diesem Wunder gleich.

Die langen Säulengänge, deren Schatten sich ins Unendliche zu verlieren scheinen, der sich weithinbreitende, in tiefem Schweigen liegende Platz, mit dem Obelisken in der Mitte, der die Zeiten der Ptolomäer sah und noch kommende Jahrhunderte sehen wird, diese Fontänen, deren Wasser sprüht wie funkelnde Diamanten — das Alles ist von erschütternder Wirkung — wirkt wie eine heilige Mahnung.

Man sollte zuerst in dieser Beleuchtung, zu dieser nächtigen Stunde dem Reisenden das hehre Bauwerk zeigen; die Fehler verschwinden, die Schönheit allein kommt zur Geltung.

Am 6. Juni.

Ich kehre soeben von der Aufnahme einer Nonne ins Kloster zurück; man hatte mir gesagt, mehr als irgendwo sonst wäre in Rom diese Feierlichkeit ergreifend. Das an sich schon traurige Schauspiel ruft auch noch durch den weltlichen Beigeschmack, den es erhält, recht widersprechende Eindrücke hervor: alle Oberflächlichkeiten, alle Eitelkeiten des Lebens treten dicht neben die Entsagung, eine Entsagung im umfassendsten Sinne des Wortes.

Ein Cardinal in reichem Ornat präsidirte, augenscheinlich gelangweilt, der heiligen Handlung; eine römische Fürstin, sehr kokett, sehr reich gekleidet, mit einem zerstreuten Ausdruck in ihren Zügen, stand der Novize als Mutter zur Seite; die Novize aber war nichts weniger als hübsch — soll ich des Effektes wegen sagen: leider?

Ein Caplan hielt eine lächerliche Rede, welche mit einer Schmeichelei an die Adresse der anwesenden Eminenz begann und sich dann dem jungen Mädchen zuwendete; der Redner

entwarf ein schauerliches Bild von den Verhältnissen, in welche die Himmelsbraut einzutreten im Begriffe stünde. Er mischte seinem Sermon einige unangebrachte Lobeserhebungen und sprach mit vielem Pathos von dem Opfer, welches die junge Gläubige zu bringen im Begriff stehe, erwähnte auch deren „Schönheit“ — von der, wie gesagt, nichts zu sehen war. Zu diesen sonderbaren Auseinandersetzungen kam noch die den italienischen Geistlichen eigene Stimmmodulation hinzu, um dem Ganzen einen theatralischen, an's Burleske grenzenden Ausdruck zu geben.

Die Theilnehmer an der Feierlichkeit benahmen sich als wären sie zu Hause: sie lachten und schwatzten. Endlich wurde von schönen Stimmen das Veni Creator angestimmt, es wurde still und der Schluß war ein ernsterer, feierlicherer, mit dem Vorhergegangenen einigermaßen versöhnender.

Am 14. Juni.

Die Feier des Fronleichnamfestes ist, so viel ich weiß, die schönste von allen in Rom. Die Colonnaden vor dem Dom werden durch eine große, aus Holz erbaute Tribüne verbunden, sodaß der ganze Platz umgürtet erscheint; sie ist weiß ausgeschlagen und mit grünem Blattwerk geschmückt. Das Ganze macht den Eindruck eines gewaltigen Saales, dem der bloße Himmel als Decke und St. Peter als Hinterwand dient. Von Morgens um 5 Uhr an war eine gewaltige Menschenmenge dorthin in Bewegung. Die Trachten der Bauern aus der Nachbarschaft liehen dem Bilde etwas ungemein Malerisches. Wir hatten viel Mühe, uns Bahn durch die Menge zu brechen um zu unserer Loge zu

gelangen, die sich ein wenig erhöht über der Tribüne befand.

Um acht Uhr begann die Procession; alle Klöster, die es in Rom giebt, hatten ihre Insassen aufgeboten, die Ordensbanner wurden den einzelnen Gruppen der Mönche und Nonnen vorangetragen; es folgte die gesammte Geistlichkeit Roms, Domherren, Bischöfe, Cardinäle in Purpur und Gold — endlich, unter weißem, in Gold reichgesticktem Baldachin, der Papst auf einem mit rothem Sammet ausgeschlagenen Tragstuhl. Er schien auf den Knieen zu liegen, er hielt das Allerheiligste in der Hand. Sein bleiches Gesicht, die Ruhe in den ernsten Zügen, flößte Ehrfurcht ein. Man ließ sich, als er vorüberkam, auf die Knie nieder; ein feierliches Schweigen lag über dem weitem Platz, auf dem die Vertreter aller Bekenntnisse einer einigen Gottheit ihre Ehrfurcht erwiesen. Es ist ein sonderbarer Gebrauch, daß man dem Papst bei der Ceremonie falsche Beine giebt, es soll so aussehen, als ob er niedergekniet wäre: das lange weiße Gewand ist sorgfältig über den Sessel gelegt, auf welchem er sitzt, und zugleich über das Pult, auf welches er seine Arme stützt. Dieser Gebrauch ist um so seltsamer, als jede Täuschung, sowie der Zug sich nähert, verschwindet. Zu beiden Seiten des Tragsessels werden große, aus Federn hergestellte Fächer getragen. Dieser orientalische Aufputz mißfiel mir ebenfalls. Ich möchte keinen anderen Pomp zulassen, als den, der sich mit der erhabenen Idee verträgt, die der Mensch von einem Vertreter der Gottheit haben soll. Zwei Herolde, deren Costüme an die Anfänge der Christenheit erinnern, beschlossen den Zug; ihnen folgte die Nobelgarde, an deren Spitze die römischen Fürsten einherschritten:

man könnte glauben, es handele sich um einen Triumphzug statt um eine kirchliche Procession.

Wenn der Papst den Dom verläßt und wieder in denselben zurückkehrt, donnern von den Zinnen der Engelsburg die Kanonen. Auf dem Balkon der Kirche erscheint der Papst dann nochmals, um den fünf Erdtheilen mit feierlich erhobener Hand seinen Segen zu spenden.

In diesem Augenblick beugt sich vor dem König der Könige jedes Haupt, jedes Knie — es ist ein großartiges Schauspiel, das im Einklang steht mit dem, was man empfindet!

Sowie der Papst verschwunden ist, beginnt unter der Menge ein unglaubliches Durcheinander, die Tribünen werden leer, der Platz füllt sich, Wagen rollen davon, es scheinen ebbende Meereswogen — bald herrscht wieder tiefe Ruhe und in gewohnter, beschaulicher Pracht liegen Tempel und Platz.

Am 16. Juni.

Der Prinz Jérome hatte die Erlaubnis erwirkt, das Museum bei Fackelschein zu besichtigen und wollte uns an dieser, den Großen der Erde allein zugänglichen Vergünstigung theilnehmen lassen. Die weiten Säle, beleuchtet von dem grellen Schein eines Feuersheerdes, der nach Anleitung Kunstverständiger hierin und dorthin bewegt wird, machen einen zauberhaften Eindruck. Das tiefe Schweigen, die Dunkelheit erhöhen die Wunder dieses Sanctums der Kunst; bei jedem Schritt entdeckt man neue Schätze. Wir verwandten auf die Besichtigung drei Stunden. In der neueren Abtheilung, die den Namen Museum „Chiaramonti“ führt, ist besonders die

herrliche Statue des Demosthenes bemerkenswerth; sie ist griechischen Ursprungs und das Vollendetste, was die Kunst überhaupt leisten kann. Der Bildhauer, der sie schuf, hat es verstanden, seinem Werk Leben und Gedanken zu geben.

Man sieht in diesem Museum übrigens mehr als ein Meisterwerk, namentlich auch den Torso einer Frauengestalt, der Arme und Kopf fehlen. Keiner unserer modernen Bildhauer hat es gewagt, diese Ueberreste einer bewundernswerthen Schönheit zu restauriren: ich glaube es handelt sich um die Darstellung einer Tochter der Niobe; die Statue ist so anmuthig, so elegant. Es ist eine Fliehende: das leichte Gewand vom Winde bewegt, man meint, sie suche dem Pfeil zu entwischen, der ihr Leben bedroht. Von der Laokoon-Gruppe zu sprechen, da dieselbe so bekannt ist, wäre eigentlich unangebracht, allein wie könnte ich an diesem Prachtstück, das soviel Bewunderung und Mitleid erweckt, schweigend vorüberkommen!

Welche Fülle von Leben in dem kalten Marmor! Und dieser Ausdruck des Schmerzes! Man sieht, wie die Glieder, die Sehnen sich krampfhaft spannen; dabei hat der Anblick nichts Abschreckendes, denn es kommt der Kampf einer starken Seele wider den Schmerz zum Ausdruck.

Die Laokoonsgruppe bei Fackelschein ist unbeschreiblich schön, die stark markirten Schatten erhöhen die Täuschung der Lebenswahrheit; diese Täuschung ist bewältigend, man kann sich ihrer nicht erwehren — man fühlt sich selber von Schmerz überkommen.

Was soll ich Dem gegenüber von den Leistungen der modernen Kunst, was soll ich von den vielgerühmten Bildwerken Canova's, von dem Effeckt erzählen, den das con-

centrirte Licht auf seine schwächlichen Nachbildungen schöner Modelle ausübt?

Dieser jugendliche Perseus mit dem Haupte der Medusa sieht aus, als stünde er im Begriff, ein schönes Tanzpas zu machen!*)

*) Anmerkung des Uebersetzers. Dieses Urtheil der Frau Gräfin Potocka über Canova, das schon an anderer Stelle einen flüchtigen Ausdruck fand, wird wohl Manchem etwas sonderbar vorkommen, jedenfalls steht es im Widerspruch mit dem Urtheil gereifter Kunstkenner. Die Gräfin ist durch die ihr frühzeitig für die Antike beigebrachte Vorliebe vielfach zu einseitigen Urtheilen verleitet worden.

Fünfzehntes Capitel.

Die letzten Tage in Rom.

Die Bibliothek des Vatikan. — Die Briefe Heinrich VIII an Anna Boleyn. — Lady Stanhope. — Die Villa Paolina. — St. Peter. — Die Beleuchtung der Stadt. — Abreise.

Als ich zum ersten Male die Bibliothek des Vatican besuchte, war der Bibliothekar abwesend und es wurde den Besuchern keins der werthvollen Manuscripte gezeigt, deren es so viele giebt. Man bot uns jedoch beim zweiten Besuch eine Entschädigung, indem man uns das Manuscript Dante's vom „Inferno“ und vom „Paradiso“, welches mit den schönsten Miniatüren geschmückt ist, vorwies; Beatrice ist dargestellt in grünem Kleide, wie sie den Geliebten durch eine aus Cherubinen gebildete Wolke geleitet. Diese Bilderchen sind alle von wunderbarer Frische, die des „Inferno“ übrigens weit besser gezeichnet als die des „Paradiso“, sodaß ich glaube, sie stammen aus späterer Zeit als die des Letzteren.

Ich bemerkte auch ein kleines Heft, das des Einbandes verlustig gegangen ist und dessen nicht gerade ansprechendes Aeußere von näherer Kenntnisnahme abzumahnen schien —

und doch ein Juwel! Es war eine Sammlung selbstgeschriebener Briefe Heinrich VIII von England an Anna Boleyn mit den Antworten. Alle diese Briefe sind in französischer Sprache; wir konnten einige entziffern, der Stil hat viel Schwung, ist bildreich und voll Poesie.

In dem einen vergleicht der König die Geliebte mit der Sonne, welche die ganze Natur durch die milde Wärme ihrer Strahlen belebt: ohne sie gäbe es nur Tod und Grauen. Eine längere Trennung von der Geliebten, so fügt der König hinzu, erscheine ihm unerträglich: er müsse, koste es was es wolle, sich wieder mit dem schönen Gestirn vereinigen welches in ihm das Leben erwecke.

Ich sprach den Wunsch aus, das Manuscript abschreiben zu lassen, oder in Bezug auf einige Stellen dies selbst thun zu dürfen.

Mein Gesuch ging bis an den Cardinal und Staatssecretär und wurde kurz und bündig abgewiesen unter dem Vorwande, es wäre nicht geziemend, wenn es unter die Leute käme, daß sich in der Bibliothek des Vatican ein Manuscript derartig galanten Inhalts befände.

Am 23. Juni.

Die fränzösische Gesandtschaft allein bietet zur Zeit noch gesellige Berührungspunkte. Wir haben gestern dort zusammen mit dem jungen Herzog von Richelieu, der grade aus Syrien zurückgekehrt ist, dinirt. Ich habe nichts Bemerkenswerthes an ihm gefunden, es sei denn die Einfachheit, mit der er Das schilderte, was er gesehen hat: er hätte, meinte er, gern noch Seltsameres erlebt — als ob die Wüste so viel besucht würde, daß in allen Reisebeschreibungen davon die Rede wäre!

Er hatte u. A. der Lady Stanhope einen Besuch gemacht und die Dame in einem Häuschen, das recht elegant, halb in englischem, halb in orientalischem Geschmack eingerichtet war, gefunden; sie selber trug ein türkisches Costüm. Sie lebte völlig isolirt, ließ sich vor ihren „Unterthanen“ nur dann sehen, wenn sie glaubte, durch ihr Erscheinen neuen Mißbräuchen steuern zu können.

So liebenswürdig sie sich den Europäern gegenüber benimmt, sagte der herzogliche Tourist, so streng ist sie gegen die Araber. Ebenso wie sie Alles weiß, was sich in England zuträgt, ist ihr auch nichts unbekannt, was den Stamm, über den sie gebietet, angeht. Man ist ganz erstaunt zu hören, wie vertraut sie mit allen Anecdoten der Heimath ist, als hätte sie erst Tags zuvor London verlassen — eine solche Unterhaltung inmitten der Wüste hat doch etwas gar Seltsames!

Der Herzog hatte den Eindruck, als ob die einsame Dame sich doch mit der Zeit über ihre Souveränetät langweilt, und als wünsche sie nach Europa zurückzukehren. Ihre Rückkehr aber müßte die Folge von unvorhergesehenen Ereignissen sein; sie findet den Muth nicht, freiwillig auf die Rolle zu verzichten, die sie seit so vielen Jahren vor der Welt spielt. Auf die Frage des Herzogs, womit sie ihre Zeit hinbrächte, erwiderte sie, sie dächte nach. Bücher schien sie nicht zu besitzen, schien aber viel zu schreiben.*)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Lady Esther Stanhope, von der auch Lamartine in seiner orientalischen Reise erzählt, hat Memoiren hinterlassen, in denen wir manchem originellen Dictum begegnen. Es mag hier nur eins angeführt sein, welches die unglückliche Karoline von England, die Gemahlin des „Gentleman George“, nach-

Man behauptet, Lady Stanhope habe eine Landsmännin bei sich, welche sie sorglich verstecke, um glauben zu machen, sie lebe mutterseelenallein inmitten der Wüste, und dadurch ihrem selbstgewählten Leben einen pathetischen Ausdruck zu geben.

Unglück in der Liebe war es ja, was Lady Esther zu ihrem abenteuerlichen Beginnen veranlaßte. Sie war bekanntlich die Nichte Pitt's und führte dessen Haushalt, und so lernte sie den jungen Canning*) kennen, dessen Talente sich damals zu entfalten begannen; sie sah ihn täglich bei ihrem Onkel und leidenschaftliche Empfindungen für ihn erwachten. Canning aber wurde ihr, vom Trubel der öffentlichen Zustände erfaßt, bald untreu und nun beschloß Esther Stanhope tief gekränkt, Europa den Rücken zu wenden und ihre Herzensschwäche in den Wüsteneien des Orients zu verbergen; sie glaubte sich dadurch gegen die Vorwürfe zu schützen, mit denen in ihrem Heimathlande alle Frauen überschüttet werden, die es wie sie machten.

Am 28. Juni.

Ich hatte die Villa Paolina noch nicht gesehen; ich war erst gestern, und zwar in Gesellschaft der Gräfin Montfort, dort; sie war der Lieblingsaufenthalt der Fürstin Pauline

---

herigen Georg IV und Mutter der obenangeführten, früh verstorbenen Prinzessin Charlotte, betrifft. „Die Prinzessin Karoline — damals war ihr Gemahl Prinzregent — sagt Mylady, „ist so gemein, daß sie ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpft!“

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist der später als englischer Premierminister berühmt gewordene George Canning, der die englische Politik aus den Fesseln der „heiligen Allianz“ befreite.

Borghese*) gewesen. Mein Interesse an diesen Räumen wäre ein nur geringes gewesen, hätte meine Begleiterin, eine intime Freundin der Verstorbenen, mir nicht so viel Fesselndes erzählt.

Die Gräfin zeigte mir Alles, was noch an die einst so elegante Bewohnerin erinnerte, erzählte mir kleine Ereignisse aus dem Leben Paulettes, welche von deren gutem Herzen Zeugniß ablegten, sie pries sogar den „liebenswürdigen Charakter“ ihrer Freundin.

Mir schien es doch, als stände die Villa Paolina, was Geschmack der inneren und äußeren Ausstattung betrifft, tief unter denen, die ich bisher in Rom in Augenschein genommen hatte; sie erinnert so sehr an die Chaussée d'Antin: man merkt ihr „das in Rom naturalisirte Paris“ an. Wenn ich bedenke, wie wenig diese napoleonischen Prinzessinnen doch im Allgemeinen geleistet haben und wie viele Millionen ihnen zur Verfügung standen, so denke ich nicht ohne Stolz an Natolin und Zator: lägen diese beiden Schlösser vor den Thoren Roms, sie hätten mich unsterblich gemacht. Der Garten der Villa Paolina ist nicht übel, man hat mit Geschick und Geschmack Trümmer der alten Stadtmauer benutzt und diese Ruinen, an die sich Arcaden anschließen, machen einen sehr malerischen Eindruck.

Ein tiefes trauriges Schweigen herrscht jetzt da, wo es einst so lärmend und lustig herging. Gras wuchs in den Wegen, die Blumen erstickten im Unkraut, das Niemand entfernt.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Paulette war 1825 gestorben; Auskunft über ihre letzten Augenblicke giebt Jos. Turquan in seinem schon oft angeführten und vielgelesenen Werke über die Schwestern Napoleons (Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig).

Nichts macht einen so melancholischen Eindruck als ein verlassener Ort, der noch die Spuren aller Eitelkeiten der Welt trägt, an menschliche Leidenschaften mahnt, denen das Schweigen des Todes folgte.

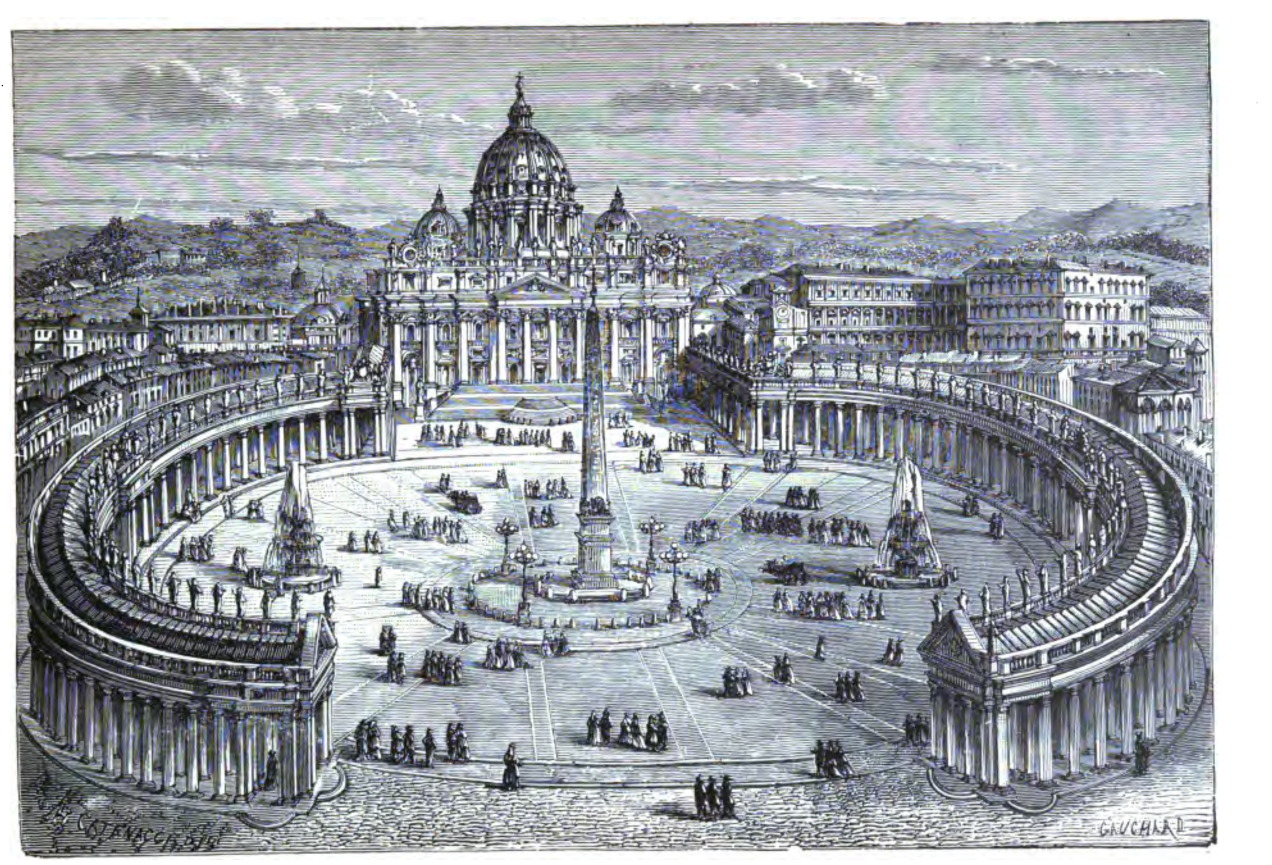
Am 30. Juni.

Wer sich während der Osterzeit in Rom aufhält, sollte auch das Fest St. Peters abwarten. Der Pomp der religiösen Ceremonien und der helle Sonnenschein, der diesem einzig schönen Erdenfleck seinen himmlischen Glanz hinzugesellt, macht das Festbild zu einem unbeschreiblich eindrucksvollen. Das diplomatische Corps und die wenigen Fremden, welche sich noch in Rom vorfanden, erhielten Einladungen vom Cardinal-Staatssecretär, dem erhabenen Schauspiel beizuwohnen.

Als wir eintrafen, war die Kirche schon von Tausenden bunter Laternen erleuchtet, deren Licht der Schönheit der architektonischen Linien mehr Ausdruck giebt als der Ueberladenheit der Ornamente.

Das Kreuz strahlte von der Höhe der Kuppel, der Karnies funkelte, ein mildes Flammenlicht füllte den gewaltigen Raum und brachte kleine, dem Auge sonst verlorene Partien zur Geltung — es ist in Wahrheit der Palast der Gottheit, der uns den Begriff himmlischer Pracht zu vermitteln scheint.

Nachdem wir uns schweigend eine Zeitlang in diese Wunder vertieft hatten, verfügten wir uns in ein dem Herrn Torlonia gehöriges, an der Tiber gelegenes Haus, um von dort die berühmte Girandola der Engelsburg zu bewundern. Das bläuliche Licht des auf der Zinne abgebrannten Feuer-



Die Peterskirche mit den Colonnaden des Bernini.

werks stimmt sehr malerisch mit den goldnen Lichtern der Illumination von St. Peter; in der Rauchwolke, die das Pulver der auf der Engelsburg abgefeuerten Geschütze erzeugt, kommt die dunkle Masse vom Grabmonument Hadrian's, bald hier bald dort, zur Geltung. Dreimal, mit kurzen Pausen einer tiefen Dunkelheit, erneuerte sich das Schauspiel, dann plötzlich stieg eine gewaltige Feuergarbe hoch in die Luft — man meinte den Ausbruch eines Vulkans zu sehen; Tausende von Raketen steigen sich kreuzend, sich mischend, untereinander schwirrend empor — ein Regen von flimmernden Sternen fällt hernieder und erlischt im Tiber. Oben auf der Plattform, auf der eine Riesenflamme zum Himmel emporzüngelt, sieht man in wechselndem Schein den Engel der Vernichtung mit dem Schwert in der Hand.

Am 2. Juli.

Die Hitze verjagt uns aus Rom. Wir sind mit dem Ordnen unserer Einkäufe und dem Einpacken derselben in zahllose Kisten und Kasten beschäftigt.

Sechzehntes Capitel.

Siena und Pisa.

Die Gräfin Montfort. — Ihr Sohn (Jérome). — Die Dekorationen. — Feindliche Stimmung wider die Glieder der Familie Bonaparte. — Die „Liberia“ — Aufenthalt in Pisa. — Massa.

Am 8. Juli.

Am 4. Abends nahmen wir Abschied von der ewigen Stadt.

Die Gräfin Montfort, die ich zuletzt in Rom sehr vermißt hatte, fand ich zu meiner großen Freude in Siena wieder. Sie hatte sich dorthin verfügt, um ihren ältesten Sohn, der in Siena seine Erziehung genoß, zu sehen. Sie zeigte mir mit Stolz den Geliebten, dessen Erscheinen auf der Welt so lange erwartet worden war.*) Der Knabe schien zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen; ich fand zwischen seinen Gesichtszügen und denen Napoleons eine auffallende Aehnlichkeit, worüber seine Mutter, eine große Verehrerin

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die Verheiratung hatte schon 1807 stattgehabt; 1814 wurde das erste Kind, von dem hier die Rede ist, geboren.

des unvergeßlichen Kaisers sehr beglückt schien. Im höchsten Grade erstaunt aber war ich, als ich bemerkte, daß der Kleine zwei Sterne und das westphälische Kreuz im Knopfloch trug. Ich war nicht im Stande, meine Verwunderung der Mutter gegenüber unausgesprochen zu lassen*); ich konnte es ja auf Grund meiner freundschaftlichen Beziehungen zu ihr wagen. Sie antwortete mir mit Thränen in den Augen, eine dieser Decorationen stamme von ihrem Vater, dem König von Württemberg, über die andere sagte sie jedoch nichts und ich bemerkte, daß das Vergnügen, welches diese glänzenden Kleinigkeiten machen konnten, doch wohl die Unannehmlichkeiten nicht aufwöge, welche dadurch entstünden, daß diese Decorationen nicht anerkannt wären. Ich wußte zur Genüge, daß die öffentliche Meinung sich gegen dergleichen Auszeichnungen wiederholt ausgesprochen hatte.

Der französische Gesandte, ebenso sehr aus Zaghaftigkeit als aus persönlicher Abneigung, hatte vor Kurzem seiner Regierung eine Note überreicht, in welcher er eine Ausweisung der Bonaparte aus Europa befürwortete, da „die Mitglieder dieser Familie dem Völkerfrieden gefährlich wären.“

Während meines Aufenthaltes in Rom hatte ich mehr als eine lebhafte Auseinandersetzung über dieses Thema mit

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Dieser Hieronymus Napoleon Karl wurde Oberst in der württembergischen Armee und starb 1847; seine Schwester war die 1820 geborene Mathilde, welche den Fürsten von San Donato (Demidoff) heirathete und seit 1845 von demselben getrennt in Paris lebte und dort starb; sein jüngerer Bruder war jener 1822 geborene Prinz Napoleon, welcher den Beinamen „Plon plon“ erhielt und 1879 nach dem Tode Lulu's von den Bonapartisten als Haupt anerkannt wurde. Er starb vor mehreren Jahren. Mit Clotilde, der Tochter Victor Emanuels, hatte er drei Kinder: Victor, geb. 1862, Louis, geb. 1864, und eine Tochter Marie, geb. 1866.

dem Herzog Laval. Er ging in seiner Ungerechtigkeit so weit, daß er der Gräfin Montfort einen Vorwurf aus ihrer Anhänglichkeit an den Gemahl machte: die deutsche Aristokratie könne einer Königstochter unmöglich verzeihen, den Bruder eines Emporkömmlings zu lieben.

Wir hielten uns in Siena nur einen Tag auf; obwohl ich für griechische Architektur sehr eingenommen bin, konnte ich doch nicht an dem gothischen Dome vorüber, ohne seine geschmackvollen Proportionen und seine schöne Ornamentik zu bewundern.

In der Sakristei, die sonderbarer Weise als „Libreria" (Bibliothek) bezeichnet wird, hängt ein antikes Bild, die drei Grazien darstellend, es ist gefunden worden, als der Dom fundamentirt wurde. Auch werden schöne Fresken gezeigt, die Episoden aus dem Leben von Aeneas Piccolomini darstellen, der unter dem Namen Pius II Papst wurde. Diese von Pinturicchio*) stammenden Gemälde sind wunderbar erhalten und jedenfalls interessanter, als die Vorkommnisse, welche sie darstellen.

Siena hat manchen, der mittelalterlichen Kunst angehörigen Gegenstand aufzuweisen, der bei Liebhabern viel Beifall finden dürfte. Noch stehen die Häuser der Guelfen, von denen der Ghibellinen verschieden durch die gothischen Bogenrippen, die jene nicht aufweisen, viele Fassaden sind noch gerade so, wie sie ursprünglich waren; ich sah zum ersten Mal jene aus Backsteinen hergestellten Ornamente, welche dem wirklichen Stein ähnlich, dem Einfluß der Zeit trotzen. Der Hauptplatz in Muschelform mit seinem schlanken Thurm und

*) Dieser Maler, ein Hauptvertreter der „Umbrischen Schule", eigentlich Bernardino Petti, lebte von 1454—1513.

der nach drei Seiten hin offenen Capelle, hätte es wohl verdient, gezeichnet zu werden, allein ich hatte keine Zeit dazu.

Die Straße von Siena nach Pisa ist eine entzückende Promenade: es sind noch immer die toscanischen Gärten, durch welche sich der schattige Weg schlängelt. Der Anblick von Elend und Müssiggang stört nirgend mehr den Genuß des Reisenden. Man bemerkt den Einfluß einer weisen Regierung — der Unterschied zwischen den einzelnen Staaten, durch welche man auf einer Reise nach Italien kommt, ist außerordentlich.

Der Aufenthalt in Pisa muß sehr angenehm sein, wenn etwas für die Geselligkeit geschieht. Wir blieben vier Tage, um die Alterthümer zu besichtigen und uns in der Nachbarschaft ein wenig umzusehen. Hier herrscht vielleicht, was Italien betrifft, die am höchsten entwickelte Kultur. Der Dom, das Baptisterium, der schiefe Thurm, das herrliche Campo santo bilden ein Ensemble von Bauwerken, dessen Pracht in Erstaunen setzt, und dessen Eindruck ein um so bedeutenderer ist, weil grüner Rasen die Einfassung bildet, die Bauwerke büßen dadurch nichts an Majestät ein. Man fragt sich voller Erstaunen, wie nur diese kleinen Republiken zu so großem Reichthum gelangten. Für sich bestehend und unabhängig schöpften sie aus den Quellen, welche Handelsgenie und Freiheit ihnen öffneten.

Wir verließen Pisa, um uns nach Massa zu verfügen, berühmt durch seine Marmorsteinbrüche uud die vielen dort befindlichen Ateliers. Die Reise, aus mehr als einem Grunde interessant, gab uns Gelegenheit, die Schönheit der Landschaft und die herrliche Straße zu bewundern, welche

soeben vollendet wurde, um den Verkehr mit der Lombardei zu erleichtern.

Ich war nie in England, aber ich bezweifle, daß es in diesem „comfortablen“ Lande ein besseres und reizenderes Wirthshaus giebt, als das, in welchem wir in Massa abstiegen. Wir machten auch einen Ausflug nach Carrara und fanden dort wohl viele Künstler, aber nur mittelmäßige Werke. Aufgefallen sind mir Vasen von ungeheuerer Größe und sehr sorgfältiger Ausführung, auch Kamine und Capitäle, bestellt vom Könige von England.

Siebzehntes Capitel.

Genua.

Ueberblick. — Der Palast Doria. — Napoleon in Genua. — Die genuesische Gesellschaft. — Der Einfluß Napoleons. — Frau Cheney. — Die indische Wittwe. — Standhafte Liebe.

Die Reise von Massa nach Genua ist infolge der Gebirgswege sehr ermüdend; die reizenden landschaftlichen Bilder, die uns von Pisa nach Carrara begleitet hatten, waren verschwunden. Erst als wir uns dem Ziel näherten und der Weg an der Meeresküste entlang führte, wurden wir uns wieder bewußt, in Italien zu sein.

Das Colorit der Landschaft aber ist ein verändertes. Es ist nicht mehr der azurblaue Himmel, nicht mehr das Aquamarin des Meeres. Die glühende Juliluft mischt in die Farben einen blaßgrauen Ton.

Genua mag als ein vermittelndes Glied zwischen Italien und Deutschland gelten: es ist der Uebergang vom Ideal zur Wirklichkeit, von einem Wahnleben zum physischen Wohlbefinden. Es ist von keinem Verfall, keinem nachlässigen Sichgehenlassen, das so vielfach auf einer Reise durch Italien

unangenehm berührt, die Rede: Alles ist sauber, wohlgebaut, aber dafür auch Nichts malerisch, und die Augen, noch voll von dem entzückenden Farbenschmelz südlicher Gegenden, sind unangenehm berührt von dem grellen Anstrich der Häuser in rosa, grün, gelb oder einem abscheulichen Zimmtbraun. In der unmittelbaren Nähe Genua's sind die Landhäuser so dicht aneinander gereiht, daß sie einer grünenden und blühenden Vorstadt gleichen und den Ueberfluß und Reichthum des Handelsemporiums zu betonen scheinen.

„Genova la Superba“ könnte man mit einer schönen Frau vergleichen, der der Gesichtsausdruck fehlt, man bewundert sie wohl, aber je mehr man sieht, desto mehr mißfällt sie: die Stadt ist schön, die Paläste prächtig, die Lage, ohne gerade malerisch zu sein, nicht übel. Es tritt ein lebhafter Verkehr zu Tage, allein es ist Nichts wie Handelsverkehr: Kunst und Phantasie haben keine Bedeutung, keinen Einfluß; hier ist Alles Berechnung, Alles auf den Erwerb abgesehen.

Die „Palazzi“, von jedem Reisenden aufs Genaueste beschrieben, zeichnen sich eigentlich nur durch Schönheit der Treppen und Vorhallen aus; auch sieht man elegante Colonnaden, einen inneren viereckigen Hof umsäumend, sie sind mit Statuen und Ballustraden aus weißem Marmor geschmückt.

Die „Strada nuova“ in Genua sieht aus, als wäre sie aus Theaterdecorationen hergestellt; man ist überrascht von dieser Masse von Marmor, auch das kleinste Gebäude ist damit bekleidet.

Von allen den alten Wohnsitzen, in denen die Aristokratie des Handels nnd Geldes sich mit ihren Schätzen breitmachte, ist der Palast Andrea Doria der einzige, den ich wiederholt

in Augenschein nahm; er liegt außerhalb der Stadt unmittelbar am Meere. Diese schönen Terrassen, diese stattlichen Rampen, welche schon über drei Jahrhunderte lang den brandenden, schäumenden Wogen trotzen, die zierlichen Säulengänge aus Marmor, wie sie maurischen Palästen eigen sind, diese gewaltigen Lorbeerbäume, die vielleicht einst Karl V und seinem ritterlichen Gefangnen Schatten bieten mochten — das sind die einzigen Ruhmesspuren einer einst mächtigen Republik.

Napoleon, der eine Vorliebe für Alles hatte, was groß ist, wählte vor Allen diesen Palast als Wohnsitz, als er zum erstenmal nach Genua kam. Man zeigt noch eine kleine eiserne Brücke, welche er zum Uebergang über die Straße nach den Terrassen und einem Garten anlegen ließ, dessen Zutritt er für Josephine bequemer einrichten wollte.

Unvergessen ist das Fest, welches ihm damals gegeben wurde; die Bewohner Genua's behaupten voll Stolz, daß es mit Ausnahme des Festes, welches Octavian der Cleopatra veranstaltete, seines Gleichen nicht gab.

Ich überlasse mich an historisch gewordenen Orten so gern der Erinnerung — zur Zeit war das Palais wie ausgestorben.

Eine neu angelegte Promenade hatte augenscheinlich für die Genuesen große Anziehungskraft; auf derselben sammelten sie sich in dichter Menge; die Damen, in ungemein sauberen Toiletten, bewegten sich in ungezwungenem Anstande — Beides mir auffallende Ortseigenthümlichkeiten.

Die Frauen gehen nie aus ohne einen weißen Schleier, in dem sie sich ausnehmen wie Vestalinnen der alten Welt. Die der Schönheit vortheilhafte Tracht verhüllt zugleich die Häß-

lichkeit; übrigens sieht man nirgends so viel hübsche Gesichter, als hier.

Ich wurde es bald müde, alle Tage dieselben engen Straßen auf glühend heißen Quadern entlang zu gehen und stets dieselben Gegenstände zu sehen — deshalb machte ich mich mit der Umgegend bekannt.

Da ich mich sechs Wochen hier aufhalten sollte, um Seebäder zu nehmen, so suchte ich Bekanntschaften zu machen. Mir schien es, als zeige sich in der Gesellschaft viel kleinliche Eitelkeit und wenig geistiger Schwung: die Leute sind nach bürgerlichen Begriffen reich und civilisirt, wie es Provinzler sind.

Es ist doch überraschend, wie schnell die durch die Regierung Napoleons ein wenig aufgerüttelten Italiener zurückgesunken sind in ihr altes dolce farniente. Die jetzige Generation steht in vollständigem Gegensatz zu ihrer Vorgängerin. Die Leute, die jetzt 30 bis 40 Jahre alt sind, passen ganz gut in einen modernen Salon, während die jüngeren, nur mit der Galanterie beschäftigt, von unglaublicher Unwissenheit sind, auch gehen sie gern den Fremden, von denen sie sich genirt fühlen, aus dem Wege. Die Damen sind weniger wild; ihre schönen Augen scheinen auch alle Sprachen zu sprechen, und an gegenseitiger Unterweisung mag es wohl nicht fehlen. Von diesem, vielleicht allzustrengen Bilde, macht in meinen Augen die Familie Brignole eine Ausnahme; ich fand bei ihr wohlunterrichtete und gesellschaftlich gebildete Personen.

Ich sah in Genua eine englische Familie wieder, der ich in Rom begegnet war. Die Mutter hatte ein ausgesprochenes Talent für Malerei. Ihr Sohn war ein guter Zeichner von

Landschaften; er war Jahre lang in Indien gewesen, und erst seit einigen Monaten von dort zurück. In seiner Mappe befanden sich sehr interessante und wenig bekannte Ansichten, darunter auch solche von St. Helena. Als er merkte, daß ich gern die Zeichnung vom Grabe Napoleons gehabt hätte wollte er mir dieselbe gleich geben, ebenso die einer kleinen Moschee in Indien, welche die Eingeborenen für präadamitisch und für einen Ort der Zusammenkunft aller bösen Geister ausgeben; diese letzte Zeichnung war mir deshalb so besonders merkwürdig, weil der junge Cheney dicht bei derselben das Jahr zuvor ein wunderschönes Weib sich auf einen Scheiterhaufen hatte stürzen sehen, um der Seele des eben verstorbenen Gatten zu folgen.

Erst seit einigen Monaten verheirathet, fühlte die junge Frau noch die ganze zauberische Gewalt der Liebe; vergebens versuchte ihr Bruder, der durch Umgang mit Europäern seine barbarischen Anschauungen abgelegt hatte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Die jugendliche Wittwe, ganz unter dem Einfluß der Brahminen stehend, aber bestand darauf, sich den Flammen zu weihen. „Besser ist es," rief sie dem ermahnenden Bruder zu, „eine Stunde lang als für alle Ewigkeit brennen."

Um 5 Uhr Nachmittags setzte sich ein ungeheurer Zug, bestehend aus Brahminen, Soldaten und allerhand Volk, nach dem Hause der Wittwe in Bewegung, und diese verließ dasselbe alsbald, begleitet von ihren Eltern und Verwandten; sie war mittelgroß, aber von sehr anmuthigen Formen, sehr vornehmen Gesichtszügen, denen die Feierlichkeit der Umstände etwas Tragisches gab. Ihre fliegenden Haare waren mit Blumen geschmückt, ihre zum Himmel gerichteten Blicke schienen

sich in der Ewigkeit zu verlieren. Als sie die Straße durchschritt, bestreute sie den Weg über und über mit Bethelblättern; am Ufer des Moatah angelangt, schritt sie zur letzten Waschung und setzte sich dann nieder. Sie war umgeben von ihren Verwandten, einigen Freunden und den Häuptern der Brahminen, denen sie 2000 Rupien und die Kleinodien einhändigte, mit denen sie sich geschmückt hatte; sie behielt nur, dem Gebrauch entsprechend, den Nasenring und eine Spange an jedem Handgelenk. Nach der Vertheilung legte sie die Hände über dem Kopf ineinander und schien sich in Gebeten zu vertiefen, während man etwa 20 Toisen entfernt den für sie und den Todten bestimmten Scheiterhaufen anzündete.

Nachdem die Vorbereitungen beendet waren, trat sie ein wenig zur Seite, um der Leiche des verstorbenen Gatten Platz zu machen, welche von dem Flußufer, an welchem sie niedergesetzt worden war, herbeigebracht und auf den Rost gelegt wurde. Eine Menge von Bonbons und getrockneten Früchten wurde dazu gethan. Nun ging die junge Frau dreimal um den Feuerherd, stellte sich dann auf einen viereckigen Stein, um von Eltern und Freunden Abschied zu nehmen; mit freundlicher Geberde legte sie Denen, die ihr besonders werth waren, die rechte Hand auf's Haupt. Dann bewegte sie sich langsam dem Scheiterhaufen zu — sie blieb einen Augenblick stehen, als gewönne die Liebe zum Leben die Oberhand über ihren Fanatismus, gleich darauf aber schritt sie sicheren, raschen Schrittes die steinernen Stufen empor und legte sich neben dem Gatten nieder. Sofort verhüllten Rauchwolken den Augen der Zuschauer das entsetzliche Bild — — plötzlich aber vernahm man einen gellenden Schrei und sah, als wäre mächtiger als Alles der Erhaltungstrieb erwacht, die Unglückliche dem

Flusse zueilen. Ach! sie sollte ihrem Schicksal nicht entgehen — Brahma verlangte nach dem Wohlgeruch der Opfer, die Priester liefen ihr nach und hatten sie bald erreicht; sie aber, unterstützt von ihrem Bruder, setzte sich jetzt zur Wehr, rief auch zugleich die Zuschauer um Hülfe an; ihre Stimme aber übertönte der Schall von Trompeten, der auf ein gegebenes Signal losbrach. Sie verlor im Ringen endlich die Besinnung, und in diesem Zustande wurde sie nach dem Scheiterhaufen zurückgeschleppt. Zuschauer eilten mit trockenen Zweigen herbei, um nunmehr ein schnelles Ende zu machen. —

Mit gespannter Aufmerksamkeit war ich dem einfachen Bericht des Erzählers gefolgt. Um den unangenehmen Eindruck schnell zu verwischen, begann Frau Cheney, uns italienische Anecdoten zu erzählen. Begeistert für Alles, was Kunst ist, hatte sie die schönsten Jahre ihres Lebens in Italien zugebracht. Da sie den Süden bevorzugte, war sie innerhalb von vierzig Jahren nur zweimal nach Genua gekommen.

Das erstemal machte sie Bekanntschaft mit der Herzogin von B . . ., die damals zu den schönsten, bekanntesten und beliebtesten Frauen Genua's zählte. Die Herzogin hatte, wie es damals Mode war, ihren officiellen Liebhaber: es war ein Engländer. Als Frau Cheney Abschied von der Herzogin nahm, entwarf sie eine Skizze des Salons, in welchem sie so angenehme Stunden verbracht hatte, und belebte das Bild mit den Porträts der Herzogin und ihres Freundes. Sie hörte dann von Beiden Nichts mehr.

Vierzig Jahre später, als sie wieder nach Genua kam, schickte sie nach dem Hause der Herzogin, um zu hören, wie es derselben erginge; sie erhielt sofort eine dringende Einladung, der sie auch gegen Abend entsprach. Während sie

die Treppe emporstieg, suchte sie sich mit den Veränderungen vertraut zu machen, die eine so lange Zeit nothwendiger Weise in den Gesichtszügen der Herzogin hervorgerufen haben mußte. Der alte Major domus, welchen sie sogleich wiedererkannte, meldete sie an und bald stand sie Auge in Auge der Herzogin und ihrem Freunde, dem Engländer, gegenüber; sie saßen auf denselben Stühlen, an derselben Stelle, wie damals. Vierzig Jahre hatten allerdings ihre Gesichtszüge ein wenig verändert, allein man bemerkte im Antlitz der Herzogin noch deutlich die Spuren einstiger Schönheit. Man fand sich wieder fast gerade so, wie man sich getrennt hatte: es war dasselbe Sichgehnlassen, war dieselbe Heiterkeit. Mylord wußte viel zu erzählen; er hatte die Pyramiden besucht, nach den Nilquellen geforscht, auch den Niagarafall bewundert. Allein diese weiten Reiserouten hatten ihn stets zurückgeführt nach Genua. Seine Gesundheit spürte wohl ein wenig die Folgen solcher Strapazen; er zog sich deshalb früher als die Herzogin zurück.

Als die Damen allein waren, erzählten sie sich Vielerlei. Die Herzogin sprach lange von der Dauer ihres Verhältnisses mit Mylord und den Beweisen der Beständigkeit, die sie sich gegenseitig gegeben hatten.

Frau Cheney, die mit einem zweifelnden Lächeln zugehört hatte, fragte endlich:

„Sie haben niemals, Frau Herzogin, Jemanden geliebt, außer ihn?“

„Sicherlich! Keinen, nur ihn! Keine andere Leidenschaft hatte Platz in meinem Herzen. Während seiner langen Abwesenheit habe ich vielleicht ein paar kleine Zerstreuungen gehabt, aber sie zählen nicht. So etwas vergißt sich! Die Stelle, die ein Erstgeliebter einnimmt, ist doch eine unverrück-

bare. Jesus Maria! Einen Andern lieben, wie ihn ... ich würde mich für verdorben und verloren halten!" —

Das ist eine Illustration zu der Moral der Italienerinnen; sie machen viele Winkelzüge in Bezug auf ihre Herzensangelegenheiten und wissen diese mit ihrem Verstande so geschickt zu unterstützen, daß sie sich einbilden, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie Jedermann zufriedenstellen und aus jungen Liebhabern alte Freunde machen.

Achtzehntes Capitel.

Pavia.

Die Umgegend von Genua. — Die Karthause. — Kleptomanie. — Die Klöster.

Die Hitze war kaum noch erträglich, meine Neugier sogar litt darunter. Ich besuchte weder das berühmte Hospital noch das Kloster, in welchem künstliche Blumen gemacht werden — keine der wohlthätigen Anstalten, die von allen Reisenden in Augenschein genommen werden.

Ich ging des Morgens aus, um zu baden und des Abends, um Luft zu schöpfen — ich entfernte mich dann möglichst weit von der Stadt, vor der erstickenden Luft fliehend. So war der 27. August herangekommen, der Tag, den ich zu meiner Abreise bestimmt hatte. Genua fesselte mich nicht: hier zeigt sich Italien von seiner am wenigsten schönen Seite. Hier findet man keinen Geschmack an der Kunst, hört nicht einmal Musik in den Straßen: Erwerbsthätigkeit — eine glühende Sonne!

Der Abschied von Herrn Fox, der uns Schritt für Schritt gefolgt war, war das einzige Ereigniß, das mich

bewegte. Seine Neigung für meine Tochter, so aufrichtig wie selbstlos, hätte es vielleicht verdient, erwidert zu werden; allein der Gedanke, sich für immer vom Vaterlande zu trennen, war so überaus peinlich — schließlich gingen wir auseinander, um uns nie wieder zu sehen!

Der Weg, auf dem man Genua verläßt, ist schöner, als der, auf welchem man ankommt. Die Landhäuser ziehen sich noch bis zur nächsten Poststelle hin: ein fruchtbares, gut cultivirtes Land, überall ein malerisches, landschaftliches Bild — wie glücklich sind doch die Menschen, die hier geboren werden! Ist nicht Alles, selbst das Glück, leichter erreichbar für die Bewohner einer schönen Gegend, als für Andere?

Hat man Genua um einige Postmeilen hinter sich, so verschwinden die Berge und vor Einem taucht die weite grüne lombardische Ebene auf. Nun geht es vorwärts in rasender Eile. Interessant ist die Karthause bei Pavia, welche Galeas Visconti gründete und Joseph II 1784 aufhob. Ich habe in Italien keine Kirche gesehen, die so prachtvoll ausgestattet wäre. Dieser Reichthum, diese Vollendung der Ornamente diese Schönheit des Materials, diese vollkommene Harmonie, welche zwischen den einzelnen Theilen der eigentlich eher asiatischen als europäischen Pracht der Ausschmückung zur Geltung kommt, macht aus der Karthause eines der erstaunlichsten Bauwerke, das man nur sehen kann. Obwohl die besten Gemälde entführt wurden, sind noch einige vorhanden, die den Anfängen der italienischen Malkunst angehören und von hohem Werthe sind, wie z. B. eine Madonna Perugini's.

Seit dem Bilde von Bellini in Venedig hatte ich nichts mehr von dieser primitiven Schule gesehen, was mich in so hohem Grade erstaunt und gefesselt hätte: dieser Bund von

naiver Grazie und Einfachheit bei den alten Meistern ist einzig in seiner Art. Dieses Bild hat außerdem noch den großen Vorzug, daß die Farben nicht nachgedunkelt sind.

Wäre Gall berufen worden, die Erhöhungen an meinem Schädel zu untersuchen, so hätte ich unzweifelhaft die Schande erlebt, von meinem ausgebildeten Diebessinn, noch besonders entwickelt durch meine italienische Reise, zu hören.

Nachdem man uns einzeln alle Schätze der Kirche hatte sehen lassen, wurden wir in das Innere des einst von Karthäuser Mönchen bewohnten Klosters geführt. Nachdem Joseph II den Orden aufgehoben hatte, wurde auch das ungeheuere Einkommen, welches die Herzöge von Mailand demselben nach und nach überwiesen hatten, vom Staate eingezogen. Die ausgedehnten Baulichkeiten aber, in denen nur 24 Mönche ein beschauliches Leben führten, blieben erhalten. Jeder Mönch war Eigenthümer eines kleinen Hauses, welches aus zwei Zimmern und einer Küche bestand. Jeder besaß einen kleinen Garten mit einer Weinlaube, einer Bank und einem steinernen Brunnen von malerischem Aeußern. Das Alles ist noch so wohl erhalten, daß man glauben könnte, der Bewohner habe sein Häuschen eben verlassen um einer Pilgerfahrt willen.

Diese 24 kleinen Häuser mit ihren hohen, aus rothen Ziegelsteinen aufgeführten Essen, liegen symetrisch geordnet um einen viereckigen großen Hof. Derselbe diente zugleich als Begräbnißstätte, ein zierlicher Säulengang läuft rings herum. Die in Terracotta ausgeführten Nischen und Ornamente sind ebenso verschiedenartig wie reich. Ich betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, weil die Terracotta mir für unser heimisches Klima passend schien. Sie bietet der Feuchtigkeit

Trotz, erhärtet in der Luft und gestattet eine sehr zarte Ausführung. Die dunkelrothe Farbe ist zudem von großer Beständigkeit und wirkt angenehm aufs Auge, besonders, wenn die Gegenstände an gothischen Bauten zur Verwendung kommen.

Wir hatten einige Stunden vollauf zu thun, um Alles in Augenschein zu nehmen, dann setzten wir unsere Reise nach Mailand fort. Dort angelangt, waren wir nicht wenig erstaunt, mit einer Durchsuchung unserer Effekten verschont zu werden: man hatte uns in Genua soviel von Steuerplackereien an den Thoren Mailands und von Räuberbanden, die den Weg von Genua nach der lombardischen Hauptstadt unsicher machen sollten, erzählt — nichts von Alledem!

Es besteht nämlich zwischen Genua und Mailand eine gewisse Rivalität; beide Städte sehen einander mit den Augen der Eifersucht an und daraus entstehen wohl derartige maliciöse und lächerliche Flunkereien, denen wir so thöricht gewesen waren, Glauben zu schenken — bis wir die weißen zierlichen Spitzen des Mailänder Domes im Sonnenlicht schimmern sahen.*)

---

*) Ueber die Certosa bei Pavia existirt ein illustrirtes, 1895 in Mailand erschienenes Buch; „La Certosa di Pavia, Storia e descrizione" (ein Band), welches empfohlen zu werden verdient. Die Madonna Perugini's bildet das Altarbild in der St. Michael-Capelle; es gehörten dazu ursprünglich noch fünf andere Bilder, die theilweise durch Copien ersetzt sind; die Originale befinden sich in London in der Nationalgallerie am Trafalgar Square. C. Stryienski.

Neunzehntes Capitel.

Mailand.

Der Dom. — Das Abendmahl. — Die Scala. — Die Bibliotheka Ambrosiana. — Der Einfluß Napoleons. — Die Gemälde Appiani's im herzoglichen Palast. — Monza. — Brescia. — Verona.

Mailand ist die drittgrößte Stadt Italiens, mitten in der lombardischen Ebene gelegen, ihr Anblick nicht zu vergleichen mit dem von Neapel, allein sie bietet, abgesehen davon, daß sie Schätze für den gelehrten Kenner wie für den Kunstliebhaber birgt, dem Reisenden allen erdenklichen Comfort.

Man glaubt, man habe in Genua von Italien Abschied genommen — das Vergnügen, es hier noch einmal wiederzusehen, ist um so lebhafter, als es überraschend ist. Man lauscht dem Echo Rossini'scher Accorde, man sieht zahllose Läden mit Kupferstichen von Ansichten, die einem frisch in der Erinnerung leben: hier mischt sich der nach Erwerb trachtenden Thätigkeit die des nach Idealem strebenden Geistes.

Unser erster Ausgang galt natürlich dem Dom; dieses Bauwerk, einzig in seiner Art, ist ganz aus weißem Marmor

aufgeführt; die Ausführung ist eine so zarte, daß man an ein Modell aus Elfenbein denken muß.

Man führte uns auch in die unlängst eröffnete Niederlage für Glasmalerei von M. Wir sahen ein vom König von Neapel bestelltes Bild; es läßt die alten Glasmalereien weit hinter sich, der enorme Preis aber wird die Seltenheit dieser Erzeugnisse zur Folge haben. Mein Gemahl konnte der Versuchung nicht widerstehen, in seiner Capelle ein Bild aus der Fabrik zu haben und bestellte ein solches: die Zeichnung entwarf ich.

Nachdem wir den Corso besucht hatten, der zu dieser Jahreszeit wegen der Abwesenheit der Aristokratie weniger glänzend sein soll als sonst, verfügten wir uns in das Kloster, in welchem sich das berühmte Frescobild Leonardo da Vinci's befindet: jeder Verfertiger einer Reisebeschreibung hält es für seine Pflicht, vor diesem Bilde in Extase zu gerathen, weil er meint, alsdann für einen Kenner zu gelten.

Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß nur noch schwache Spuren von dem berühmten Bilde vorhanden sind, daß man allenfalls noch zwei oder drei Köpfe erkennt, die jedoch kaum eine Vorstellung von dem Ganzen vermitteln. In einigen Jahren wird Alles verschwunden sein; in Folge von Feuchtigkeit und Alter fällt überall der Putz ab und mit ihm das Bild.

Der an Eindrücken so reiche Tag fand seinen Abschluß in der Scala; wir wohnten der Aufführung der Oper „Ultimo giorno di Pompei“, componirt von Paccini, dem Nachahmer des unsterblichen Rossini, bei. Der zweite Act schien mir bei weitem den Vorzug vor dem ersten zu ver-

dienen, vielleicht deshalb, weil er so viel Erinnerungen an schon Gehörtes enthält.

Die Ambrosianische Büchersammlung ist in mehr als einfachen Räumen untergebracht; sie wurde von Carl Borromeo begründet und gehört seiner Familie, welche dem Publikum die freie Benutzung gestattet. Man zeigte uns sehr merkwürdige Manuskripte, unter Anderen einen von Petrarca eigenhändig abgeschriebenen und mit Randglossen versehenen Virgil. Ich finde kein besonderes Vergnügen darin, Bibliotheken zu besuchen oder sie gar zu beschreiben. Im Vorübergehen sich etwas anzusehen, dessen Werth man nur nach langer Prüfung ermessen kann, war mir nie recht, auch geht meine Wißbegier über vorhandene Manuscripte nicht hinaus. Ich kenne weder die Anzahl der Bände, noch kann ich über die Seltenheit gewisser Ausgaben ein Urtheil fällen: dieses Detail verliert sich aus meinem Gedächtniß, übrigens findet es sich ja in allen Reisecompendien verzeichnet. Die Gemäldesammlung, welche zu der Bibliothek gehört, ist nicht zahlreich und nicht gut geordnet. Wirklich beachtenswerth ist nur ein Carton Raphael's: es scheint der erste Entwurf für „die Schule von Athen" zu sein, ein Bild, das der unsterbliche Meister für den Vatican bestimmt hatte.

Einige Bilder von Leonardo da Vinci und Luini sind vorhanden; eins davon, ein Frauenkopf, soll das Porträt jener jungen Beatrix von Este*) sein, welche in Pavia begraben liegt.

Hätte ich unter den Schätzen der Brera-Gallerie eine Auswahl zu treffen, so würde ich ohne Weiteres die „Hagar"

---

*) Von Leonardo da Vinci gemalt.

von Guercino und den „Tanz der Liebesgötter“ von Albani wählen, jenes ist ein Drama, dieses eine Idylle. Alle Leidenschaften, alle Altersstufen, alle Reize kommen zu Ausdruck und Geltung. Die Gallerie verdankte diese Meisterwerke, wie vieles Andere, der Freigebigkeit des Vicekönigs Eugen.

Man muß doch einräumen, daß diese Dynastie, welche herabzusetzen man vergeblich bemüht ist, unverwischbare Spuren hinter sich ließ — nirgends vielleicht erscheint der Schatten Napoleons so majestätisch als in Mailand!

Die prachtvolle Simplonstraße, ein Riesenwerk, das an Schönheit alle ähnlichen Bauten der Alten überragt, dieser Triumphbogen aus weißem Marmor, der die Straße abschließt, deren Herstellung jeden Andern abgeschreckt hätte, dieser Circus, der mit seinen gewaltigen Proportionen ein Modell und zugleich eine vollkommene Copie einer antiken Arena darstellt, mit seinen Säulen aus rosafarbenem Granit die Eleganz der Neuzeit mit dem edlen strengen Styl jener längst vergangenen Jahrhunderte vereinend — das Alles wird einer späteren Nachwelt von dem umfassenden Genie Dessen erzählen, der Ruhm nach allen Richtungen hin erstrebte. —

Ich verfügte mich nach dem Palazzo ducale, um in Bezug auf die Aenderungen, welche mit den Deckengemälden Appiani's vorgenommen sein sollten, meine Neugier zu befriedigen. Ich fand sie unberührt. Das Bildniß Napoleons hatte nicht dem des Erzherzogs Platz gemacht, wie lächerlicher Weise erzählt wurde. Das schönste der Bilder ist das, auf welchem der Kaiser als Jupiter auf einem goldnen, von vier Siegesgöttinnen getragenen Throne sitzt, während Abgesandte der überwundenen Völker ihm die Kronen ihrer Monarchen darbringen. Napoleon blickt mit Verachtung auf sie hinab

und seine Hand, die sich ausstreckt, um die Kronen zu nehmen, scheint den Blitz bei Seite gelegt zu haben, um diese Zeichen nun verschwundener Größe anderweitig auszutheilen. So sah Napoleon aus, als Italien ihn zum letzten Mal sah — ein Wahrzeichen der Vergänglichkeit ist das Bild: man wird traurig, wenn man es betrachtet.

Voll von Erinnerungen langten wir in Monza an, um uns die eiserne Krone anzusehen, wozu wir der Erlaubniß des Erzherzogs bedurften, welche übrigens ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. La Monza ist die Sommerresidenz des Souveräns. Den Park soll der Vicekönig Eugen bedeutend erweitert und verschönert haben. Wir hatten keine Zeit ihn zu besichtigen, denn unglücklicher Weise hatte der Castellan noch einen Schwarm Reisender aufgelesen und verschonte uns mit keinem noch so uninteressanten Detail.

Ich war sehr ermüdet und unaufmerksam, als ich plötzlich durch Rufe der Bewunderung aus meiner Faulheit aufgerüttelt wurde. Was gab es? Es handelte sich um künstliche Spinneweben aus zarten Seidenfäden, welche in einer künstlichen Grotte angebracht waren, auch die Spinne war dargestellt in Ueberlebensgröße — wie geschmacklos!

Ich hoffte, entschädigt zu werden durch den Anblick der Treibhäuser, von denen so viel gefabelt wurde, allein ich muß doch sagen, daß die von Malmaison zur Zeit Josephine's bedeutend schöner waren. Endlich nach so vielen ermüdenden Stunden betraten wir die Kirche. In ihr wird die eiserne Krone aufbewahrt und zwar in einer Art von Reliquienkasten; man sagt, die goldenen Sterne, welche den Kranz bilden, bedeckten eine eiserne, aus den Nägeln des Kreuzes Jesu Christi gefertigte Spange. Die grobe und plumpe Arbeit

deutet auf ein hohes Alter hin, sie soll ein Geschenk der Königin Theodolinde sein. Feststeht, daß Karl der Große, der 774 zum König der Lombardei gekrönt wurde, sich nach Monza verfügte, um die Stirn mit der erwähnten Spange zu schmücken: dasselbe thaten nach ihm nur Karl V und Napoleon.

Wie glücklich sind doch die Völker, denen ruhmreiche Erinnerungen an ein uraltes Bestehen erhalten blieben!

Auch wir hatten das Schwert Boleslav's, die Krone Casimir des Großen, das strahlende Scepter Sigismunds — ach, alle diese ruhmreichen Ueberbleibsel, diese Insignien unsrer Helden sind nichtswürdigen Plünderern, die auch noch unsere politische Existenz vernichtet haben, in die Hände gefallen — ein ertragloser Boden, so oft getränkt mit dem Blute der Unsrigen, ist das einzige Andenken, das uns blieb!

Den Rest der Zeit, der uns für Mailand noch zur Verfügung stand, verwendeten wir zum Besuch der Antiquitätenhändler; wir kauften mehrere Bilder und andere Gegenstände.

In Brescia trafen wir zeitig genug ein, um alle Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen zu können. Zunächst führte man uns zum General Lechi, um seine Bildersammlung, die sich einer gewissen Berühmtheit erfreute, zu bewundern*). Ich war von Dem, was ich sah, nicht besonders erbaut; vielleicht wäre, wenn ich von dieser Seite her meine italienische Reise angetreten hätte, mein Urtheil ein anderes

*) Diese Sammlung von Gemälden wurde vom Grafen Faustinus Lechi gegründet. Er starb 1800. General Theodor Lechi, um den es sich hier vermuthlich handelt, war eines der neunzehn Kinder des Grafen Faustinus. Man sehe: Lombroso: „Theodor Lechi und seine Familie“

gewesen. Außer zwei Köpfen von Corregio und einem Salvator Rosa habe ich nichts gefunden, was meinen Neid erregt hätte.

Der antike Tempel, den man unlängst in einer Vorstadt aufdeckte, stammt aus der Zeit des Verfalls der antiken Kunst. Was mir am besten gefiel, ist die Art, wie man die Ruine verwenden will; der Tempel soll nämlich vollständig wiederhergestellt werden, um den vorhandenen Alterthümern, die sich durch immer neue Funde vermehren, als Museum zu dienen.

Von Brescia fuhren wir in einer Tour bis Verona, wo wir um Mittag eintrafen. Nach einigen Stunden der Ruhe ließen wir uns nach dem berühmten Amphitheater führen, das einen Vergleich mit dem römischen Colisеum nicht gestattet; es ist ein ebenfalls der Verfallzeit angehöriges Bauwerk, das antike Muster nachahmt, ohne die Correctheit der Linien, die Vornehmheit und Eleganz derselben auch nur entfernt zu erreichen.

Im Allgemeinen hat Verona nichts, was des Verzeichnens werth wäre; gedenken will ich nur des berühmten Congresses*), welcher vor einigen Jahren hier tagte und zu welchem so viele berühmte Männer, auch zwei Monarchen, erschienen, um sich eine Freundschaft ohne Ende zu schwören, die sich alsbald in eine Feindschaft ohne Nachsicht verwandeln sollte.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Vom October bis zum December 1822 tagte zu Verona ein Congreß der heiligen Allianz, den der Fürst Metternich zu Stande gebracht hatte.

Anhang.

I.

Briefe von Caroline Murat*) an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.

1.

Triest, am 8. Februar 1827.

Sie sind außerordentlich liebenswürdig, Madame, an einer Erinnerung festzuhalten, die Sie für die Dauer des Lebens bei mir hinterließen; ich danke Ihnen, daß Sie meiner gedenken; es liegt mir so viel daran. Es vergeht kein Tag, an welchem wir nicht von Ihnen sprechen — Nathalie aber scheint mich vergessen zu haben ... Ich bin froh, nicht weiter befürchten zu sollen, Sie würden Ihre Reise veröffentlichen oder über Triest sprechen: denn dadurch würde ich, meiner Art mich zu geben, doch Zwang anthun müssen. Ich habe

---

*) Anmerkung der Gräfin Potocka. Caroline, früher Königin von Neapel, Schwester Napoleons. Ich hatte an ihr eine wahre Freundin. Sie war es, die meinem Sohne Moritz das Kreuz der Ehrenlegion schenkte, welches Napoleon stets getragen hatte.

mich bei der Freundschaft, die Sie mir einflößten, gehn lassen; ich glaubte nicht, daß Sie sich an Alles erinnern würden, um es niederzuschreiben.

Der General,*) von der Gicht sehr geplagt, übersendet Ihnen seine Empfehlungen. Der Winter hat einen für mich traurigen Verlauf: möchte es bei Ihnen anders sein, der Winter nicht vorübergehen, ohne mir Nachrichten, gute Nachrichten von Ihnen zu bringen.

Ich habe vor einigen Tagen Ihrer Frau Mutter geschickt, was ich noch an Gingan von Ihnen übrig hatte, auch Reste von Perkal und Papier; ich habe eine Medaille beigelegt mit dem Monument für Canova, welches in Venedig auf Betreiben des Grafen Cicognara, den Sie ja kannten und werthschätzten, errichtet werden soll. Ich wünsche, sie möchte Ihnen Italien und Diejenigen ins Gedächtniß zurückrufen, welche sie dort zurückließen und welche Ihnen aufrichtig zugethan sind.

Caroline.

2.

Aus dem folgenden Briefe ist zu ersehen, daß es Caroline war, welche der Gräfin Potocka-Wonsowicz von der Absicht sprach, welche Fürst Roman Sanguszko hatte, die Comtesse Nathalie zum Altar zu führen.

Triest, am 22. Juli 1827.

Ich erhole mich von der entsetzlichen Hitze, unter der wir hier zu leiden haben, indem ich diese Zeilen an Sie, Madame, richte und Ihnen für Ihren lieben Brief danke. Ich folge Ihnen in Gedanken nach Genua und vor meiner

*) Macdonald.

Erinnerung taucht die schöne Stadt auf; ich folge Ihnen auf allen Ihren Ausflügen. Ich gedenke, acht Tage bei meinem Schwager, dem Fürsten Bacciochi, zuzubringen; Zerstreuung ist mir nöthig, eine kleine Reise wird mir wohlthun. Seine Besitzung soll reizend gelegen sein, allein es wird an Unterhaltung, an Geselligkeit fehlen.

Schreiben Sie mir doch, wie es Ihrem lieben Sohn*) geht, und sagen Sie ihm, daß ich ihm alles Gute wünsche. O! diese schöne Reise, die Graf Wonsowicz**) angetreten hat. Er wird Frankreich wieder sehen! Meine besten Wünsche geleiten ihn. Ich sehe täglich den Fürsten Stanislaus,***) sein Bruder†) befindet sich besser. Nach meiner Rückkehr aus Cassel werde ich ihn kennen lernen, auch seine Mutter; sie bleiben zwei Monate hier. Beide Brüder haben — soviel ist mir klar — großes Verlangen, Sie kennen zu lernen. Das Portrait Nathalies hat Wunder gewirkt! Er hat es gleich mitgenommen, um es seiner Mutter und seinem Bruder zu zeigen. Es scheint, daß er Nathalie zur Frau haben möchte, sich aber in seiner Wahl von Niemandem will bestimmen lassen: er möchte Alles dem Zufall überlassen — er kann die zuvor bestimmten Heirathen nicht leiden. Er hätte gewünscht, Sie wären, um Seebäder zu brauchen, nach Triest gekommen. Fürst Stanislaus bringt seine Abende bei uns zu; wir musiciren: er singt uns Etwas vor; er ist 23 Jahre alt, recht angenehm im Umgange und drückt sich auch sehr

*) Graf August Potocki.

**) General Wonsowicz hatte sich in Genua von seiner Gemahlin getrennt.

***) Sangusko.

†) Fürst Roman, der 1829 die Comteß Nathalie Potocka heirathete.

gut aus; unsere Unterhaltungen enden stets damit, daß von Ihnen gesprochen wird. Sie sehen, Madame, ich habe mir für mein Alter noch einige Illusionen bewahrt: ich täusche Ihre Abwesenheit hinweg, indem ich von Ihnen spreche.

Da haben Sie nun einen ganzen Sack voll Neuigkeiten! Ich wäre so sehr froh, wenn ich zu Nathalies und Ihrem Glück etwas thun könnte.

Kommen Sie nach Triest und nehmen Sie hier Ihre Bäder! Der General legt sich Ihnen zu Füßen, er ist jetzt mit reizenden Zeichnungen beschäftigt. Hat Nathalie den Brief bekommen, den ich vor drei Tagen an sie richtete?

Caroline.

3.

Campo Mars (Triest), am 25. Mai 1829.

Nein! Stillschweigen heißt nicht soviel wie vergessen .. Daß ich von ganzem Herzen an Nathalies Glück theilnehme, brauche ich wohl kaum zu sagen, ich wünsche, sie glücklich zu sehen; ich war immer der Meinung, es gäbe zwei wahre Güter im Leben: das eine sind Kinder. Ich muß sagen, daß Nathalies Stillschweigen mir gegenüber mich verletzt hat; ich hätte gewiß das Bedürfniß gehabt, Jemandem, der mich so lieb hat, zu sagen: ich bin glücklich .. Madame Odo ist vor einigen Wochen hier durchpassiert; sie war reizend; sie will in diesem Sommer Seebäder nehmen; ihre Gesellschaft ist mir sehr angenehm; sie fürchtet nicht zu mir zu kommen, mit mir, was immer auch geredet wird, bleibt man sich gleich. Ich habe den Chevalier Gérard gebeten, Ihnen diesen Brief zu bringen und Ihnen recht häufig von mir zu sprechen; ich

rechne auf eine lange Antwort und bitte Ihrem Gemahl gegenüber mich nicht zu vergessen.

4.

Ich habe, Madame, Ihre Zeilen erhalten, die Sie mir durch die Mutter der Frau Zamoyska abgeben ließen. Wie war ich gerührt zu hören, daß Sie sich meiner erinnern, es hat mir wirklich wohlgethan! Sehr traurig aber hat es mich berührt, daß Ihre Angelegenheiten noch nicht erledigt sind. Frau St.. hatte mir erzählt, Ihre Güter wären Ihnen zurückgegeben. Nun bin ich von Neuem in Unruhe, weil ich Sie in Bezug auf Ihre Zukunft nicht gesichert weiß,*) namentlich aber, weil ich keine Hoffnung mehr habe, Sie würden nach Italien kommen, und gerade dieser Gedanke war mir so lieb geworden. Schreiben Sie mir bitte, ob ich ganz auf diese Hoffnung verzichten muß.

Herr Gérard brachte mir Nachrichten von Ihnen, Madame, aber ich gebe mich dabei nicht zufrieden; sprechen Sie mir von Ihrem lieben Moritz und von Wonsowicz; man frägt in Florenz nach den beiden liebenswürdigen Polen: die Damen wollen ausführliche Nachrichten haben.

Fragen Sie doch Moritz, warum ich, als ich ihm seine Mappe zurückschickte, darin den Grenadier nicht gefunden hätte, der einen Trauerkranz niederlegt — ob ihm das Bild gestohlen wäre oder ob er anderweitig darüber verfügt hätte.

Es wird Sie vielleicht interessiren zu wissen, daß die Madonna und die heilige Familie (?) in Wien sind, daß sie

*) Erst im April 1836 erhielt unter ziemlich harten Bedingungen die Gräfin ihre Besitzungen zurück.

große Ausgaben machen, was beweist, daß sie entweder Kinder sind oder die Wahrheit über den Nachlaß, der sehr bedeutend ist, nicht gesagt haben.

Während ich meinen Brief dictire, liege ich im Bett seit einiger Zeit krank. Ich bin umgeben von Ihren Arbeiten und jeder Tag mahnt mich daran, daß Sie sich meinetwegen so viel Mühe gegeben haben. Ich habe den reizenden Teppich auf meinen schönen Tisch gelegt; ich fürchte, es möchte Jemand darauf treten. Des Kissens bediene ich mich stets. Ein Wort, bitte, in Bezug auf Ihre Entschließungen über die italienische Reise! Von Cholera ist hier keine Rede mehr, die Absperrung ist aufgehoben. Florenz hat es nöthig, sich wieder zu bevölkern.

Der General legt sich Ihnen zu Füßen und giebt den Gedanken nicht auf, Sie in Florenz wieder zu sehen. Ich ziehe mich zurück, Madame, ohne Adieu zu sagen, ich sage lieber auf Wiedersehen.

Glauben Sie an meine lebhafte Freundschaft.

Florenz, am 12. November 1835.*)

Caroline.

II.

Ein Brief der Königin Hortense an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.

Liebe Gräfin, geben Sie uns doch, ich bitte, Nachrichten über unsere liebe Natalie; ich bin beunruhigt; ich sehne mich danach, von Ihnen selbst zu hören, daß sie ganz wohl ist.

---

*) Ueber den Aufenthalt der Königin Caroline in Italien sehe man „Souvenirs et correspondences de Mad. Récamier“.

Meine Gefühle für Sie und Ihre Tochter sind Ihnen ja bekannt, ich habe also Rechte an Ihre Freundschaft und hoffe, daß ich Ihnen bald erneute Beweise der meinigen geben kann.

Rom, am 20. April 1827.

Hortense.

III.

Briefe der Königin Katharina, Prinzessin von Württemberg, an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.*)

1.

Ich komme etwas spät dazu, meine liebe Gräfin, Ihnen den Empfang Ihres Briefchens, das Sie mir aus Wien unter dem 25. September schrieben, mitzutheilen. Ich wollte es erst thun, wenn ich wieder in Rom wäre, wo wir jetzt seit Kurzem eingetroffen sind . . .

Warum sollten wir denn, liebe Gräfin, die Hoffnung aufgeben müssen, Sie bald wiederzusehen? Ihre Anwesenheit, sowie die Ihrer Familie, war mir ein Trost für mancherlei Leiden. Herr Fox ist hier; er war sehr krank und ich finde ihn verändert. Sollte es sich nicht bei ihm um Seelenschmerzen handeln? Vielleicht könnte Ihnen Jemand aus Ihrem Bekanntenkreise Auskunft geben. — Meine Kinder

---

*) Anmerkung der Gräfin. Es sind Briefe der früheren Königin von Westphalen, Gemahlin Jerome Bonaparte's aus Rom. Ich habe keine zweite der Bewunderung und der Zuneigung so würdige Frau gekannt. Ihr Gemahl pflegte zu sagen: er suche seit zwanzig Jahren bei ihr nach einem Fehler, könne jedoch keinen finden.

sind wohlauf, der Aelteste hat seine „kleine Frau“ *) nicht vergessen.

Leben Sie wohl, liebe Gräfin, zweifeln Sie nie an meiner Freundschaft.

Rom, am 4. December 1827.

Ihre Sie liebende Catharina.

2.

Wenn ich bisher stets mit dem größten Interesse Ihre Briefe, liebe Gräfin, las, so kann ich von Ihrem letzten, datirt den 13. November, nur sagen, daß er mich schmerzlich berührte, weil ich zu bemerken glaube, daß Sie nicht so zufrieden sind, wie sie es zu sein verdienten: es ist leider wahr, daß man sich darin fügen muß, eine bessere Zukunft nur durch einen dichten Nebelschleier zu sehen.

Wir hatten lebhaft gewünscht zu hören, daß die theure Nathalie Jemanden nach ihrem Herzen gefunden hätte; der arme Fox lebt hier ganz zurückgezogen, besucht fast gar keine Gesellschaften, ist fast immer zu Hause. Sie dürfen, meine liebe Gräfin, an meiner Antheilnahme für Sie und die Ihrigen nicht zweifeln. Die Statuen sind so aufgestellt, wie Sie es angegeben hatten, die meinige soll nach Ihrer Zeichnung drapirt werden. Wir haben aus der alten Skulpturen-Gallerie einen sehr bequemen, freundlichen, täglich von uns benutzten Salon machen lassen. Alles ist in demselben beisammen: Harfen, Klavier, ein Schachbretttisch u. s. w. Wir hoffen, daß Sie, liebe Gräfin, sich dahin entscheiden werden, den nächsten Winter uns Gesellschaft zu leisten: wir werden uns

*) Comteß Nathalie.

alle Mühe geben, Ihnen die Zeit zu vertreiben. Unsere beiden jüngsten Kinder*) haben sich ein wenig erkältet, der Aelteste ist wohl und fährt fort, fleißig zu lernen.

Adieu, liebe Gräfin, unsere zärtlichen Grüße an Nathalie und unsere Empfehlungen an den General und an Ihren Sohn.

Ganz die Ihrige

Rom, am 3. Januar 1828. Catharina.

3.

Rom, am 13. December 1828.

Oft habe ich mich schon über die Unpünktlichkeit der Post geärgert, heute aber muß ich darüber bittere Klage führen, ich habe Briefe, welche ich mit Ungeduld erwarte, nicht erhalten . . .

Endlich ist die Post vom 15. eingetroffen und ich erfahre zu meiner grenzenlosen Freude, daß die Verheirathung unserer liebenswürdigen Nathalie, für deren Wohlergehen ich mich so lebhaft interessire, bevorsteht: es begleitet sie mein Segen zum Altar. Wie angenehm wäre es für uns, wir könnten uns mit der Hoffnung tragen, daß Rom ein Ort des Stelldicheins werden und wir uns Alle in dem kleinen Cabinet, welches Sie als so comfortabel bezeichneten, einfinden würden. Noch sind die Nörgeleien, in die Sie ja eingeweiht wurden, dieselben; es vergeht ein Jahr nach dem andern, ohne daß es besser wird! Dabei ist Fürst G. nach wie vor für uns bemüht, allein es bedürfte eines stärkeren Druckes, als er ihn auszuüben vermag, er hat den besten Willen, ist jedoch nicht energisch genug; die Zeit, die Vieles ändern kann, wird uns

*) Prinz Napoleon und Prinzessin Mathilde.

ja belehren, ob wir hoffen dürfen, unsern Kohl zu pflanzen, wie es uns beliebt.

Sie müssen häufig mit „Don Desiderio“ zusammentreffen; ich sehe ihn von hier aus, wie er einen gewissen jungen Mann, von dem ich keine Nachrichten bekommen kann, mit der Lorgnette betrachtet; ich glaube Sie sehen ihn und sprechen mit ihm — wie glücklich sind Sie, wie beneide ich Sie!!!

Unser Winter war bisher traurig und eintönig, der starke Zufluß von Engländern macht ihn auch nicht lustiger; wir sehen Keinen von ihnen bei uns und verbringen unsere Abende in Einsamkeit, an Diejenigen denkend, die wir lieben. A propos: ich hätte wohl Lust, Ihnen den Krieg zu erklären, weil Sie mir garnichts vom General schreiben; ist er abwesend? Sagen Sie ihm jedenfalls, daß wir seiner gedenken. Vergessen Sie auch nicht, mir zu schreiben, wann Nathalie aus den Armen der Mutter in die eines glücklichen Gatten übergeht; ich wünschte, ich könnte dabei sein, aber da es nicht geht, begleiten meine besten Wünsche sie und meine Gedanken sind bei ihr in den Augenblicken ihres Glückes.

Ich ziehe mich zurück, denn ich will Sie doch nicht zu lange den festlichen Vorbereitungen entziehen, mit denen Sie vermuthlich beschäftigt sein werden.

Glauben Sie stets an meine herzliche Zuneigung.

Catharina.

Meine Kinder werden immer größer. Plon plon, als ich ihm den Treubruch seiner Schönen anzeigte, wurde erst roth, dann aber sagte er voller Verachtung: „Gut! Es ist egal.“ Das verspricht viel, finden Sie nicht auch? Mathilde ist entzückt von dem hübschen Gürtel und dankt Ihnen vielmals dafür.

4.

Rom, am 9. März 1829.

Ich weiß nicht, was Sie von mir denken werden, theuere Gräfin, daß Sie keine Antwort auf ihren freundlichen Brief zu Anfang des Jahres erhielten. Vergeßlichkeit lag, glauben Sie mir, nicht vor; eine arge Erkältung, für mich geradezu eine Erkrankung, hat mich beinah einen Monat lang an's Bett gefesselt und mich verhindert, mit Ihnen, die wir so sehr lieben, zu plaudern. Es kommt mir vor, als werde ein gewisser junger Mann, den Sie zu meinem Leidwesen nur von Weitem sehen, in kurzer Zeit eine Rolle spielen. Ich hoffe, er wird sich des Namens würdig zeigen, den er trägt, der weder verdunkelt noch glänzender gemacht werden kann durch einen fremden Titel.

Mit der Theilnahme wahrer Freundschaft erwarten mein Mann und ich die Nachricht von der Verheirathung unserer theueren Nathalie: möchte sie so glücklich werden, wie wir es wünschen. Umarmen Sie Nathalie in unserem Namen und sagen Sie Ihrem Gemahl, er könne von nun an kein Fremder mehr für uns sein. Ich zweifle nicht, daß die Ausstattung geschmackvoll ausfiel. Meine Schwägerin, die wohl ist und Ihrer gedenkt, lebt in ihrer früheren Geselligkeit; sie ist jetzt damit beschäftigt, zwei Porträts auf ein und demselben Medaillon zu vollenden, ich glaube aber, es wird nichts werden.

Ich weiß, daß mein Gemahl etwas für Natalie anfertigen läßt: ich begehe ein Indiscretion, indem ich es Ihnen sage; aber da ich weiß, daß es Ihnen Freude machen wird, so füge ich mich in den kleinen Vorwurf, der mir wohl bevorsteht.

Der Cardinal*), der zur Zeit im Conclave abgesperrt ist, hat Sie nicht vergessen und mich direct beauftragt, es Ihnen zu sagen.

Savary's**) Memoiren sind wahrheitstreu und verdienen alles Lob, soweit es sich um den Kaiser handelt. Der Autor wird jedoch falsch und boshaft, sowie er von den Gliedern der Familie desselben spricht. Es ist ungemein leicht, ihm die Unwahrheit von Allem, was er bei dieser Gelegenheit vorbringt, nachzuweisen; mein Gemahl aber denkt, der Augenblick wäre noch nicht gekommen, die Oeffentlichkeit mit diesen Dingen zu beschäftigen und die Irrthümer aufzudecken, deren sich dieser, dem Kaiser einst treu ergebene Mann verliert.

Das nenne ich aber einen langen Brief, meine liebe Gräfin! Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß er Ihnen angenehm ist, und daß Sie nie an unserer Anhänglichkeit zweifeln — den General mit eingeschlossen — denn in einer guten Ehe sind beide Theile eins.

Die Ihrige

Catharina.

---

*) Cardinal Fesch, Papst Leo XII war am 10. Februar gestorben und das Conclave eröffnet.

**) Anmerkung des Uebersetzers. Savary, ursprünglich Offizier, hatte zur Zeit des Consulats den wichtigen Posten eines Chefs der Geheimpolizei inne und spielte bei Verurtheilung des Herzogs von Enghien eine hervorragende Rolle. Er trat dann zeitweise in die Armee zurück, wurde Corpscommandeur und siegte bei Ostrolenka (1807) über die Russen; wurde Herzog von Rovigo und war von 1810—14 Polizeiminister. Louis Philipp gab ihm den Oberbefehl in Algerien, er starb 1833. Seine „Memoiren“ umfassen nicht weniger als 8 Bände. Ueber den Herzog von Rovigo bringt Joseph Turquan in „Welt und Halbwelt“ (Deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1898) einige charakteristische Notizen (S. 253).

5.

Rom, am 24. April 1829.

Der Sekretär meines Gemahls ist in Geschäften nach Wien geschickt; ich benutze diese sichere Gelegenheit, um Ihnen Nachrichten von uns zugehen zu lassen und Sie zu bitten, uns die Ihrigen nicht vorzuenthalten. Nathalie ist inzwischen wohl verheirathet? Ich hoffe, Sie werden uns von allen stattgehabten Festlichkeiten in detaillirter Form berichten, da wir an Allem, wie Sie wissen, regen Antheil nehmen. Wir, mein Gemahl und ich, sind Beide recht ärgerlich darüber, daß das kleine Geschenk, welches wir für die liebe Nathalie bestimmt hatten, nicht rechtzeitig fertig geworden ist; Sie kennen ja Rom und wissen, wie schwierig es ist, hier Etwas nach eigenem Geschmack gemacht zu bekommen. Ich hatte zugleich Bohle beauftragt, Ihnen mein Porträt zuzustellen, aber es ist ihm so wenig gelungen, daß ich – alle Eitelkeit bei Seite gesetzt — es Ihnen nicht anbieten kann.

Unser Winter hatte einen recht stillen Verlauf. Der Tod des Papstes*) hat den Carneval arg gestört. Eine Entschädigung wurde mir dadurch zu Theil, daß ich meinen Bruder Paul wiedersah, auch die Großfürstin Helene, welche liebenswürdig, strahlend in Jugendfrische, alle Blicke auf sich zog; auch jagten die Feten einander; Herr de Chateaubriand gab ihr ein Fest in der Villa Medici, welche der Inbegriff von Allem war, was guter Geschmack verbunden mit Pracht

*) Leo XII, dem Pius VIII folgte. Ueber das Conclave von 1829 berichtet Chateaubriand in seinen „Mémoires d' Outre Tombe."

nur leisten können.*) Wir sind sehr froh, daß wir ihn zum Gesandten haben; er selber ist dagegen mit seinem Posten sehr unzufrieden; er sehnt den Augenblick seiner Rückkehr nach Paris herbei und es ist schon das Gerücht verbreitet, Don Desiderio, der sich in Wien entsetzlich langweilt, werde Chateaubriand hier ersetzen. Der Fürst G . . . wird sichtlich alt, seine Laune dabei so übel, daß man ihn kaum noch wiedererkennt. Wir dürfen hoffen, daß mein nächster Brief an Sie von Porto di Fermo aus datirt sein wird. Der neue Papst scheint gerechtere Anordnungen treffen zu wollen, als sein Vorgänger — das wäre uns ja sehr erwünscht und würde wiederum den Beweis liefern, daß mit Geduld, Ausdauer und Zeit man sein Ziel erreicht. Einstweilen träumen wir noch von den Freuden des Landlebens, denken an unsere Erdbeeren, unsere Rosen. Sagen Sie mir doch, wie gedeihen denn die Ihrigen? Von allen Plänen, die ich mache, ist mir doch der der liebste, Sie eines Tages dort zu sehen. Meine Empfehlungen an den General, der natürlich von der Parthie sein wird.

Leben Sie wohl, liebe Gräfin, ich umarme Sie zärtlich.

Catherine.

6.

Florenz, am 31. Januar 1832.

Wie sollen diese Zeilen Ihnen den Schmerz ausdrücken, den ich beim Lesen Ihres Briefes vom 20. Oktober empfand!

---

*) In den „Mémoires d'Outre Tombe" liest man: Inmitten der herrlichen Gartenanlagen drängten sich die Abkommen einer Paula, einer Cornelia, die aus Neapel, Florenz und Mailand eingetroffenen schönen Frauen, als Königin Aller aber erschien die Großfürstin.

Schon immer fürchtete ich im Stillen Verderben für Ihr Vaterland, wenn es im Kampf den Kürzeren ziehen würde*, — ja ich kann sagen, ich habe vorausgesehen, was eingetroffen ist. Konnten denn die vielen an die Vorsehung gerichteten flehentlichen Bitten nicht die ewigen Beschlüsse, hinter denen sich wohl ein erhabenes Ziel verstecken mag, aufhalten? Wie schrecklich für die armen Opfer!

Meine Beziehungen zu meiner Nichte waren stets die zärtlichsten — jetzt blieben seit achtzehn Monaten meine Briefe ohne Antwort. Bringen Sie uns Ihren armen Flüchtlingen ins Gedächtniß.**) Ist es nicht Ihre und der Ihrigen Absicht, sich nach Italien zu wenden? Ich kann nicht sagen, daß wir es lebhaft wünschen und es für uns ein glückliches Ereigniß wäre — ich brauche es kaum zu sagen, es ist ja aus den Umständen leicht erklärlich. Sie werden, wie ich hoffe, verstehen, daß mein Mann und ich übereinstimmende Gesinnungen haben.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß wir für ein Jahr wenigstens in Florenz bleiben, wohin ich Sie bitte, Ihre Briefe zu richten.

Ich bin und bleibe für immer Ihnen wahrhaft und zärtlich zugethan

Ihre

Catherine.

---

*) Es handelt sich um die polnische Insurrection vom Jahre 1832.

**) General Wonsowicz, die Grafen August und Moritz, Söhne der Gräfin, hatten sich an der Insurrection betheiligt.

IV.

Heirath und Tod von Nathalie Potocka, Fürstin Sanguszko.

1.

Lady Holland an Gräfin Potocka-Wonsowicz.

Am 5. Juni 1827, Holland House.

Madame!

Mein Sohn, dem ich die Absicht ausgesprochen hatte, mich an Sie direkt zu wenden, ermuntert mich, es zu thun.*) Es ist von guter Vorbedeutung, daß zum erstenmal, da ich die Ehre habe an Sie zu schreiben, ich Ihnen Glückwünsche darbringen kann betreffs der Genesung Ihrer Fräulein Tochter, welche, wie ich hoffe, eine vollkommene ist. Ich bin durch grausame Erfahrung vertraut gemacht mit der Angst einer Mutter unter solchen Verhältnissen; nun hoffe ich aber zuversichtlich, daß eine volle Entschädigung, Madame, Ihnen für die überstandenen Leiden in dem Erfolge beschieden ist, welcher ihre sorgenvollen Mühen gekrönt hat, und ich darf noch hinzufügen: in der Hoffnung, welche Fräulein Nathalie in Bezug auf eine glückliche Zukunft hegen darf. Das Wohlergehen Derer, an denen auf dieser Welt mein Herz hängt, ist so unzertrennlich von dem Ihrigen, daß die Wünsche, welche ich für Ihre Tochter hege, nicht ganz uneigennützig erscheinen. Vielleicht verleitet mich mein lebhaftes Verlangen, persönlich

*) Anmerkung der Gräfin. Es ist die Mutter von Henry Fox, der meine Tochter zu heirathen beabsichtigte.

eine Familie kennen zu lernen, welche mich so sehr interessirt ... es scheint mir doch, daß die Rückkehr in ein weniger heißes Klima ebenso vortheilhaft für die Gesundheit Ihrer Tochter, als angenehm für uns Alle wäre, die wir sie zu sehen so sehr wünschen. Lord Holland erhofft ebenso wie ich das Vergnügen, mit Personen in Berührung zu kommen, die das Glück Derer sind, denen Sie näher treten. Glauben Sie mir, Madame, es sind dies nicht leere Worte, sondern es ist der Ausdruck der Empfindungen, der Hoffnungen, welche mich erfüllen. Ich bitte Sie, Fräulein Nathalie zu versichern, daß ich für ihre Gesundheit ebenso besorgt bin wie Henry; Herrn von Wonsowicz bitte ich zu sagen, daß ich ganz besonders seine Bekanntschaft zu machen wünsche, um ihm die hohe Achtung an den Tag zu legen, welche mir seine treue Anhänglichkeit an einen großen, vom Unglück geschlagenen Mann einflößt. Lord Holland erwartet mit Ungeduld die Antwort aus Wien, ich hoffe, daß unsere Vereinigung nicht lange hinausgeschoben wird. Ich bin überzeugt, daß Sie selbst sowohl, Madame, als die ganze Familie des Fräulein Nathalie Lord Holland und mich durchaus bereit finden werden, Alles zu thun, was in unserer Macht steht, aufdaß ihre Verheirathung den Kummer der Trennung ihr so leicht erträglich machen, als es nur irgend die Verhältnisse gestatten. Sie wird sicherlich alle Angehörigen Henry's herzlich bereit finden, ihren Aufenthalt in England so angenehm wie möglich zu machen. Wir unsererseits werden jede Gelegenheit benutzen, ihre Beziehungen und Verbindungen mit Denen zu begünstigen, die natürlich einen großen Theil ihrer Zuneigung bewahren werden. Dies wird jeden Tag leichter, da man von Distancen kaum noch reden kann. Herr Lambton brachte uns Briefe

aus Rom in zehn Tagen! Sie sehen, Madame, wie bequem es für unsere Kinder sein würde!

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung, und wenn Sie gestatten, meiner Freundschaft.

Lady Holland.*)

2.

Henry Fox an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.

Rom, am 16. Februar 1828.

Als ich am vorigen Abend zu Hause eintraf, wurde mir Ihr Brief, geehrte Frau, den Sie unter dem 12. dieses an mich richteten, übergeben; ich kann Ihnen die Freude nicht schildern, die er mir verursacht hat. Ich war inzwischen schon auf den Gedanken gekommen, Sie glaubten mein Herz, meine Empfindungen hätten sich geändert. Nein, nein, Madame, da hätten Sie sich weit von der Wahrheit entfernt! Wie Sie mich in Genua zurückließen, so bin ich noch jetzt. Bis vorgestern hatte ich vielleicht den Wunsch, ich möchte mich ändern, aber da Sie die Correspondenz mit mir erneuern, die ich fortzusetzen nicht wagte, geben Sie mir Hoffnungen zurück, die ich zu ersticken seit lange schon mein Möglichstes that: ich wäre sehr zu bedauern, wenn sich dieselben nur von Neuem belebten, um mich zu täuschen. Nach dreizehn Monaten der Ungewißheit könnte man doch wohl ein definitives Urtheil fällen; selbst wenn man wiederholen müßte, was man mir schon in Genua sagte, würde ich weniger unglücklich sein

*) Anmerkung der Gräfin. Lady Holland schrieb den Brief gleichzeitig mit dem Heirathsantrag des Mr. Fox, ihres Sohnes, und einstigen Erben der Titel und Besitzthümer des Vaters.

als in diesem Zustande der Ungewißheit, der mich vernichtet und mich sogar daran verhindert, mich mit meiner Verzweiflung zu beschäftigen.

Der letzte Brief, welchen ich die Ehre hatte an Sie zu schreiben, war vom November datirt; der letzte, den ich erhielt, vom 10. Dezember. Ich habe inzwischen am 7. Februar einen kurzen Brief an August geschrieben. Die Nachrichten, welche ich Ihnen von hier geben könnte, beschränken sich darauf, daß meine Gesundheit keine gute zu nennen ist und daß ich fast garnicht in Gesellschaft gegangen bin. Mein Freund Cheney, den Sie in Genua kennen lernten, war ebenfalls recht krank, und ich habe fast jeden Abend bei ihm zugebracht. Die den „Rosen zugethane" Dame ist hier und giebt jeden Sonnabend eine Gesellschaft. Lady Westmoreland ist immer noch mit ihren lebenden Bildern beschäftigt; neulich Abends war auch ich genöthigt, eine Rolle zu übernehmen. Sie bewohnt in diesem Jahre die Räume, welche der Herzog von Hamilton inne hatte. Ende der Woche will ich auf alle Fragen antworten, welche Sie mir stellen, allein ich kann die nächste Post nicht abgehen lassen, ohne meine Freude – wenn auch in nur schwächlicher Form — über den Empfang Ihrer Briefe aus Warschau Ausdruck zu geben.

Genehmigen Sie, Madame, die Versicherungen meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit und Dankbarkeit, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ihr treuer Freund

Henry Fox.

3.

Derselbe an dieselbe.

Palermo, am 25. December 1828.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für den Brief, welchen Sie die Güte hatten, an mich zu richten — es ist ein Beweis der Freundschaft, den ich nicht vergessen kann, und ich suche einigen Trost in dem Glauben zu finden, daß Ihre Tochter mir das Unglück ersparen wollte, die Nachricht von ihrer Verheirathung durch Fernstehende zu erfahren. Ich will Ihnen von mir nicht mehr sprechen: Nichts von Dem, was ich fühlte und noch fühle — dafür ist die Zeit dahin! Ich wünsche, daß Ihre Tochter so glücklich sein möge, wie man es auf dieser Welt nur sein kann, ich möchte nicht einmal, daß Sie Alles wüßten, was sie mir angethan hat.

Empfangen Sie, theure Frau, die Versicherung meines lebhaften Dankes für alle die Beweise von Wohlwollen, mit denen Sie mich stets beehrt haben; wollen Sie mir eine willkommene, mich entschädigende Freude machen, so geben Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht von Ihnen und von Ihrer Familie. Nur dadurch, daß ich von dem wahren Glück Ihrer Tochter überzeugt bin, kann ich erlernen, die Last des Unglücks, unter der ich beinah erliege, zu tragen.

Glauben Sie an meine beständige, aufrichtige Freundschaft.

Henry Fox.

4.

Fürst Roman Sanguszko an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.*)

Am 31. Januar 1829.

Madame!

Ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mir die Freiheit genommen, Sie um Nachsicht zu bitten für Den, der in der Liebe zu Ihnen und der Ehrfurcht vor Ihnen als Mutter sein Glück sucht. Der Name, den Sie selbst mir zu geben geruhen, erfüllt mich mit einem Dankgefühl ohne Grenzen und wird mir beistehen zu dem Glück Derjenigen beizutragen, der Sie die Vollmacht ertheilten, mein Schicksal zu theilen. Ich danke Ihnen, Madame, für die Aeußerung von Gesinnungen, denen ich lebhaft begegne. Wenn Sie mich näher kennen lernen, so werden Sie sich nach mehr als einer Richtung hin überzeugen, daß wir geschaffen sind, einander zu verstehen.

Glauben Sie mir, Madame, mein einziger Wunsch soll der sein, eine Freundschaft zu erringen, die Sie mir in Aussicht stellen, gesichert durch Ihr Wohlwollen.

Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Roman Sanguszko.

---

*) Anmerkung der Gräfin. Es ist der erste Brief von Nathalies Bräutigam an mich.

5.

Die Fürstin C. Sanguszko *) an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.

Am 18. März 1829.

Im Augenblick, da mein Sohn abreist, greife ich zur Feder, um Ihnen zu schreiben und um Roman Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen in einigen Worten Den zu schildern, dem Sie einen Gegenstand Ihrer zärtlichsten Zuneigung übergeben: Roman ist ein ehrenhafter Mann in der umfassenden Bedeutung des Wortes. Er ist religiös, hat Ehrgefühl, ein liebevolles Gemüth und ein theilnahmvolles Herz; außerdem hat er ein Gefühl für Schicklichkeit, das ihm seit frühester Jugend eigen ist. Glauben Sie mir, liebe Madame Wonsowicz, ich weiß vielleicht besser als eine andere, was eine Mutter von Dem erwartet, dem sie ihrer Tochter Schicksal anvertraut. Sie können sich für jetzt eine glückliche Mutter nennen — was die Zukunft betrifft .... es kann mit ihr Niemand rechnen! Ich habe ein Vorgefühl, daß Nathalie (da ich sie nicht kenne, kann ich von einer Ueberzeugung nicht sprechen) eine entsprechend edle Seele besitzt, um einen guten Charakter und solide Eigenschaften schätzen zu können, und daß die Tugenden und Vorzüge, mit denen Gott sie beschenkt hat, für das Glück meines Sohnes Verwendung finden werden. Segnen wir also frohen Herzens diesen Bund ... wenden wir vor Allem unsere Blicke auf den Urheber alles Guten und flehen wir zu ihm in aller der Inbrunst, mit der es ihm gefallen hat, die Herzen der Mütter auszustatten, daß er einen Bund

*) Die Mutter des Fürsten Roman.

segnen wolle, der unter glücklichen Vorzeichen geschlossen zu sein scheint.

Gestatten Sie mir, meinen Brief zu schließen, ohne weiter auf alle die Bitten einzugehen, die ich an Sie richten würde, wäre ich weniger bewegt.

Adieu, meine liebe Madame Wonsowicz, ich umarme Sie zärtlich. C. Sanguszko.

6.

Nathalie an ihre Mutter.*)

Ehe ich abreise, liebe Mama, möchte ich Dir noch sagen, wie sehr mein Glück getrübt wird durch den Gedanken, daß es uns von einander trennt. Das ist der einzige Bericht, den ich Dir über mein neues Daheim machen könnte, jedenfalls hattest Du ein volles Recht, Dich über mich aufzuhalten. Roman schläft; er wird mich seit lange schon bereit für das Frühstück finden. Ich wünschte lebhaft, Dich zu sehen, allein ich finde den Plan Romans vernünftig und natürlich. Ich küsse Deine Hände, liebe Mama, mit der doppelten Zärtlichkeit einer Tochter und einer dankbaren Frau.

Nathalie Sanguszko.

7.

Dieselbe an dieselbe.

Tarnow, am 28. Juni 1829.

Ich möchte Dir alle Einzelheiten über unseren Haushalt — er erscheint mir beinahe alt — mittheilen. Gottweiß die

*) Anmerkung der Gräfin. Brief meiner armen Nathalie am Tage nach ihrer Hochzeit.

Zeit sollte mir nicht lang erscheinen, denn niemals hat wohl eine Frau ein größeres Glück gefunden und es mehr zu schätzen verstanden. Alle Welt kennt Roman und wundert sich nicht über dieses Ergebniß; aber auch seine Mutter trägt dazu bei; stelle Dir eine unvergleichliche Güte, einen vollkommenen Mangel an Ansprüchen vor und füge dem noch Geist und Kenntnisse hinzu — und nun sage selbst, ob sie nicht geschaffen war, meine Schwiegermama zu sein. Mein Schwiegerpapa ist ebenfalls ausgezeichnet gegen mich, allein wir sind doch weniger gemacht, uns innerlich zu gefallen. In einigen Tagen machen wir Hochzeitsreisen und gehen alsdann nach Wolhynien. Im Herbst, wenn Ihr in Harodna beisammen seid, möchte ich gern dorthin kommen, weder Roman, noch Vernunft ist dagegen — für mich wäre es eine große Freude! Ich umarme Dich zärtlich

Nathalie Sanguszko.

8.

Fürst Roman Sanguszko an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.

Mamo!*)

Nathalie ist wohl und nicht so ermüdet, wie ich gedacht hätte, beunruhigen Sie sich also nicht ihrer Gesundheit wegen, wenn Sie es nicht ihres Glückes wegen thun. Wir sind im Begriff abzureisen, die Luftveränderung wird Nathalie sehr wohl thun und ein oder zwei Tage werden sie an ihren neuen Zustand gewöhnt haben, den sie übrigens mit all der Resignation hinnimmt, die Sie stets bei ihr voraussetzten. Was

*) Soviel wie „Mama“.

mich betrifft, ich bin viel zu glücklich, um im Stande zu sein, meinen Empfindungen Ausdruck zu geben. Ihnen verdanke ich es, mein Dank ist ebenso groß, wie meine Pietät für Sie.

Adieu; machen Sie einige Besuche, um sich zu zerstreuen, aber — vergessen Sie uns darüber nicht.

Roman Sanguszko.

9.

Nathalie an ihre Mutter.

Am 10. April 1830.

Liebe Mama, Du weißt schon, daß ich seit mehreren Tagen über Alles hinaus bin ... ich befinde mich zum Erstaunen wohl, und habe nur eine ziemlich verwirrte Vorstellung von dem, was sich zugetragen hat, und was es Einem kostet, der Welt ein kleines Wunder zu schenken ... in der That, mein Töchterchen verdient diese Bezeichnung.*) Das Gesicht ist wie von Künstlerhand gemeißelt, die Harmonie in den Zügen vollkommen. Die Sammlung reizender Häubchen, welche meine Kleine Dir zu verdanken hat, erhöht ihre Reize. Eine Viertelstunde nach ihrer Geburt trug sie bereits das Häubchen von gesticktem Batist, es ist ihr durchaus nicht zu groß.

Für einen zehnten Tag, liebe Mama, habe ich jetzt, wie Du selbst sagen wirst, genug geschrieben — ich muß vernünftiger Weise mich ein wenig ausruhen. Jetzt sind wir unserer drei, Dir die Hand zu küssen. Wenn ich annehmen dürfte, daß die Reise nach Slawuta Dich nicht zu

*) Es ist die heutige Gräfin Alfred Potocka. C. Stryienski.

sehr angriffe, wie glücklich wäre ich, zu sehen, daß Du sie unternimmst. Wenn sie Dich erschreckt, sage es mir, wir werden sofort einen andern Ort für unsern Congreß bestimmen. Wie denkst Du darüber, Mamachen? Jetzt aber noch eine ganz vertrauliche, discrete Anfrage: könnten wir in diesem Sommer eine Reise machen und das Kind zurücklassen? Was die Pflege betrifft, so würde es hier die allerbeste haben.

Nathalie Sanguszko.

10.

Die Fürstin C. Sanguszko an die Gräfin Potocka-Wonsowicz.

Am 27. November 1830.

Ich bedarf aller Geistesstärke, um Ihnen zu schreiben — — Ihre Tochter, diese vielgeliebte Nathalie ist nicht mehr — sie ist nicht unglücklich, aber wir! Sie hat nur des Daseins Blüthen gekannt. Ihr Andenken unter uns gleicht einem Strahl, den ihr Geist, ihre Seele, ihre Klugheit, ihre Liebe, ihr Frohsinn uns hinterließen. . . Was wird aus meinem Sohn werden und aus Ihnen? Mir bricht das Herz, wenn ich daran denke. Sie war so glücklich und so wenig geschaffen für ein Leben von Schmerz und Tod, wenn man sich so ausdrücken könnte. Schafft es Ihnen einigen Trost zu wissen, daß man Nathalie innig geliebt hat, so mögen Sie wissen, daß mein Gemahl und ich sie beweinen wie unser eigenes Kind. Der Schmerz lähmt derart meine Kräfte, daß ich keinen Brief zusammenbringe — ich weine mit Ihnen und theile Ihnen nur mit, daß mein Sohn selbst die irdischen Ueberreste Nathalies neben denen seiner Schwester beigesetzt

hat, daß mein Herz, daß all meine Gedanken in diesem Grabe weilen, das zwei Wesen aufnahm, welche nicht in das Elend der Welt paßten und welche Gott bei sich haben wollte.

Adieu, verzeihen Sie die den Mangel an Zusammenhang meines Schreibens.

C. Sanguszko.

11.

Fürst Roman Sanguszko an die Gräfin Wonsowicz.

Sie kennen schon das schreckliche Ereigniß, das ich Ihnen zu melden habe. Sie weilt nicht mehr unter den Lebenden! Ich habe sie aus meinen Armen entfliehen sehen, ich bin ihrem Tode in seinem Schreckensgange gefolgt. Meine Hand sträubt sich, Ihnen ihre Krankheit zu beschreiben — auch ist mein Kopf zu schwach dazu. Sie sind ihre Mutter, Madame, und auch die meinige, Sie werden ihre Thränen den meinigen mischen, Sie werden den unersetzlichen Verlust beklagen, schaudern vor diesem Abgrund des Unglücks.

Ich bitte Sie, das Band nicht zu zerreißen, welches mich so eng mit Ihnen vereinte, damit mich nicht Alles auf einmal verläßt, und Ihr Enkeltöchterchen Ihres Segens theilhaftig werde. Möge das Geschick desselben Ihnen so nahe gehen, wie das Ihrer Tochter.

Ich falle Ihnen zu Füßen und bleibe stets Ihr Sohn und Ihrer Tochter unglücklicher Gatte.

Roman Sanguszko.

V.

Die Memoiren der Markgräfin von Ansbach.

Da diese Memoiren seit dem Jahre 1826 nicht wieder gedruckt worden sind, so bringen wir einen Auszug aus denselben, soweit es sich um den Aufenthalt der Markgräfin in Oesterreich und Polen handelt. Die Uebertragung aus dem Englischen würde lauten:

Von Venedig ging ich nach Wien und wurde bei Hofe in einer für mich sehr schmeichelhaften Art empfangen . . . Es war für mich ein Unglück, daß der Kaiser zwei Tage nach meiner Vorstellung Wien verließ: allein er hatte Befehl an den Fürsten Kaunitz hinterlassen, mir eines seiner Häuser zur Residenz einzurichten; er wünschte, ich möchte den ganzen Winter über in Wien verbleiben, was ich jedoch nicht vorhatte. Als Fürst Kaunitz sich des kaiserlichen Auftrages entledigte, fügte er hinzu:

„Der Kaiser sagt, er habe nie eine Frau von dem bescheidenen und zugleich wundervollem Benehmen der Lady Craven kennen gelernt.“

Ich war leider doch genöthigt zu erwidern, es wäre mir unmöglich, solange zu bleiben . . .

Bei meiner Ankunft in Warschau fand ich meine Wohnung wohl gelüftet und für mich eingerichtet. Graf Stackelberg hatte dieselbe auf Anordnung des Fürsten Galitzin, russischen Gesandten in Wien, besorgt. Der russische Minister Graf S. . . machte mir sogleich seine Aufwartung. Er war sehr liebenswürdig und zeigte viel Witz.

Am nächsten Abend nach meiner Ankunft stellte er mich dem König Stanislaus August vor, der uns in seinem

Studierzimmer empfing. — Dieser liebenswürdige Souverän beherrschte die französische Sprache vortrefflich und sprach auch recht gut englisch. Er war der zweite Monarch, dem ich gewünscht hätte, keiner zu sein. Erscheint es mir doch unmöglich, daß die vielen unangenehmen Personen und Umstände, welche ein Königthum umringen, dasselbe nicht der Gesellschaft von Leuten beraubt, die Werth haben . . Meine alte Bekannte, die Fürstin Czartoryska, war im Lande; sie gehörte aber der Opposition an und erschien nicht bei Hofe. Mit meiner gewohnten Offenheit erzählte ich dem König, daß ich die Absicht hätte, sie zu besuchen, und wir hatten eine kurze Unterhaltung über die Fürstin . . .

Ich verbrachte zwei sehr angenehme Tage bei der Fürstin Czartoryska auf dem Landhause ihrer Schwägerin, der Fürstin Lubomirska.

Ich verblieb nicht lange in Warschau, obwohl mir von Seiner Majestät alle möglichen Artigkeiten erwiesen wurden.

Verzeichniß der Namen.

Sanguszko (Fürſt Roman)
Sanguszko (Fürſt Stanislaus)
Sanſovino
Savary
Schwarzemberg (General)
Scott (Walter)
Shelley
Siena
Sigismund (König von Polen)
Spoleto
Stackelberg (Graf)
Stanhope (Lady)
Stendal
Stern (Daniel)
Talleyrand
Titian
Torlonia
Trieſt
Tiſſzkiewicz (Gräfin Louis)
Urban VIII
Van Dyck
Vendramin
Venedig
Vespaſian
Vignola
Vinci (Leonardo da)
Virgil
Vitrolles (de)
Wodzicka (Gräfin)
Wonſowicz (General)
Weſtmoreland (Gräfin)
Zamoyska (Gräfin)
Zator.



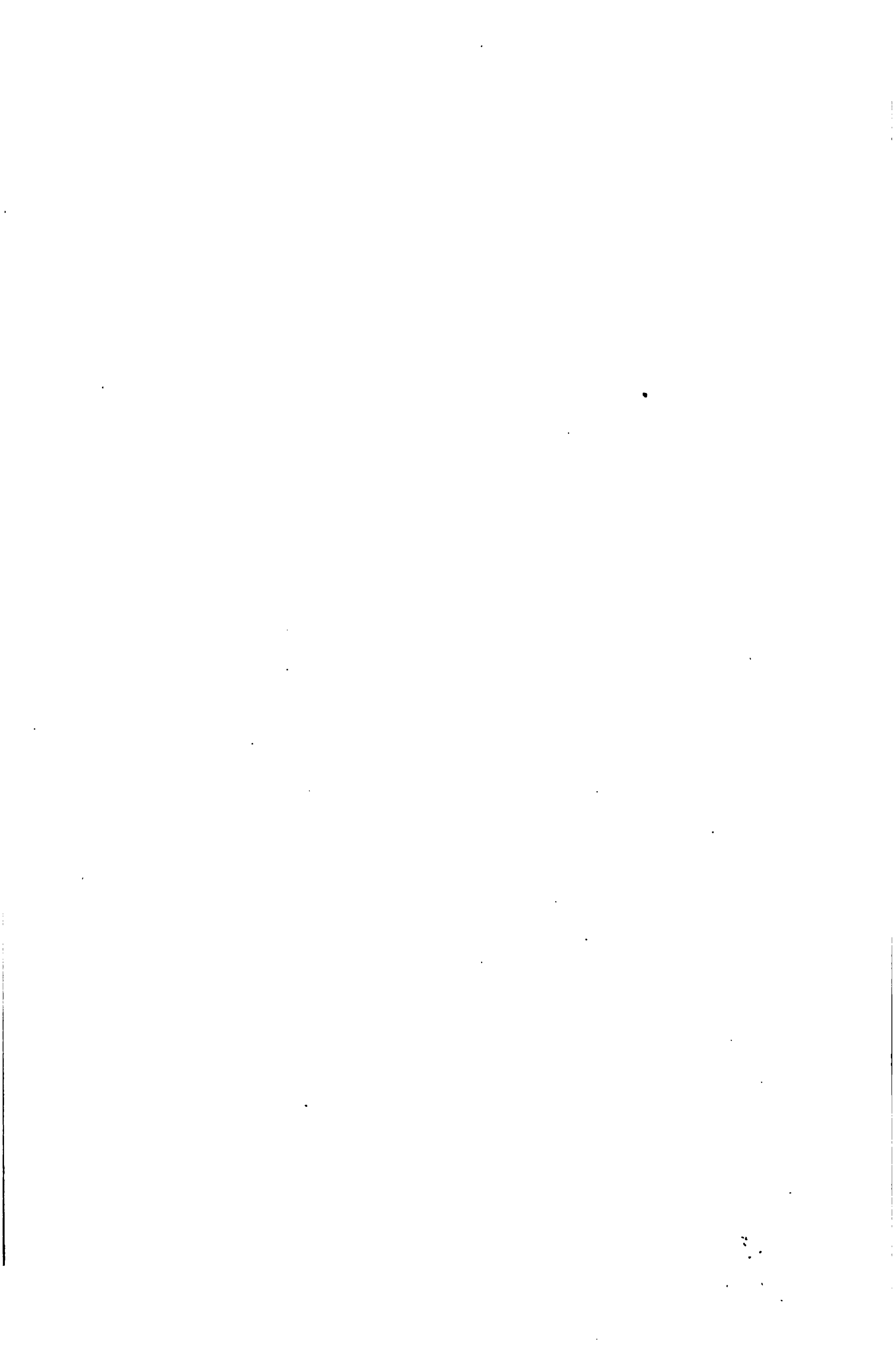
Das Tagebuch

der Gräfin

Franziska Krasinska

1759—1762.





Inhaltsverzeichnis.

Zweiter Teil: In Warschau.

Dritter Teil: In Opole und Janowiec.

Einleitung.

„Der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste“, sagte der große Menschenkenner Goethe. Er, den die Natur ungemein anzog, dem die Beschäftigung mit ihren Gebilden und Erscheinungen Erholung und Labsal war, mußte doch zugeben, daß der Blick in ein Menschenherz, in sein Glück und seinen Schmerz, die Seele nachhaltiger anregt als die Einsicht in die erhabene Gesetzmäßigkeit der Natur. Beide, Natur und Menschenherz, haben das gemeinsam, daß sie uns neben manchem Erkennbaren und Verständlichen Rätsel vorlegen, die wir nicht lösen können; aber beugen wir uns in Ehrfurcht und Anbetung vor dem Unerforschlichen in der Natur, so befällt uns bei dem Rätselhaften in der Menschenbrust Unruhe und Sorge. Wir lassen nicht ab, nach der Lösung zu fragen, und empfinden etwas von tragischer Furcht bei dem Gedanken, ob wir, an der Stelle der uns lebhaft beschäftigenden, interessanten Personen, nicht die gleichen rätselhaften Wege einschlagen und dem gleichen Schicksal verfallen würden wie sie.

Einen solchen tiefen Blick in ein Menschenleben, das reich an stolzen Hoffnungen und noch reicher an schmerzlichen Enttäuschungen war, gewährt uns die Gräfin Franziska Krasinska in ihrem Tagebuche.

Wenn es wahr ist, daß nur bedeutende Menschen, Menschen mit großen Eigenschaften und ungewöhnlichen Lebensschicksalen, Memoiren oder Tagebücher schreiben sollen, so durfte Franziska es getrost wagen, ihre Eindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse der Nachwelt in einem Tagebuch zu hinterlassen. Beschäftigte ihr Schicksal im 18. Jahrhundert die europäischen Höfe und die Kreise des Hochadels, so werden sie auch der Gegenwart nicht gleichgültig sein. Sie war kein gewöhnliches Menschenkind. Aus einem Hause stammend, das an Lebensaufwand einem kleinen Fürstenhofe glich, war sie schon durch ihre Geburt über die Menge erhoben, und aus der Reihe derer, die ihr an Rang und irdischem Besitz gleichkamen, hob sie die gütige Mutter Natur, die in ihr ein Meisterstück zeigen wollte. Sie war ein Sonnenkind. Zog ihre Schönheit aller Blicke auf sie, so gewann ihre liebenswürdige Anmut aller Herzen. Die Polinnen standen von jeher in dem Ruf, vor andern mit Schönheit und Anmut beschenkt zu sein; Franziska Krasinska zeigt diese Vorzüge in herrlichster Vollendung. Und die Grazien hatten ihr noch andere wertvolle Gaben in die Wiege gelegt. Sie war geistvoll, hatte einen richtig beobachtenden Blick und einen Verstand, der ihren jugendlichen Jahren alle Ehre macht. Bei all diesen Vorzügen doch niemals ein absichtliches Werben um die Gunst andrer, niemals eine Neigung, sich hervorzuthun und andre zurückzudrängen. Sie gewann leicht, eben weil sie nicht gewinnen wollte. Schöne Frauen waren nicht selten in ihrem Kreise;

wenn man sie vor diesen auszeichnete, so geschah es, weil sie ihre Schönheit und ihre geistigen Fähigkeiten mit einer Hülle umgab, unter der sie jedem tiefer blickenden Auge erst recht gefielen, mit der Hülle der Bescheidenheit.

Es war natürlich, daß ein so in jeder Beziehung ausgezeichnetes Wesen sich leicht in alle Herzen stahl. Wo sie erschien, gefiel sie, bei alt und jung, bei hoch und niedrig. Der große Hofstaat ihres Vaters war ihr herzlich zugethan. Ein Teil der niedern Dienerschaft ließ sich von ihr versprechen, daß sie sie mitnehmen würde, wenn sie sich vermähle. Kein Wunder, daß man diesem Liebling der Grazien das höchste Erdenglück vorauszusagen geneigt war. Der kleine Hofnarr Matthias war das Orakel am Hofe ihres Vaters. Seine Prophezeiung traf nicht weit vom Ziel; aber wie alle Orakelsprüche hatte sie einen Doppelsinn. Er behielt recht, aber das ernste Schicksal auch.

Als Franziska Krasinska ihr Tagebuch begann, stand sie in ihrem 17. Jahre. Noch war kein Schatten über ihre heitere Stirn gezogen; noch umgab sie der ganze Zauber einer sonnigen Kindheit. Echter Frohsinn sprudelte überreich aus einem glücklichen Gemüt, das immer neue Nahrung zog aus der Liebe der Eltern und Geschwister, die zärtlich und innig war, auch wenn sie die äußern Zeichen verschmähte, die wir an der Elternliebe zu sehen gewohnt sind. Franziska hebt es als eine Auszeichnung hervor, daß die Eltern ihre Schwester Barbara an deren Verlobungstage beim Gutenachtsagen geküßt hätten. Das Bewußtsein, daß die Eltern nichts sehnlicher wünschten als das Glück ihrer Kinder, war den jungen Gräfinnen stets gegenwärtig, und in dieser Liebe konnten sie sicher ruhen. Die Sitte wollte es damals nicht

anders; Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit“ aus derselben Zeit von seinen Eltern Ähnliches. Ein fast ängstliches Verbergen der zärtlichen Gefühle war Erziehungsregel, weil man annahm, daß gelegentliche Beweise der elterlichen Fürsorge und Zärtlichkeit dann um so mächtiger und nachhaltiger wirken müßten.

Trotz des jugendlichen Alters der Tagebuchführerin haftet an ihren Mitteilungen und Aufzeichnungen doch nicht das Merkmal jugendlicher Unreife. Franziska Krasinska schreibt mit natürlichem Verständnis und fällt über Dinge und Personen ein richtiges Urteil, das überzeugt, wenn es auch noch nicht die Schärfe und Sicherheit besitzt, die die Urteile der Potocka*) zeigen. Dafür haben alle ihre Mitteilungen das Merkmal der Unbefangenheit und der Unmittelbarkeit. Sie führte das Tagebuch, wie es geführt werden soll, nicht wie eine Art Lohnarbeit jeden Tag, sondern nur dann, wenn sie etwas erlebt hatte, das des Aufschreibens wert war, und dann schrieb sie stets unter dem Eindrucke des eben Erlebten. Darum trägt auch alles, was sie berichtet, den Stempel der Wahrheit und ist der treueste Spiegel ihres Zeitalters, wie ihrer eigenen Seele. Sie schrieb mit einer Sorgfalt, die man einer Arbeit giebt, die dem Urteil der Welt unterworfen werden soll. Sie wünscht, daß man einst lese, was sie aufgezeichnet hat; aber sie ist dessen nicht sicher und stellt dann und wann wohl die Zweifelsfrage.

Der Stil des Tagebuches giebt von den Geistesanlagen Franziskas Zeugnis, die durch die Umgebung und durch den Unterricht glücklich entwickelt worden waren. Ihr Bildungsgang war

*) Vergl. die Memoiren der Gräfin Potocka, 1794—1820, deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig 1899.

nicht anders, als er im allgemeinen bei den Töchtern der polnischen Magnaten im 18. Jahrhundert und auch später noch üblich gewesen sein mag. Der Schloßkaplan erteilte den Unterricht in den notwendigsten Unterrichtsfächern. Dann übernahm eine französische Gouvernante, die immer um die jungen Gräfinnen sein mußte, die weitere Ausbildung. Von ihr lernten sie das Französische in einer Vollendung, die wieder das große Sprachtalent der Polen beweist. Von der Gouvernante lernten sie auch allerlei Anstandsregeln, zu denen die Hofetikette in dem Starostenschlosse einen guten Grund gelegt hatte. Für die Anfänge im Klavierspiel sorgte ein Mitglied der Hofkapelle. Den Abschluß der geistigen Ausbildung brachte ein einjähriger Aufenthalt in einem Frauenkloster, ein Brauch, der bei der jungen Gräfin Franziska insofern durchbrochen wurde, als sie nicht zu den Nonnen kam, sondern ein weltliches Pensionat besuchte, das sich zwar auch klösterlich abschloß, aber doch einer etwas freieren Richtung huldigte, wie man aus der Wahl der Unterrichtsfächer ersieht. Auf die Ausbildung im Tanzen und auf die Anstandslehre wurde hier besonderer Wert gelegt. Wer das Pensionat verließ, sollte befähigt sein, allen Anforderungen der ersten und höchsten Gesellschaftskreise zu genügen.

Nach heutigen Begriffen war die Ausbildung im ganzen dürftig; aber die geistvolle Franziska läßt diese Mängel nicht erkennen. Ihre Aufzeichnungen verraten kein encyclopädisches Wissen, das Ergebnis eines geistlosen Unterrichts, der nur das Gedächtnis anfüllt. Ihr Tagebuch langweilt an keiner Stelle. Sie weiß durch den Gegenstand zu interessieren; sie versteht zu verschweigen und für die Personen einzunehmen, ohne sie mit kleinlichen Einzelheiten zu belasten.

Am meisten nimmt sie den Leser für sich selbst ein, vielleicht gerade deshalb, weil sie sich nie in den Vordergrund stellt.

Selbst wenn die Personen, die in ihrem Tagebuche erwähnt werden, alltägliche Figuren wären, so wären ihre Aufzeichnungen an und für sich schon schätzenswert, und zwar als kulturgeschichtliches Gemälde. Großpolen, wie es Jahrhunderte lang als Wall gegen die barbarischen oder halbwilden Völker des Ostens bestanden hatte, tritt uns hier entgegen, nicht mehr als achtunggebietende Macht, sondern kurz vor seinem Zusammenbruche. Das niedere Volk, in Abhängigkeit und Unwissenheit gehalten, hat keinen Teil an der Politik und an dem Schicksal des Landes und fällt daher bei der Betrachtung aus. Dafür lernen wir um so besser die Kreise des Hochadels kennen, die polnischen Magnaten. die durch ihre Habsucht, Bestechlichkeit und ihren Luxus, durch ihre Uneinigkeit bei den Königswahlen und noch mehr auf den Reichstagen den Staat allmählich an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Das Land ist reif zur Ernte für die Nachbarn, wenn die Großen im Angesichte der drohenden Gefahr so leben, wie im Tagebuch erzählt wird. Die kluge Franziska spürt, es liegt etwas in der Luft, was ihr heißgeliebtes Vaterland bedroht, und sie bittet ihren Vater um Aufklärung. Die Antwort ist für einen polnischen Magnaten jener Zeit bezeichnend. Sie solle sich nicht um die Zukunft kümmern, sondern die Gegenwart genießen. Nach diesem Grundsatze handelte er auch, und die meisten des Hochadels teilten diese Gesinnung.

Der Starost Krasinski, Franziskas Vater, hält Hof wie ein regierender Fürst. Das Tagebuch klärt uns über die

ganze Hofhaltung bis ins kleinste auf, ohne in eine ermüdende Aufzählung zu verfallen. Wir lernen das große Schloß kennen, seine Befestigung und seine Besatzung. Uns werden die verschiedenen Hofbeamten vorgeführt, nach Rang und Pflichtenumfang. Es fehlt kaum eine Würde: Haushofmeister, Hausmarschall, Pagenmeister, Kammerherren, Pagen, Hofnarr, Hofzwerge und Edelfräulein. Das Heer des niederen Gesindes ist fast unzählbar, von den Musikern der Hofkapelle und Heiducken bis zur Gänsemagd und der stumpfsinnigen Federschleißerin. Das Tagebuch berichtet über den Verlauf eines Tages in einem solchen Hofleben, insbesondere über die Art und Weise, wie die jungen Gräfinnen den Tag zubrachten. Aufstehen, Gebet, wissenschaftliche Stunden, die Toilette, die Musik- und Erholungsstunden, der Morgenbesuch bei den Eltern, die Handarbeitsstunden, der Beginn der Nachtruhe: alles war genau geregelt, für die lebhafte und lebenslustige Franziska nur zu genau, die sich innig freute, wenn die strenge Hausordnung durch einen Besuch oder ein Fest unterbrochen wurde. Wir erhalten Einblick in die sorgfältig beobachtete Tischordnung, ein seltsames Gemisch von orientalischen und westeuropäischen Gebräuchen. Das Fest bei dem Ritterschlage eines Pagen, das Bohnenfest, die Verlobungs- und die umfangreichen Hochzeitsfeierlichkeiten ihrer Schwester Barbara mit allen altpolnischen Gebräuchen geben der jungen Gräfin Gelegenheit, ihr Stammschloß und den polnischen Adel im Festgewand vorzuführen und manchen interessanten Zug zu schildern. Man spürt, das Polenvolk verstand sich zu freuen und den Festen bei allem Pomp und Glanz auch heitere Seiten abzugewinnen, so daß sich der Leser dieser Blätter angenehm berührt fühlt.

Einen großartigeren Hintergrund erhalten die Schilderungen dieser Art, als Franziska Krasinska in der Hauptstadt Warschau lebte und in den Wirbel der Hoffeste, der Hofjagden, der Hof- und Gesandtenbälle und der Karnevalsfestlichkeiten gezogen wurde. Der Sylvesterball, die Neujahrsbesuche, die Taufe ihrer kleinen Nichte und die feierliche Ceremonie des Fußwaschens, die der König an 12 Greisen im Beisein des ganzen Hofstaates vollzieht, sind Höhepunkte dieser Aufzeichnungen, die die sichere und selbständige Beobachtungsgabe der jungen Gräfin aufs neue bekunden.

Wie zeichnet Franziska Krasinska diese Kreise der polnischen Magnaten und ihres Schattenkönigs? Es ist ein Vorrecht der Jugend, die Welt vollkommener zu sehen, als sie in Wirklichkeit ist, die guten Seiten hervorzuheben, die schlechten zu übersehen oder doch zu mildern. Dieses schöne Recht übt unsere Tagebuchschreiberin auch in der Zeichnung der Personen. Eigentlich schlechte Charakter kommen nicht vor. Sie liebte die einen; die andern sind ihr gleichgültig; aber sie findet keinen schlecht genug, ihn als hassenswert hinzustellen. Daß sie dieser Auffassung in dem Kreise ihrer Eltern und Geschwister folgt, wird jeder für selbstverständlich halten. An ihren Eltern hängt sie mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht. Sie zu erfreuen, ist ihr innigstes Streben, alles zu vermeiden, was sie betrüben könnte, ihre erste Sorge. Sie hebt keine Tugenden besonders hervor; aber sie charakterisiert sie so, daß der Leser sie durchaus achten und schätzen muß. Der Starost Krasinski ist an jedem Zoll ein polnischer Magnat. Mit den Pflichten gegen die Ehre seines Stammbaumes und gegen die Etikette nimmt er es ernst, weit ernster als mit der Sorge um das Wohl seines Vaterlandes. Sein Wohlwollen geht

auf alle, die seinem Kreise angehören; seine Freigebigkeit ist fürstlich. Man fühlt, daß seine Untergebenen unter ihm zufrieden und glücklich sind.

In der Mutter Franziskas finden wir eine Frau, die jeden Augenblick der eignen Würde und die ihres Hauses aufs beste zu wahren weiß. Sie ist eine zärtliche Mutter, ohne dies oft zu zeigen. Wie ängstlich ist sie besorgt, ihren Töchtern gleiche Teile an Heiratsgut mitzugeben! Schließlich muß der Hofkaplan herbei, um ihr Gewissen zu beruhigen. Echteste Mutterliebe spricht aus den Briefen, die sie an ihre in Warschau weilende Tochter richtet. Sie weiß, daß der Schönheit gern gehuldigt wird, aber auch, daß diese Huldigungen nur leere Worte sind, und warnt die Tochter eindringlich, irgend welchen Wert darauf zu legen. Der Glanz, dem Franziska durch ihre Vermählung entgegenging, konnte sie nicht blenden und ihr sorgenvolles Mutterherz beruhigen. Sie beklagt, daß, wenn ihre Tochter einst glücklich werde, sie nichts dazu beigetragen habe; aber sie will nicht aufhören, Gott um dieses Glück anzuflehen.

Die liebenswürdigste Gestalt in Franziskas Familienkreise ist ohne Frage ihre ältere Schwester Barbara. Wieviel Sanftmut, kindliche Ergebung, wieviel Kindes- und Geschwisterliebe, wieviel Seelenkeuschheit in einer Mädchenbrust! Sie gehört zu den Menschen, denen man das höchste Glück gönnt, nur weil es jedem ein Bedürfnis ist, sie froh und glücklich zu sehen. Wir begreifen, daß die Eltern stolz auf diese Tochter sind und Freudenthränen vergießen, sobald Briefe von dem Starosten Swidzinski, ihrem Gatten, ankamen. Wo sie erscheint, flogen ihr die Herzen zu. Franziska hing mit ganzer Seele an dieser Schwester; sie wählte Barbara allein zu ihrer

Vertrauten in ihrem Schmerze; sie vergleicht zuweilen ihr eigenes Geschick mit dem Lose der Schwester, was nicht dazu beitrug, ihr Leid zu mildern; denn Barbara genoß ein reines Glück, wie es den Erdenbewohnern selten zu teil wird.

Auffallend ist, daß Franziska bei dieser Neigung zu Barbara so wenig Teilnahme für die beiden jüngeren Schwestern zeigt. Sie werden im Tagebuche nur gelegentlich genannt, ohne daß ein stärkeres Gefühl für sie hervorträte.

Größer noch als für die Familie Franziskas muß das Interesse für die Mitteilungen sein, die das Tagebuch über die polnische Aristokratie und den Warschauer Hof macht. Es ist der Hof August III., des Sohnes Augusts des Starken. 1733 zur Regierung des Kurfürstentums Sachsen gelangt, hatte August III. mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sein Haupt auch mit der polnischen Königskrone zu schmücken. Eine mächtige Gegenpartei hatte Stanislaus Leszinski zum Könige ausgerufen, und es bedurfte des Einflusses des gewaltigen Rußlands und blutiger Kämpfe, bis Stanislaus verzichtete und sich mit dem Herzogtum Lothringen begnügte. Aber seine Anhänger waren unwillige Unterthanen des neuen Königs, immer bereit, sein Ansehen zu untergraben und Polen zu schwächen. Die Reichstage, die der König wohl berief, boten ein deutliches Bild innerer Zerrissenheit und Parteisucht und gingen Jahr für Jahr ohne Ergebnis auseinander. Polen war reif zum Untergange und August III. war nicht der Mann, der den Untergang hätte aufhalten können. Oft blieb er Jahre lang Polen fern und lebte in seinen Erblanden, wo er ebensowenig eine glückliche Hand zeigte wie in Polen, wie seine Haltung in den schlesischen Kriegen beweist. Der siebenjährige Krieg zwang ihn, mehrere Jahre in Warschau

zu leben. Seine Anwesenheit schreckte die Nachbarn so wenig, daß sie ohne Kriegserklärung durch polnisches Gebiet zogen und Teile desselben an sich rissen. Nichtsdestoweniger gab sich der König dem Luxus hin und frönte den Freuden der Jagd und der Tafel, als ob seine Staaten im blühendsten Zustande wären. Die polnischen Magnaten unterstützten des Königs Neigungen, um sich in den Besitz der Kronämter und reicher Pfründen zu bringen. Bestechlichkeit wurde so allgemein, daß sie aufhörte, ein entehrendes Laster zu sein. Der König überließ die Sorge für sein Reich ganz seinem Premierminister Brühl, dessen Politik nur darin bestand, sich sklavisch an Rußland anzuschließen und so das drohende Verderben Polens zu beschleunigen. Gleichwohl hielt der König an diesem Manne fest und verdient so das Urteil, das die Geschichte über ihn fällt. „Kaum sollte man überhaupt ein Regentenleben dieser Art, wie König August III. war, eine Regierung nennen; denn der regiert doch nicht, der bloß durch sein körperliches Dasein wirkt.“ *)

---

*) Vergl. G. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte II, S. 275. — Eigentümlich wirkt diesem Urteil gegenüber das Urteil eines zeitgenössischen Geschichtsschreibers, der kurz nach Augusts III. Tode ihm einen Nachruf widmet und darin die Sprache führt, die der König wahrscheinlich von seinen Höflingen zu vernehmen gewohnt war. „Polen und Sachsen verloren an August III. einen Regenten, der an ausnehmender Güte, Leutseligkeit, Gnade und Großmut den Titus, Trajan, Antonin sehr weit übertroffen hat. In der That wußte er durch diese königlichen Eigenschaften die Herzen zu gewinnen und sich bei seinem Volke beliebt zu machen. Die Geschichtsschreiber damaliger Zeiten liefern uns von diesen heidnischen und vom natürlichen Stolz aufgeblasenen Fürsten die übertriebensten Schilderungen. Unser verewigter August übte Tugenden aus, welche die christliche Religion in weit helleren Glanz setzet, als jene beschaffen waren. . . . August besaß friedfertige Gesinnungen. Unter dieser 30jährigen Regierung des besten unter den Königen konnte

In Beziehung auf die Polen selbst wird dieses harte Urteil von Franziska bestätigt, wenn sie auch, sei es aus Nationalgefühl, oder aus angeborenem Takt, sei es eine Folge ihrer Jugend, unterläßt, dem Bilde deutlichere Farben zu geben. Sie deutet nur dies und jenes an, so die Trunksucht der Polen bei der Hochzeitsfeier ihrer Schwester, den Haß gegen den Premierminister Brühl und das leichte Leben des Adels überhaupt. Die Charakteristik des Königs beschränkt sich auf die Bemerkung, daß er etwas leichten Sinnes sein soll, für einen Fünfundsechzigjährigen immerhin ein hartes Urteil.

Wie glänzend hebt sich diesem unbestimmten Bilde gegenüber der Charakter Friedrichs des Großen ab, dem die junge Gräfin ein Blatt ihres Tagebuches einräumt! Mit ihrem sicheren Verständnis der Dinge fühlt sie wohl, daß er der größte Mann ihrer Zeit ist und alle gekrönten Häupter weit überragt. Was sie über ihn und seine Bedeutung sagt, lesen wir mit Vergnügen und geben ihrem Scharfblick aufs neue Beifall.

Franziska Krasinska war eine echte Polin und liebte ihr Land und ihr Volk von ganzem Herzen. Darum hebt sie nur wenige Steine auf gegen die stolzen Aristokraten, die eigentlichen verantwortlichen Führer ihres Volkes, aber nicht einen gegen die stolzen Polinnen. Möglich, daß sie

---

der freie Staat von Polen die süßen Früchte seiner Regierung in Ruhe und Frieden genießen. . . . Die Sicherheit und Wohlfahrt, das edle Kleinod der Freiheit eines so weitläufigen Staates, war sein Hauptaugenmerk. . . . Er teilte die Königlichen Ämter, Bedienungen und Ehrenstellen solchen Personen aus, welche sich durch mehrere Verdienste auszeichneten und um seine geheiligte Person beliebt machten. . . . Sein Andenken verdient in der That, durch die Jahrbücher und patriotischen Gesinnungen verewigt zu werden." Vergl. Gottfried Stolterfoth, Geschichte von Polen, 1768.

aus Takt auch hier manches verschweigt; die Frauengestalten, die im Tagebuche auftreten, sind mit einer sittlichen Kraft, einer strengen Auffassung von Tugend und Schicklichkeit ausgerüstet, daß man sich fragt, wie ein Volk, in welchem die Moral noch so würdige Vertreterinnen findet, so hat sinken können. Franziskas Mutter, ihre beiden älteren Töchter, die Fürstin Lubomirska, Franziskas Tante, und Frau Moszynska: sie alle sind Muster eines feinen, sittlichen Wahlverhaltens und zeigen das gerade Gegenteil von dem, was man gewöhnlich für sichere Merkmale des Verfalls der Gesellschaft hält. Mit welch feierlichem Ernst vollzieht sich Barbaras Verlobung! Der Segen der Mutter ist ganz eingegeben von der Frömmigkeit und von der Innigkeit der Mutterliebe und hat nichts von dem, was an eine leere Etikette erinnert. Wie ist die Mutter besorgt, ihre durch Schönheit ausgezeichnete Tochter Franziska vor Eitelkeit und Gefallsucht zu bewahren. Das sei „Hofsprache," erklärt sie ihrer Tochter, als der Oheim, Fürst Lubomirski, die Schönheit der Nichte feiert. Barbara gesteht ihrer jüngeren Schwester, sie habe nur in dem ihr von der Mutter empfohlenen Gebete an den zukünftigen Gatten gedacht, und wir sind geneigt, ihr Glauben zu schenken. Wir glauben auch ihrer Schwester Franziska, wenn sie uns mitteilt, daß Barbara lieber gestorben wäre, als sich dem unzarten Brauche zu fügen, den nach der glücklicherweise veralteten, halbbarbarischen Sitte die adligen Jäger nach der Verlobung von ihr zu fordern berechtigt gewesen wären. In den ersten Tagen nach ihrer Verlobung errötete sie jedesmal, wenn sie ihren Ring anblickte.

Die lebhaftere Franziska beschäftigte sich freilich viel öfter mit ihrem zukünftigen Gemahl; allein auch sie ist jeder-

zeit bereit, den ungeschriebenen Gesetzen der Moral gewissenhaft Folge zu leisten. Der königliche Prinz gesteht ihr, daß ihre Bescheidenheit und Zurückhaltung ihn am meisten angezogen habe. Als sie auf dem Sylvesterball als Tochter der Sonne in einem ziemlich phantastischen Kostüm auftritt, erklärt ihr der Fürst Lubomirski, jede andre wäre verloren, die in einem solchen Kostüm zu erscheinen wagte; sie allein dürfte es wagen, ohne für ihren guten Ruf zu zittern. Sie weist es entschieden zurück, auf die Briefe des Prinzen zu antworten, bevor die Eltern nicht um die Verlobung wüßten, und ist bereit, lieber ins Kloster zu gehen, als darein zu willigen, daß sie ohne Wissen und Zustimmung ihrer Eltern sich mit dem Prinzen vermähle.

Am stärksten ist die Sittenstrenge bei Franziskas Tante, der Fürstin Lubomirska, ausgeprägt. Das entnehmen wir einmal aus ihrer unumwundenen Verurteilung einiger Persönlichkeiten ihres Kreises, dann aber auch aus der Strenge, mit der sie die Aufsicht über ihre Nichte führt. Sie überwacht deren französische Lektüre und erlaubt ihr nicht, Voltaires Werke zu lesen. Sie ist nicht zu bewegen, ein Pferd zu besteigen, und will es auch ihrer Nichte nicht gestatten, weil es sich für eine Dame nicht schicke. Ihr Benehmen grenzt an Härte und Lieblosigkeit, als sie hinter das ängstlich gehütete Geheimnis von Franziskas Vermählung kommt. Sie verstößt die Nichte, um vor dem Hofe nicht zu scheinen, als hätte sie die Verbindung mit dem königlichen Prinzen begünstigt. Schon daß ihr Gemahl sie nicht in dies Geheimnis zog, beweist, daß er ihren streng sittlichen Charakter fürchtete.

Die Liebe Franziskas zu dem königlichen Prinzen war ihr Glück und ihr Leid. So oft sie auch in ihrem Herzen

jubelte, wenn sie bestimmte Beweise für die Neigung des Prinzen wahrnahm, die ernste Sorge meldete sich sogleich daneben und raubte ihr den vollen Genuß der Freude. Es ist wunderbar, wie früh Franziska sich gerade für diesen Prinzen interessierte. War es seine vor allen gerühmte Schönheit, seine Liebenswürdigkeit oder der Umstand, daß er bereits Herzog von Kurland war und zu den oft genannten Bewerbern um die polnische Königskrone gehörte? Ohne Zweifel haben ihre Gedanken den Flug oft in dieser Richtung genommen, sonst hätte die Prophezeiung des kleinen närrischen Matthias sie nicht so sehr beschäftigen können. Der Gedanke, daß sie zu Höherem bestimmt sei, mußte zudem durch das Benehmen ihrer Eltern und des Fürsten und der Fürstin Lubomirski in ihr gestärkt werden. Jene wiesen die Bewerbung des biederen Kochanowski um Franziskas Hand unter nichtigen Vorwänden zurück, diese zeichneten die aufblühende Nichte in einer Weise aus, daß sie schließlich ahnen mußte, man habe mit ihr irgend eine bedeutende Absicht. Daß ihre Tante ihr Glück nicht darin suchte, mit der königlichen Familie verschwägert zu werden, konnte Franziska freilich bald merken. Sie war die einzige, die den Prinzen tadelte und leider recht behielt; sie suchte auch durch gelegentliche beißende Bemerkungen über ihn jede möglicherweise aufkeimende Neigung ihrer Nichte zu ersticken. Umso lieber folgte Franziska den Einflüsterungen des Fürsten Lubomirski, der die Liebe des Prinzen zu der jungen Gräfin überall begünstigte, wobei er nicht frei von eigennützigen Absichten sein mochte.

Der Prinz Karl erscheint wie eine der liebenswürdigen Gestalten, die in den Salons und bei den Hoffesten in jeder Weise vollendet sind, Muster von Artigkeit und Ritterlichkeit,

die aber jedesmal versagen, wenn bedeutende Aufgaben an sie herantreten, oder wenn von ihnen erwartet wird, einem Gefühl oder einer Gesinnung Stetigkeit zu geben. Als er die Gräfin Krasinska kennen lernte, war er 27 Jahre alt. Wir vermissen an ihm jede ausgesprochene Neigung zu irgend einer Thätigkeit, die einen Prinzen auszeichnet. Ihn lockte weder kriegerischer Ruhm, noch wissenschaftlicher Glanz. Zu Anfang des siebenjährigen Krieges war August III. in Begleitung seiner beiden Söhne Xaver und Karl mit dem sächsischen Heere gegen die preußische Armee gezogen, aber nur, um von der Feste Königstein Zeuge zu sein von der schmachvollen Gefangennahme des ganzen Heeres bei Pirna. Seit dieser Zeit hielt August III. ununterbrochen in Warschau seinen Hof, und der Prinz Karl hatte Gelegenheit genug, die polnischen Zustände kennen zu lernen. Seinem angenehmen Aeußeren verdankte er hauptsächlich die Belehnung mit dem Herzogtume Kurland; denn das erste und letzte Wort sprach dabei die Zarin Elisabeth, die für schöne Männeraugen sehr empfänglich war. Der Prinz mochte diesen Erfolg als sichere Stufe zu dem polnischen Throne betrachten; aber schwerlich wäre er der Mann gewesen, der das zerrüttete Reich vom Untergange hätte retten können. Ihm fehlte zu allem Tüchtigen der Mut und die Entschlossenheit. Das zeigt besonders sein Benehmen vor und nach seiner heimlichen Vermählung.

Der Prinz liebte die schöne Gräfin Krasinska mit echter, warmer Liebe; aber bei ihm traf nicht zu, daß wahre Neigung den Jüngling zum Manne vollende. Er hatte nicht den Mut, seine Liebe dem königlichen Vater einzugestehen. Er fürchtete den Premierminister Brühl; er fürchtete die Fürstin Lubomirska. Nun kann zwar auch der Mut seine Geheim-

nisse haben; aber kommen diese an den Tag, so tritt der Tapfere mit einem entschlossenen: „Ich hab's gewagt!“ in die Schranken und stellt sich dem Gegner. Davon ist bei dem Prinzen Karl keine Spur zu merken. Wie unähnlich dem polnischen Königssohne und Thronerben Sigismund August, der gleichfalls mit einer anmutigen Polin in heimlicher Ehe vermählt war, aber dann auch dem Hofe und dem ganzen Volke die Anerkennung seiner Barbara Radziwill als rechtmäßige Königin abtrotzte!

Wie kläglich ist die Rolle, die der Prinz nach der Enthüllung des Geheimnisses spielte! Klagen, Vorwürfe, unsichere Blicke in die Zukunft, nirgends ein Zug von Entschlossenheit und Selbstvertrauen. Ganz Leidenschaft, aber ohne Charakter, war er recht geschaffen, ein fühlendes Herz, das sich ihm ergab, eine Zeit lang überglücklich und dann dauernd elend zu machen. Der Prinz hatte anfänglich die Geheimhaltung seiner Vermählung mit Franziska aus Rücksicht auf das Alter des Königs gefordert. Aber er that nichts, die Anerkennung seiner Gemahlin als königliche Prinzessin bei seinen beiden älteren Brüdern und später, von 1768 ab, bei seinem Neffen durchzusetzen, die als Oberhaupt der königlichen Familie darüber allein die Entscheidung hatten. Thatenlos und hilflos stand er ihnen gegenüber, ohne vielleicht den ganzen Umfang des Elends zu ahnen, in das er seine Gemahlin gestürzt hatte.

Es ist wahr, das Schicksal faßte den Prinzen bald nach seiner Vermählung etwas hart an; aber es beugte ihn nur und stählte ihn nicht. Katharina II. begnadigte den früheren Herzog von Kurland, Johann Biron, und setzte ihn wieder in seine Würde ein. August III. machte keinen ernsten Ver-

such, seinem Sohne die Herzogswürde zu erhalten. Russische Truppen rückten in Kurland ein, und der Prinz Karl hielt es für geratener, sich einer schmachvollen Behandlung, vielleicht der Gefangenschaft, durch die Flucht zu entziehen. Mit dem Verlust der Herzogskrone schwand auch die Hoffnung auf den polnischen Königsthron. August III. starb 1763; aber bei den Polen war so wenig Neigung, einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger zu wählen, daß der Name des Prinzen Karl nicht einmal unter den Kronbewerbern genannt wurde. In Polen galt der Wille Rußlands bereits mehr, als alle mit so viel Geräusch verteidigten Rechte der polnischen Magnaten. Fürst Poniatowski bestieg als König von Rußlands und Preußens Gnaden den Thron Polens, weil er den zweifelhaften Vorzug hatte, zu den Lieblingen der Zarin Katharina gehört zu haben.

Der Prinz scheint in seinem spätern Leben politisch keine Rolle mehr gespielt zu haben. Wurde er an den Höfen noch einmal genannt, so geschah es nicht aus Interesse für ihn, sondern für seine unglückliche Gemahlin, der man die Anerkennung versagte. Dem Einflusse der katholischen Höfe, besonders der Kaiserin Maria Theresia, ist es wohl zu danken, daß der Prinz seine Gemahlin nach mehreren Jahren der Trennung nach Dresden kommen ließ, freilich auch nur, um ihr die Zurücksetzung und Vereinsamung noch fühlbarer zu machen; denn auch jetzt blieb die Anerkennung des sächsischen Hofes aus. Dem Prinzen Karl konnte dieser Schritt nicht die Zuneigung der Mit- und Nachwelt verschaffen. Sein Los war ein freudenloses, leeres Dasein. Die Stellung der nachgeborenen Prinzen eines kleinen Fürstenhofes gilt ohnehin nicht als besonders beneidenswert. Sie bilden eine entbehrliche Staffage

des Thrones, allen jüngern Personen des Hofes ein Beispiel von Ergebung in den Willen des Familienoberhauptes gebend, mag dieser Wille auch noch so kaltherzig und einseitig sein. Wo diesen Prinzen nicht eine große Militär- oder Seemacht ein zusagendes Arbeitsfeld bietet, ist ihr Schicksal fast übler als das der meisten andern Sterblichen: thatenlos altern und ruhmlos dahin scheiden.

In demselben Grade, in dem der Prinz unsere Hochachtung verliert, je näher wir seine Handlungsweise betrachten, in dem gleichen Grade gewinnt die Verfasserin des Tagebuches unsere Zuneigung, wenn wir ihren Lebensgang verfolgen. Ihre Liebe zu dem königlichen Prinzen war nicht ganz frei von Berechnung. Der Glanz des königlichen Namens, die Aussicht auf die höchste irdische Größe hatte sie geblendet. Aber ist sie deshalb zu tadeln? Die erträumte Königskrone auf dem Haupte des geliebten Mannes gehörte zu dem Gegenstande ihrer Liebe, wie seine männliche Schönheit, sein liebenswürdiges Lächeln, sein Gespräch, kurz, alles, was der Inhalt ihrer Liebe war. Sie vermochte das anfangs ebensowenig von ihm zu trennen wie andre zufällige Vorzüge. Welches junge Mädchen schmeichelte sich nicht mit der höheren Stelle, die einst der Geliebte einnehmen könnte?! Daß die nordische Semiramis mit kalter Hand die hochfliegenden Pläne des Prinzen zerstören würde, konnte sie nicht ahnen. Die Unterstützung, die ihre Liebe bei den Fürsten Lubomirski und bei dem Bischof, schließlich auch bei ihren Eltern fand, mußte sie eher in ihren Hoffnungen bestärken als bedenklich machen. Ihre eigne Vernunft warnte sie zuweilen; aber keine der Personen, die um ihre Liebe wußten, schien sich eine der

ernstern Fragen vorzulegen, die sich jedem unbefangen Urteilenden aufdrängen.

An ihre Vermählung mit dem Prinzen heftete sich eine fast endlose Kette von Enttäuschungen. Der Rang einer königlichen Prinzessin, den sie durch die heimliche Trauung erreichte, war ihr mehr ein Zeichen des Leides als des Glückes. Sie empfand es als eine Strafe, daß sie vor ihrer Tante, der Fürstin, die Heuchlerin spielen mußte. Ihr that es in der Seele weh, als ihr Vater sie wie eine Prinzessin begrüßte und ihr königliche Ehren entgegenbrachte, die sie vor der Welt nicht beanspruchen durfte. Und wie mag der Schmerz erst in ihrer Seele gewühlt haben, als es ihr zur Gewißheit wurde, daß sie nie dem Manne als ebenbürtig betrachtet werden würde, den sie liebte! Eine gesunkene Größe ist beklagenswert und erweckt Mitleid; aber sie selbst findet doch einen Trost in der Erinnerung an die einstige Größe, eine Genugthuung in dem Gedanken an den einstigen Einfluß, an das Gute, das zu vollbringen die mächtige Stellung erlaubte. Franziska Krasinska hatte diesen süßen Trost nicht. Sie stand ewig vor der Pforte des Glückes; aber die Pforte öffnete sich nicht, nicht ihren Gebeten, nicht ihren Klagen und Bitten. Das Härteste, das sie traf, war ohne Zweifel die Gleichgültigkeit ihres Gemahls. Er hatte nichts von dem halten können, was er seiner Geliebten einst versprochen hatte. Er entzog ihr auch das Beste, was unglücklichen Gatten Halt und Trost gewährt, die Liebe. Ihr Leben war verfehlt, ihr Dasein ein nagender Wurm, trostlos die Vergangenheit, trostlos die Zukunft.

Hätte der Prinz ihren Mut, ihren entschlossenen Charakter gehabt, ihr Schicksal müßte sich freundlicher gestaltet haben. Vergebens suchen wir bei ihm nach einem Wort, das dem

gliche, das Franziska dem Minister Borch ins Gesicht schleuderte. Sie übersah ihre ganze Lage und bot dem elenden Hofschranzen die Stirn. Sie rettete ihre Ehre, aber nicht das Glück, das sonst dem Mutigen zur Seite bleibt.

Vielleicht würden wir hier und da einen Sonnenblick aus ihren langen Leidensjahren erhaschen, wenn sie ihr Tagebuch fortgeführt hätte, besonders aus der Zeit, als sie eine Tochter in ihren Armen wiegte. Die geringen Mitteilungen der Zeitgenossen verraten davon nichts; sie lassen nur erkennen, daß ihr Leid und die Enttäuschung nicht gemildert war. Es scheint, daß sie auch in dieser Zeit sich dem Tode entgegengesehnt hat, den sie wie einen Erlöser anflehte, als ihr zuerst die ganze Größe ihres Unglücks aufgegangen war. Sie hatte Liebe gesucht, Ehre, Glanz, Rang; sie hatte nichts gefunden als Mitleid. Und wer nur dies aus der Urne des Glückes gezogen hat, sehnt sich nach dem Lande, wo alles Leid aufhört.

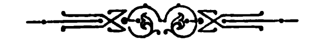
Franziska Krasinska schrieb ihr Tagebuch als gute Polin in polnischer Sprache. In Warschau war es die einzige Uebung, die ihr in ihrer Muttersprache möglich war. Wir wissen nicht, in wessen Hände das Tagebuch nach ihrem Tode kam. Eine Polin, Clementine Tanska, entriß die interessanten Aufzeichnungen der Vergessenheit. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts trat in Frankreich eine Gesellschaft von Polen und Polenfreunden zusammen, die unter dem französischen Volke, das so vielfache Beziehungen zum polnischen Reiche gehabt hatte, aufs neue Stimmung für das unglückliche Volk zu machen suchte. Die Gesellschaft gab zu diesem Zwecke ein illustriertes Werk mit Schilderungen und interessanten Abschnitten aus dem Kulturleben und aus der

polnischen Vergangenheit heraus. Das Werk hatte den Titel: „Dédiée à la France la Pologne. Scènes historiques Monuments etc. Rédigée par une Société de Littérateurs sous la direction de Léonard Chodzko, publiée par Ignace Stanislas Grabowski.“ — Das Tagebuch der Franziska Krasinska schien den polnischen Litteraturfreunden sehr geeignet, die Polen von einer angenehmen Seite zu zeigen. Es wurde daher von Olymp Chodzko, einem der thätigsten Mitarbeiter an dem Werke, aus dem Polnischen ins Französische übersetzt. Seine Arbeit haben wir bei der Übersetzung ins Deutsche zu Grunde gelegt.

Lassen wir das Leben der Gräfin Krasinska noch einmal an unserm Blick vorüberziehen, so gewinnen wir ein Bild, das wir nicht gern wieder aus unserer Erinnerung verlieren möchten, ein Bild voll Anmut, voll strahlender Frauenschönheit, voll Charakter und reich an Tugenden. Zur Anklage und zur Verurteilung der Heldin öffnet sich keine Lippe, wohl aber zur aufrichtigen Teilnahme und zum innigsten Mitleid. Ihr Schicksal steht vor unserer Seele wie eine Bestätigung des Dichterwortes und macht uns auch geneigt, seiner herzlichen Mahnung zu folgen:

„Höhe und Tiefe hat Glück und Leid.
Du, sag' ab dem thörichten Neid'!“

Konrad Fischer.



Erster Teil.

Im Schlosse Maleszow.

I.

Der Starost Krasinski und sein Hof.

Warum Franziska Krasinska das Tagebuch anlegte. — Franziskas Gestalt. — Die Eltern. — Warum das Tagebuch in polnischer Sprache geschrieben ist. — Franziskas Geschwister. — Ihre Erziehung durch „Madame". — Die Schwester Barbara. — Beschreibung des Schlosses Maleszow. — Maleszow ein Klein-Paris. — Der Hofstaat im Schlosse. — Die Tischordnung. — Gehalt der Schloßbeamten. — Prügelstrafe bei den Pagen. — Das Schloßgesinde. — Ein Tag aus dem Leben der jungen Gräfinnen. — Franziskas Sehnen nach den Freuden des Karnevals. —

Montag, den 1. Januar 1759.

Am Weihnachtsfeste, heute vor acht Tagen, ließ mein Vater ein großes Buch herbeiholen, in das er mit eigener Hand alles einträgt, was in Staat und Familie von Bedeutung ist. Da finden sich in buntem Durcheinander Reden, Erlasse, Briefe, Scherze, alles nach dem Datum geordnet. So halten es fast die meisten polnischen Adligen. Mein Vater zeigte uns diese Denkwürdigkeiten, las uns auch Einiges vor, und da kam mir der Gedanke: Warum sollte ich nicht auch ein Tagebuch führen? Ich kann französisch wie polnisch

geläufig schreiben, und es macht mir Vergnügen. Ich denke wohl, daß ich ein Tagebuch führen kann. In Frankreich soll es bei den Frauen nichts Seltenes sein. Warum sollte ich es denn nicht auch thun?

Ich habe mir ein dickes Heft angelegt; das will ich vollschreiben. Ich werde meine Gedanken niederschreiben, wie sie kommen, und alles erzählen, was mich und die Meinen betrifft, ohne darum die Staatsangelegenheiten ganz aus dem Auge zu lassen, d. h. so weit mein Verständnis reicht. Mein Vater als ernster Mann widmet ihnen den meisten Raum. Ich dagegen, ein junges, unwissendes Ding, darf wohl schreiben, was mir in den Sinn kommt.

Heute ist Neujahrstag. Das ist die beste Gelegenheit, ein Tagebuch zu beginnen, und hier in diesem Schlosse wird es mir an Zeit nicht fehlen. Das Morgengebet ist zu Ende. Was ich noch an frommen Betrachtungen zu lesen habe, kann bis zur Vesper bleiben. Es schlägt zehn Uhr. Ich bin angezogen und frisiert. Mir bleiben also noch zwei Stunden bis zum Mittagessen. Heute werde ich von mir erzählen, von unserer Familie und von der Republik. In Zukunft berichte ich dann ohne Wahl, wie es sich trifft.

Ich bin 1743 geboren, also jetzt 16 Jahre alt. Bei der Taufe gab man mir den Namen Franziska. Ich bin schlank gewachsen; man sagt mir oft, ich sei schön, und wirklich, wenn ich in den Spiegel sehe, finde ich mich nicht allzu übel. „Dafür muß man Gott danken,“ sagt die Mutter, „und sich nichts darauf einbilden; denn es ist sein Werk und nicht unser Verdienst.“ Ich habe schwarzes Haar und schwarze Augen, eine zarte Haut dun frische Farben. Und doch bin ich nicht ganz zufrieden: ich möchte größer sein. Ich bin

zwar zierlich und wohlgebaut; aber ich habe Frauen gesehen, die größer sind als ich, und ich beneide sie; denn ich wachse nicht mehr, wie die Meinen behaupten.

Ich gehöre einer sehr edeln, sehr alten Familie an. Meine Ahnen sind die Corvins Krasinski. Gott bewahre mich davor, den Glanz dieses Namens jemals durch etwas Unwürdiges zu beflecken! Manchmal möchte ich ein Mann sein, um ihn durch große Thaten noch zu verherrlichen.

Meine Eltern sind von ihrer hohen Abkunft so durchdrungen, daß wir und alle unsere Nachbarn unsern Stammbaum auswendig wissen. Ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich ihn viel besser kenne als den unserer Könige.

Aber warum führe ich mein Tagebuch? Wird es Dauer haben oder untergehen? Wäre es nicht möglich, daß es die Jahrhunderte überdauerte, wie so manche andere Schriften und Memoiren, die aus Frankreich stammen? Für alle Fälle muß ich mir viel Mühe geben. Wie schade, daß ich nicht das Talent einer Madame de Sévigné besitze! Ich schriebe wohl am besten französisch; aber nein, das wäre keine gute Polin! Wer in Polen lebt, soll auch in der Muttersprache schreiben! Allerdings herrscht das Französische in unsern adeligen Kreisen vor. Aber das ist eine Mode, die vergehen kann wie alle andern, und wie müßte ich mich dann vor der Nachwelt schämen!

Wenn diese Blätter dem Zahn der Ratten oder der Verwendung zu Haarwickeln entgehen und in die Hände eines freundlichen Lesers fallen, so möge er mir meine Unwissenheit in so vielen Dingen zu gute halten und nicht vergessen, daß ich ohne Methode schreibe und ohne zu wissen, nach welchen Regeln man ein Tagebuch führen soll. Ich bin ja kaum 16

Jahre alt, und manches, was mir heute groß und wichtig vorkommt, mag später klein und nichtig erscheinen. Und alle meine krausen Gedanken, die bunten Träume meiner Phantasie, was werden sie einem vernünftigen Leser sein? Doch zurück zum Stammbaum unserer Familie.

Mein Vater ist Stanislaus Krasinski, Starost von Nowemiasto, von Prasnysz und von Uyscié. Meine Mutter, Angelika Humieçka, ist eine Tochter des berühmten Woiwoden von Podolien. Dieser Zweig der Krasinski wird leider mit ihnen erlöschen; denn ich habe keinen Bruder. Wir sind nur vier Schwestern, Barbara, ich, Sophie und Maria. Unsere Hofleute sagen mir oft, daß ich die Schönste von uns sei; aber das möchte ich bezweifeln. Wir sind alle vier wohlerzogen, wie es jungen Starostinnen zukommt.

Wir sind schlank gewachsen und haben gelernt, uns gerade wie Hopfenstangen zu tragen. Wir erfreuen uns einer vorzüglichen Gesundheit, sehen aus wie Milch und Blut. Wir haben eine Gouvernante, die für uns sorgt. Sie wird „Madame“ genannt. Sie kleidet uns an, und wenn sie uns geschnürt hat, kann man unsere Taille fast mit vier Fingern umspannen.

Madame hat uns gelehrt, anmutig zu grüßen und uns im Salon artig zu benehmen. Wir sitzen auf dem äußersten Rande des Stuhles, blicken zu Boden und halten die Arme leicht gekreuzt. Jedermann muß uns für beschränkt halten und glauben, daß wir nicht bis drei zählen könnten, auch daß wir nicht gehen könnten und uns immer wie Mumien hielten. Aber was würde man sagen, wenn man uns an schönen Sommermorgen umherlaufen und -springen sähe! Wie halten wir uns dann schadlos für all den Zwang! Es ist immer

ein Festtag für uns, wenn die Eltern uns erlauben, in den Wald zu gehen. Dann fliegen Frisur, Korsett und Hackenschuhe in die Ecke, und wir laufen leichtgeschürzt umher wie die Wilden. Wir klettern auf die Berge, und der armen Madame, die uns durchaus folgen will, geht der Atem aus, und ihre Beine tragen sie nicht mehr. Sie kann uns nicht nach und uns auch nicht zurückhalten — das ist eine Lust!

Meine beiden jüngern Schwestern und ich sind noch nicht weit vom Schlosse fort gewesen. Unsere weiteste Reise ging zu unserer Tante, der Woiwodin Malachowska, die in Konskié und in unserer Burg Piotrkowice wohnt. Auf dieser Burg hat mein Vater nach seiner italienischen Reise eine schöne Kapelle gebaut, eine Nachahmung der Kapelle von Loretto. Er hat auch noch eine andere gestiftet, in unserm Kirchspiel. Das ist so ziemlich alles, was ich kenne. Mit meiner ältesten Schwester ist es anders. Die ist schon viel in der Welt herumgekommen. Sie hat zweimal meine Tante, die Fürstin Lubomirska von Lublin in Opole besucht. Mein Vater liebt seine Schwester mit unendlicher Zärtlichkeit und verehrt sie, als ob sie seine Mutter wäre.

Barbara hat ein ganzes Jahr in Warschau im Pensionat der Fräulein vom Heiligen Sakrament zugebracht. Sie ist viel gebildeter als wir. Sie grüßt vollendet und hält sich zum Entzücken, mit einem Wort, sie ist bewunderungswürdig. Ich weiß, daß die Eltern mich auch in Pension schicken wollen, und jeden Augenblick kann der Wagen kommen, der mich nach Warschau oder Krakau bringen soll. Ich werde unser Schloß vermissen; ich bin hier so gern. Aber meiner Schwester Barbara hat es auch im Kloster sehr gut gefallen. Mir wird es ebenso gehen. Inzwischen übe ich fleißig fran-

zösisch. Das ist unerläßlich für eine Dame von Stande. Auch im Menuett und in der Musik fehlt mir noch viel. Dann werde ich eine Großstadt kennen lernen und wenigstens einige Erinnerungen mit heimbringen.

Da mir bis jetzt jeder Vergleich fehlt, kann ich nicht beurteilen, ob unser Schloß Maleszow*) wirklich schön ist. Ich weiß nur, daß es mir sehr gefällt. Ich habe aber schon sagen hören, daß es düster sei. Es ist indessen weitläufig und bequem genug, hat vier Stockwerke, vier Türme, ringsherum Gräben, die mit fließendem Wasser angefüllt sind, hat eine Zugbrücke und liegt in waldiger, bergiger Gegend. Wie kann man ein solches Schloß düster nennen? Meine Eltern klagen immer, daß die Wohnung noch nicht groß genug sei. Wir sind allerdings sehr zahlreich. Ich sagte, daß das Schloß vier Stockwerke habe; jeder Stock ist in folgender Weise eingeteilt: zuerst ein Saal, dann sechs Zimmer und noch vier Kabinette in den Ecktürmen. Wir haben nicht alle Wohnräume im gleichen Stock. Im ersten wird gegessen; im zweiten spielen wir und empfangen unsere Freundinnen, im dritten liegen unsere Gemächer. Meine Eltern, die nicht mehr jung sind, werden müde von dem ewigen Treppenlaufen; aber ich habe die Treppen unbeschreiblich gern, besonders wenn ich noch ohne Korsett bin. Dann klettere ich auf das Geländer und bin in einem Augenblick unten, ohne die Stufen auch nur zu berühren.

---

*) Schloß Maleszow lag in der alten Woiwodschaft Sandomir in der Nähe von Kielce, einer Stadt, die heute in Russisch-Polen, etwa in der Mitte zwischen Krakau und Warschau liegt. Das fließende Wasser, das die Schloßgräben füllte, gehörte wahrscheinlich zu einem der linken Nebenflüsse der Weichsel. Das Schloß war ein prächtiger Besitz, von dem heute kaum noch Trümmer vorhanden sind.

Die Zahl unserer Gäste ist immer beispiellos. Ich glaube, wenn unser Schloß dreimal so groß wäre, könnte es sie nicht alle fassen. Da geht es immer heiter, lebhaft und lärmend zu. Unsere Nachbarn nennen es Klein-Paris. Und wenn der Winter kommt, bringt er uns noch mehr Gäste. Der Hauptmann unserer Schloßwache zieht die Brücke dann überhaupt nicht mehr auf. Die Ankömmlinge folgen sich auf dem Fuße. Die Musik der Schloßkapelle setzt gar nicht aus, und wir tanzen, soviel wir nur können. Es ist ein Vergnügen, uns zuzusehen.

Im Sommer haben wir andere Freuden. Da giebt es weite Ausflüge und Spiele aller Art in der großen Halle. Diese ist wunderbar hoch; sie reicht bis zum Dache hinauf und erhält von oben ihr Licht. Selbst in den heißesten Tagen ist es dort köstlich kühl.

Es giebt wohl wenig Häuser in Polen, die das unsrige an Glanz und Pracht übertreffen. Unser Hof setzt sich zusammen aus den Höflingen (dworzanin) und den fest angestellten Beamten (platny). Die ersten sind die angeseheneren, weil sie nur um der Ehre willen dienen, während die letztern Gehalt beziehen. Aber alle sind adlig und tragen deshalb den Degen an der Seite. Manche sind freilich von niederer Herkunft; aber mein Vater behauptet, daß ein Edelmann auf seinem Grund und Boden, selbst wenn dieser nur wenige Fuß groß wäre, einem Woiwoden gleich geachtet werde. Auch drückt man gern ein Auge zu, weil es doch immerhin die Gefolgschaft der Herren vergrößert, und ihre Stimmen sind bei der Wahl zum Landtag der Starostei auch nicht zu verachten.

Die Pflichten der Höflinge sind im ganzen leicht. Sie

erwarten ihren Herrn im Vorzimmer und stellen sich ihm in angemessener Kleidung zur Verfügung für alle etwaigen Dienste oder Befehle. Hat er keine Aufträge für sie, so haben sie ihn möglichst geistreich zu unterhalten oder mit ihm Karten zu spielen. Sie begleiten ihn auf seinen Spaziergängen und bei Besuchen, stehen ihm zur Seite in allen schwierigen Lagen und geben ihm unweigerlich ihre Stimmen für den Landtag. Schließlich müssen sie ihm und seiner Umgebung noch zur Belustigung dienen.

Das letztere versteht am besten der kleine Matthias (Macienko), ein sonderbarer Mensch. Früher sollen alle Höfe ein Wesen seiner Art gehalten und unentbehrlich gefunden haben. Matthias hat nicht seinen vollen Verstand; aber er urteilt richtig und vollkommen sicher. Seine Possen sind unbezahlbar. Keiner der Höflinge hat so viel Vorrechte wie er; er allein darf die ungeschminkte Wahrheit sagen. Der ganze Hof nennt ihn den Narren; aber wir nennen ihn unsern kleinen Matthias. Er verdient den häßlichen Spitznamen nicht.

Außer den Höflingen haben wir auch sechs Edelfräulein im Hause, die unter Madames Oberaufsicht stehen. Auch haben wir zwei Zwerge. Der eine ist vierzig Jahre alt, so groß wie ein vierjähriges Kind und trägt türkische Kleidung: der andere ist achtzehn Jahre und ganz allerliebst. Er trägt einen Kosakenanzug. Mein Vater erlaubt ihm manchmal, während des Essens auf den Tisch zu steigen. Dann spaziert er zwischen den Schüsseln und Flaschen umher wie in einem Garten.

Ich erwähnte schon, daß die Höflinge kein Gehalt beziehen. Sie stammen meist aus reichen oder wenigstens

wohlhabenden Familien und halten sich an unserm Hofe auf, um sich eine feine Lebensart anzueignen. Das hilft ihnen später sehr, wenn sie sich um ein Amt bewerben. Sie bekommen Futter für ihre Pferde und wöchentlich 2 Gulden für ihre Stallknechte. Auch hat jeder noch einen Kammerdiener, der in ungarischer oder in Kosakenuniform steckt. Nichts macht mir mehr Spaß, als die Gesichter dieser Diener zu beobachten, wenn sie bei Tisch hinter ihren Herren stehen. Sie verwenden keinen Blick von deren Teller, und das ist ganz natürlich; denn sie sind auf das angewiesen, was ihr Herr übrig läßt. Unser kleiner Matthias treibt unablässig seinen Spaß mit ihnen; wir lachen uns manchmal halbtot.

Die Zahl der Hofbeamten ist viel größer als die der Höflinge. Von ihnen genießen nur der Kaplan, der Arzt und der Sekretär die Ehre, an unserm Tische zu speisen. Der Haushofmeister (marszalek) und der Kellermeister (piwnicy) sind während der Mahlzeit immer in Bewegung. Sie gehen auf und ab und behalten alle Diener im Auge. Sie gießen dem Schloßherrn und seinen Gästen Wein ein, den die Höflinge nur an Sonn- und Feiertagen bekommen. Der Kommissär, der Schatzmeister, der Stallmeister und der „Armanbieter" (renkodajny), der dem Herrn und der Herrin des Hauses seinen Arm zu reichen hat, sobald sie sich vom Tische zu erheben wünschen, speisen mit dem Hausmeister.

Die Höflinge, die mit an unserm Tische sitzen, haben zwar viel Ehre, aber wenig Vorteil von diesem Vorzuge. Sie schöpfen mit uns aus denselben Schüsseln und essen doch nicht dasselbe. Der Küchenmeister richtet den Braten in Pyramidenform an; obenauf kommt Geflügel und Wildpret, untenhin Rind- und Schweinefleisch als karge Weide für die

Höflinge, denen man die Schüsseln erst vorsetzt, wenn wir uns alle bedient haben; darum nennen sie auch das Ende des Tisches, an dem sie sitzen, das graue Ende (le bout gris). Wenn die Schüsseln aufgetragen werden, erscheinen sie so ungeheuer, daß man annehmen sollte, es könnte jeder sein gutes Teil bekommen; aber sie verschwinden so schnell, daß einige arme Höflinge immer das Nachsehen haben. Manche essen unglaublich viel und verschlingen alles, ehe noch die andern zulangen können. An gewöhnlichen Tagen setzt sich die Mahlzeit aus vier Gängen zusammen; an Sonn- und Feiertagen und wenn Gäste da sind, giebt es sieben bis zwölf Gerichte. Und doch habe ich, soviel ich weiß, noch nie eine volle Schüssel wieder hinausbringen sehen. Die Edelfräulein speisen mit uns. Die Schloßbeamten werden sehr gut bezahlt. Sie bekommen 300–1000 Gulden jährlich; aber dafür verlangt mein Vater auch, daß sie tüchtig sind, besonders wenn Empfang im Schlosse ist. Der Vater belohnt sie freigebig, wenn er mit ihnen zufrieden ist. Thut sich einer durch besondern Eifer hervor, so empfängt er zu seinem Namenstage ein reiches Geschenk an Geld oder abgelegten Kleidern. Alle Beamten unterstehen dem Haushofmeister, der rügen und strafen darf. Er hat auch die Pagen (pokoiowiec) unter sich, junge Edelleute, die zwischen dem 15. und 20. Jahr bei uns eintreten und drei Jahre dienen. Wenn sie sich etwas haben zu schulden kommen lassen, so züchtigt sie der Haushofmeister mit der Reitpeitsche. Es wird dann ein Teppich auf den Boden gelegt — denn der bloße Fußboden ist nur für die bürgerlichen Bedienten gut genug — und der Schuldige erhält seine Strafe. Der Haushofmeister ist sehr streng. Er behauptet, nur durch solche Mittel sei die Jugend im Zaume

zu halten, die sonst nur zu leicht die gebührende Ehrerbietung versage. Mein Vater hat uns selbst erzählt, daß es nicht ein Zimmer im ganzen Schlosse Maleszow gebe, in dem er nicht gezüchtigt worden sei. Wahrscheinlich ist er deshalb auch so gut geworden.

Wir haben zwölf Pagen in unserm Dienste. Einer von ihnen, Michael Chronowski, beendet seine Lehrzeit am Dreikönigstage. Das giebt ein großes Fest. Zu den Obliegenheiten der Pagen gehört es, immer hübsch gekleidet zu unserer Verfügung zu stehen, uns zu Fuß oder zu Pferde zu begleiten, wenn wir ausfahren, und unsere Einladungen und Geschenke zu überbringen, falls wir welche zu machen haben.

Die übrigen Schloßdiener kann ich wirklich nicht aufzählen; ich weiß nicht einmal, wie viele Musikanten, Köche, Heiducken, Kosaken, Knechte und Mägde im Hause sind. Ich weiß nur, daß täglich fünf große Tische für sie gedeckt werden, und daß zwei Austeiler vom Morgen bis zum Abend zu thun haben, um alles für die Küche Nötige herauszugeben. Meine Mutter ist häufig anwesend bei der Verteilung der Lebensmittel. Sie bewahrt selbst die Schlüssel der Vorratsschränke auf. Auch lassen sich die Eltern jeden Morgen den Speisezettel vom Haushofmeister vorlegen, um ihn, je nachdem, gut zu heißen oder abzuändern.

Unser häusliches Leben ist in folgender Weise geregelt. Wir stehen im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr auf. Wir vier Schwestern schlafen mit Madame in einem Zimmer im dritten Stock. Wir haben eiserne Bettstellen mit Vorhängen. Barbara als die älteste erfreut sich zweier Kopfkissen und eines Daunenbettes, während wir andern uns mit einem Kopfkissen und einer wollnen Decke begnügen müssen.

Wir ziehen uns schnell an und sprechen französisch unsere Morgengebete. Dann fangen sogleich die Stunden an. Früher gab uns der Hauslehrer polnischen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen und der Kaplan im Katechismus. Jetzt haben nur die beiden jüngeren noch diesen Unterricht, während Barbara und ich von Madame unterwiesen werden. Um acht Uhr sagen wir den Eltern guten Morgen und frühstücken, und zwar bekommen wir im Winter Biersuppe, im Sommer Milch und an Fasttagen eine sehr gute Brotsuppe. Nach dem Frühstück hören wir alle die Messe in der Schloßkapelle. Die Kapelle ist hübsch. Nach dem Meßopfer spricht der Kaplan noch lateinische Gebete, die wir mit dem ganzen Hofe wiederholen. Was sie bedeuten, verstehe ich leider nicht; ich will aber später einmal danach fragen.

Darauf kehren wir in unsere Gemächer zurück und lernen wieder. Madame diktiert uns französische Gedichte von Malherbe. Dann kommt das Klavier an die Reihe, auf dem uns unser deutscher Kapellmeister unterrichtet, der dafür 300 Gulden jährlich bekommt. Barbara spielt schon leidlich.

Nach der Musikstunde tritt der Schloßfriseur ein und macht uns die Haare. Er fängt immer bei der Aeltesten an. Bringt er neue Haartrachten mit, so sind wir ganz unglücklich; denn dann haben wir schließlich den ganzen Kopf voll Blut (la tête en sang). Ich habe die längsten und stärksten Haare von uns allen; sie reichen bis auf den Boden, wenn ich auf dem Schemel sitze. Darum versucht der Friseur an meinem Kopfe seine besten Kunststücke. Die augenblickliche Haartracht gefällt mir sehr; sie sieht so leicht und elegant aus. Ein Teil der Haare wird hochgenommen und gelockt, der andere

fällt in Zöpfen über Nacken und Schulter herab. Für meine Frisur wird immer ein halbes Pfund Puder verbraucht.

Wir verwenden täglich zwei Stunden auf unsern Anzug, und damit diese Zeit nicht ganz verloren gehe, lernen wir dabei französische Sprichwörter auswendig, oder Madame liest uns ein neues Werk vor, das ganz anziehend ist; es ist das Magasin des Enfants von Madame Beaumont. Ich kann nicht sagen, wie entzückend diese Erzählungen einer Gouvernante für ihre Zöglinge sind. Wenn die Mittagsglocke läutet, steigen wir hinab in den Speisesaal. Die Mahlzeit dauert gewöhnlich zwei Stunden. Nach Tische machen wir einen Spaziergang, wenn das Wetter es irgend erlaubt, und dann setzen wir uns an eine Handarbeit. Jetzt sticken wir z. B. Kirchenspitzen für die Kirche zu Piotrkowicé. Wenn es zu dunkel wird, werden Kerzen angezündet; die Arbeit wird nicht unterbrochen. Nach dem Abendessen, das jederzeit um sieben Uhr eingenommen wird, brauchen wir nichts mehr zu thun. Wir plaudern oder spielen Karten und freuen uns über die Gesichter, die der kleine Matthias schneidet, wenn er schlechte Karten hat. Mich bringt er immer zum Lachen.

Alle acht Tage wird ein Page nach Warschau geschickt, Briefe und Zeitungen zu holen. Der Kaplan liest sie uns vor, wobei ich meist sehr aufmerksam zuhöre. Häufig liest auch mein Vater aus alten Chroniken vor; aber das finde ich, offen gestanden, viel langweiliger als die französischen Bücher, an die Madame uns gewöhnt hat, weil sie kein Wort polnisch versteht. Der Vater liest uns wöchentlich nur einmal vor.

Kommt aber der Karneval, dann fahrt wohl, ihr Bücher! Dann denken wir nur noch an Spiel, Tanz und Vergnügen.

Wie glänzend muß es in Warschau zugehen, noch ganz anders als in unserm Schlosse! Ach, könnte ich nur einmal die herrlichen Hoffeste mit ansehen! Doch da läutet es zum Mittagsessen. Ich muß sehr schnell mein Angelus*) beten, mich zurecht machen und hinuntereilen. Morgen hole ich nach, was ich heute nicht mehr schreiben konnte.

II.

Die Familie Augusts III.

Warum Franziska die Staatsangelegenheiten behandelt. — König August III. und die Königin Maria Josepha. — Franziskas Urteil über Friedrich den Großen. — Ein Seufzer über die üble Lage Polens. — Die künftige Königswahl. — Stanislaus Poniatowski. — Prinz Karl, der Herzog von Kurland.

Dienstag, den 2. Januar.

Nachdem ich gestern so viel von unserm häuslichen Leben erzählt habe, muß ich heute ein wenig aus dem Staatsleben berichten. Denn ich verdiente den Namen einer Polin nicht, wenn mir mein liebes Vaterland nicht über alles ginge. In unserm Schlosse wird viel über öffentliche Angelegenheiten gesprochen. Ich habe immer gern zugehört und werde es fortan mit noch größerem Interesse thun um meines Tagebuches willen.

Heute herrscht August III., der Kurfürst von Sachsen, über Polen und Littauen. Am 17. dieses Monats werden

*) Ein in der katholischen Kirche übliches Gebet, das mit den Worten beginnt: „Angelus domini nunciavit Mariae" (der Engel des Herrn verkündete der Maria) und davon auch seinen Namen hat.

es 25 Jahre, seit der Bischof von Krakau seine Stirn mit dem königlichen Diadem krönte. Die Partei, die seiner Wahl entgegen war, wollte Stanislaus Leszczynski*) auf

*) Stanislaus Leszczynski wurde im Jahre 1677 geboren. In dem Kriege, den Schweden gegen Polen führte, ließ Karl XII. ihn, den jungen Woiwoden von Posen, am 12. Juni 1704 zum Könige von Polen ausrufen. Ein Jahr darauf wurde er auch von dem Bischof von Lemberg gekrönt. Er hatte eine mächtige sächsische und russische Partei gegen sich und hielt sich nur solange auf dem Thron, solange sein Gönner, Karl XII., gegen August II. und gegen Rußland siegreich war. Nach der Niederlage des Schwedenkönigs setzte sich August II. mit Hilfe der polnischen Partei wieder in den Besitz Polens, und Stanislaus Leszczynski flüchtete nach Pfalz-Zweibrücken und lebte dann in Weißenburg, bis er durch die Vermählung seiner Tochter mit dem französischen Könige Ludwig XV. wieder eine mächtige Hilfe gewann. Nach dem Tode Augusts II. berief ihn eine große polnische Adelspartei von neuem auf den polnischen Thron. Allein nach einem für ihn unrühmlichen Kampfe gegen seinen Mitbewerber August III., dessen Wahl Rußland und Oesterreich unterstützten, floh er nach Danzig und dann, als diese Stadt von den Russen belagert wurde, nach Königsberg. Bald war er wieder in Frankreich und entsagte hier allen Ansprüchen auf Polen. Ludwig XV. setzte ihn unter Zustimmung Oesterreichs zum Herzog von Lothringen ein, das nach Stanislaus' Tode an Frankreich fallen sollte. Mit dem Titel eines Königs regierte Stanislaus noch 29 Jahre in Luneville und Nancy. Ihm, dem Manne ohne Kraft und Charakter, dem Gönner der Jesuiten, sagten die Lothringer besser zu als die unruhigen Polen. Er förderte Kunst und Wissenschaft und verschönerte die lothringischen Städte. Stanislaus starb am 23. Februar 1766. Die Ursache seines Todes ist merkwürdig genug. Der König war seiner Gewohnheit gemäß früh aufgestanden und hatte sich dem Kaminfeuer genähert, um nach der Uhr zu sehen. Dabei fing sein Schlafrock Feuer. Der König klingelte; allein seine Diener waren nicht auf ihrem Posten. Er wollte sich bücken, um die Flamme zu ersticken; aber dabei verlor er das Gleichgewicht und fiel in das Kaminfeuer und hatte nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Die Schildwache vor dem Schlafzimmer merkte endlich den Brandgeruch; aber die Wachen hatten gemessenen Befehl, das Zimmer des Königs nicht zu betreten. Auf des Soldaten Rufe eilten endlich Hofbeamte herbei und zogen den König aus den Flammen. Er litt fürchterlich. An den schrecklichen Brandwunden starb der 88jährige Greis zwanzig Tage darauf und wurde in einer Kapelle zu Nancy beigesetzt.



Stanislaus Leszczynski.

den Thron erheben; aber August wurde so mächtig unterstützt, daß er den Sieg über seinen Mitbewerber davontrug. Der tugendreiche Leszczynski, dem es an Geld und Soldaten fehlte, wurde gezwungen, zu seinen Lothringern zurückzukehren, die er jetzt sehr glücklich macht. Man sagt, daß die Königin, die den König in dem Kampfe sehr ermuthigte, den er zu bestehen hatte, ehe er auf den Thron gelangte, würdig war, Königin der Polen zu werden: sie liebte sie. Maria Josepha war aller Intrigue feind, sie war barmherzig, wohlthätig, fromm, eine ausgezeichnete Gattin und Mutter, nachsichtig gegen alle und außerordentlich streng in ihren Sitten. Man darf sagen, daß sie ein Musterbild aller weiblichen Tugenden war.

Vor zwei Jahren ist sie in Dresden gestorben. Sie hatte 14 Kinder,*) von denen noch elf leben. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie das ganze Land ihren Tod betrauerte. Ueberall wurden Gedenkgottesdienste gehalten, auch in unserer Kirche zu Potrkowicé, und überall sah man die Armen

*) Die Kinder waren: 1. Friedrich August, geb. 18. Nov. 1720, gest. 21. Januar 1721. — 2. Joseph Karl, geb. 24. Oktober 1721, gest. 14. März 1728. — 3. Friedrich Christian, geb. 5. Sept. 1722; er folgte August III. als Kurfürst von Sachsen am 5. Oct. 1763, starb aber bald darauf den 17. Dec. dss. Js. — 4. Maria Amalia, geb. 24. Nov. 1724, vermählt mit dem Könige Karl beider Sicilien. — 5. Maria Margaretha, geb. 13. Sept. 1727, gest. 31. Jan. 1734. — 6. Maria Anna, geb. 29. Aug. 1728, vermählt mit Maximilian Joseph, Kurfürsten von Bayern. — 7. Franz Xaver, geb. 25. Aug. 1730; er übernahm nach dem frühen Tode seines älteren Bruders am 20. Dec. 1763 die Obervormundschaft und Regierung der sächsischen Erblande. — 8. Maria Josepha, geb. 4. Nov. 1731, vermählt mit dem Dauphin von Frankreich. — 9. Karl Christian, geb. 13 Juli 1733. — 10. Maria Christina, geb. 12. Febr. 1735. — 11. Maria Elisabeth, geb. 9. Februar 1736. — 12. Albert August, geb. 11. Juli 1738. — 13. Clemens Wenzeslaus, geb. 28. Sept. 1739. — 14. Maria Kunigunda, geb. 10. Nov. 1740.

heiße Thränen weinen, indem sie für ihre Königin beteten.*) Der König soll etwas leichten Sinnes sein**) und alle seine Geschäfte auf den Minister Brühl übertragen, der sozusagen Polen und Sachsen allein regiert. In Sachsen sieht es traurig aus. Preußen, ein Staat, der noch in seinen Kinderschuhen steckt, bedroht ganz Europa. Man sagt, ein großer Mann lenke sein Geschick. 1701 setzte sich der Kurfürst von Brandenburg aus eigner Machtvollkommenheit auf den Königsthron; unsere Republik hat seinen Königstitel nicht einmal anerkannt, und heute möchte sein Nachfolger die Kronen aller

*) Die Königin Maria Josepha war die älteste Tochter des Kaisers Joseph I. und wurde zu Wien am 8. Dec. 1699 geboren. Ihre Vermählung mit dem Kurprinzen August von Sachsen fand am 21. Aug. 1719 statt. Sie war ihren Kindern eine sehr zärtliche Mutter und gegen ihr Volk gütig und leutselig. Eine strenge Katholikin, suchte sie den Katholicismus überall zu fördern. Von ihrer Entschlossenheit gab sie bald nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges eine beredte Probe. Während die sächsische Armee bei Pirna eingeschlossen war, und der König August III. sich mit den ältesten Prinzen auf der Festung Königstein befand, besetzte Friedrich der Große Dresden und ließ die Königin Maria Josepha durch den Commandanten General Wylich um die Schlüssel zum Staatsarchiv bitten, in welchem die schriftlichen Beweise für die Bündnisse der Großmächte gegen ihn aufbewahrt waren. Die Königin weigerte sich aufs entschiedenste, die Schlüssel auszuliefern, und erklärte, sie werde die Thüre zu dem Archiv durch ihren Körper decken. Der General warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie, nachzugeben. Erst als er zu verstehen gab, er werde Gewalt anwenden, ließ die Königin die Schlüssel bringen, und Friedrich erhielt die gewünschten Papiere. — Maria Josepha starb am 17. November 1757 in Warschau plötzlich an einem Schlaganfalle. Ihre Leiche wurde in der Schloßkirche beigesetzt.

**) „August III. war sanft aus Faulheit, verschwenderisch aus Eitelkeit, prachtliebend aus Angewöhnung, seinem Beichtvater unterthan ohne Religion und seiner Frau ohne Liebe, thätig nur auf der Jagd, schön, aber ohne allen Ausdruck." Aus „Polens Untergang" von Friedrich von Raumer, der sich in diesem Urteil über August III. hauptsächlich auf Friedrichs des Großen „Histoire de mon temps" stützt.

Länder verteilen. Er leistet Oesterreich, Sachsen, Moskau Widerstand und vergrößert täglich seinen Besitz, ganz aus eigner Kraft. Seine politischen und militärischen Kenntnisse sollen bewundernswert sein. Außerdem ist er ein Gelehrter, ein Philosoph, ein großer Charakter. Einige behaupten, ein Mann vom Schlage Friedrichs des Großen könne Polen retten; da er aber nicht unser Herrscher, sondern unser Gegner sei, könne er leicht die Ursache zu unserm Untergange werden. Gott gebe, daß Preußen, das doch nur ein Bruchteil Polens ist, es nicht eines Tages verschlingen möge!

Die Männer, die sich mit Politik beschäftigen, sagen im geheimen, daß es schlecht um unsere Republik stehe, und was so hoffnungslos dabei ist, alle die schönen alten Tugenden, die den Stolz unseres Landes ausmachten, schwinden dahin. Ehrgeiz und Eigennutz treten an ihre Stelle. Das Allgemeinwohl findet keine Beachtung mehr, jeder denkt nur an seinen Vorteil.

Der Landtag tritt zusammen und löst sich wieder auf, ohne etwas gethan zu haben. Die Stimme Konarskis*) und die der edeln Vaterlandsfreunde verhallen ungehört. Die niederen Leidenschaften der Schlechtgesinnten halten die Wage unseres Schicksals in der Hand. Trotzdem sind wir nicht ohne Hoffnungsstrahl. Polen ist ein Wahlreich und der König alt, 63 Jahre. Wenn ein tüchtiger, charaktervoller Mann mit edeln Tugenden sein Nachfolger würde, so könnte er unser

*) Unter der Regierung des nächsten Königs Stanislaus August Poniatowski wird ein Konarski genannt, der als Philantrop das Lob verdient, das ihm hier dargebracht wird. Er errichtete Armenschulen, verbesserte die Methode des Unterrichts und gab mehrere nützliche Werke heraus.

Land noch retten und ihm sein ehemaliges Uebergewicht zurückverschaffen. Unsere Grenzen sind noch unversehrt, und im übrigen setze ich mein Vertrauen auf den lieben Gott. Alle wahrhaften Vaterlandsfreunde erflehen von ihm einen würdigen König. Man nennt schon verschiedene Bewerber, von denen aber nur zwei wirkliche Aussichten zu haben scheinen, Stanislaus Poniatowski, Sohn des Kastellans von Krakau, und Prinz Karl, ein Sohn des regierenden Königs. Der Vater Poniatowskis war der Günstling Karls XII; die Fürstin Czartoryska hielt ihn sehr hoch. Ich weiß nicht, warum mein Herz sich dem Prinzen Karl so sehr zuneigt. Poniatowski ist doch Pole; aber man rühmt dem andern hervorragende Eigenschaften nach. Nun, ich will alles sagen, was ich über die beiden Bewerber weiß und denke.

Stanislaus Poniatowski ist jung und ein sehr hübscher Mann; er ist zuvorkommend, leutselig, weitgereist und zeigt die gefällige Umgangsform des Franzosen in seiner ganzen Art; auch hat er viel Erfolg bei den Frauen. Er liebt die Wissenschaften und die Gelehrten. Er war vier Jahre lang als Gesandtschaftssekretär in St. Petersburg. Man hat ihn kürzlich zurückberufen, und er steht bei Hofe sehr in Gunst; darauf gründet man seine zukünftige Größe.

Der königliche Prinz Karl ist 26 Jahre alt. Er ist der dritte Sohn des Königs, und sein Vater, sowie alle, die mit ihm in Berührung kommen, lieben ihn sehr. Seine Gestalt soll edel und sein Gesicht sehr angenehm sein. Sein Wesen ist sanft und gewinnend; es zieht an, gefällt und gewinnt alle Herzen. Seit seiner Kindheit bewohnt er Polen, liebt die Polen und spricht ihre Sprache bewundernswert. An unserem Hofe erzogen, ist er weder stolz noch demütig und trifft bei

jedermann das richtige Maß. Der König, der alle Eigenschaften seines Sohnes erkannte, zögerte nicht, ihn an die fremden Höfe zu schicken, und fing mit St. Petersburg an. Er sollte seine Laufbahn bei dieser Macht beginnen, da der König auf ihre Unterstützung zählte. Aber er hatte auch noch andere Pläne im Auge; er hoffte, daß sein Sohn zum Herzog von Kurland ernannt werden könnte. Dies Herzogtum ist Polen zinspflichtig.

1737 ernannte die Zarin Anna den Grafen Biron zum Gouverneur von Kurland; aber bald darauf fiel er in Ungnade und wurde mit seiner Familie nach Sibirien geschickt. Mehrere Jahre lang blieb das Herzogtum ledig. Unser König, der das Recht dazu hatte,*) übertrug die freigewordene Würde seinem Sohne; aber er bedurfte dazu der Genehmigung des St. Petersburger Hofes, und niemand war geeigneter als der königliche Prinz, alles zu erreichen, was er wünschte; denn seine Liebenswürdigkeit ist sprichwörtlich geworden. Er begab sich also nach St. Petersburg und hielt sich unterwegs einige Zeit in Mitau, der Hauptstadt Kurlands, auf, wo er sich die Achtung und Liebe aller Bewohner des Herzogtums zu gewinnen wußte. Die Zarin **) bestätigte ungesäumt die Ernennung des königlichen Prinzen. Ihre Einwilligung wurde dem Könige von Polen feierlich im vorigen Jahre angekündigt, gerade als der Landtag zusammentrat. Aber nach dem verhängnisvollen Brauch, der die Landtage auflöst,***) wurde

*) Kurland stand seit 200 Jahren, seit 1562, unter Polens Lehnsherrschaft. Nach dem Aussterben des Kettlerschen Regentenhauses hatte die Zarin Anna ihren Günstling Biron als Herzog eingesetzt.

**) Elisabeth, die über Rußland von 1741—1762 herrschte, war für Männerschönheit nur zu empfänglich.

***) Franziska spielt auf das unheilvolle Recht des liberum veto

auch dieser durch einen Nuntius aus Wolhynien, mit Namen Podhorski, aufgehoben, und da die Kurland betreffende Angelegenheit nicht zur Verhandlung gekommen war, mußte sie vor den Senatus-Konsult gebracht werden. Lebhafte Debatten entwickelten sich im Senate; besonders die Fürsten Czartoryski suchten die Frage durch die Behauptung zu verwirren, der König habe nicht das Recht, ohne Mitwirkung des Landtages über das Herzogtum zu verfügen. Biron könne nicht, ohne daß man ihm den Prozeß gemacht, ihn gerichtet und verurteilt habe, der Würde beraubt werden, die ihm einmal übertragen sei, kurz, die Ernennung des königlichen Prinzen könne nur provisorisch, nur zu Lebzeiten der Zarin giltig sein. Diese unsinnigen Schreier unterlagen einer bedeutenden Majorität. 5 schwarze Kugeln gegen 128 weiße entschieden zu Gunsten des Prinzen Karl. Das Diplom ist ihm durch den Großkanzler der Krone bereits übergeben worden, und gerade heute findet die feierliche Belehnung statt. Warschau wird glänzende Feste feiern; die Freude ist allgemein, des bin ich sicher.

Der König ist über das Gelingen seiner Pläne so glücklich, daß er, wie man sagt, um zehn Jahre jünger geworden

---

an, wodurch es jedem einzelnen Landboten möglich war, durch seinen alleinigen Einspruch den Beschluß der Gesamtheit aufzuheben. Oft geschah dies aus den selbstsüchtigsten Gründen und wurde schließlich so zur Regel, daß während der 30jährigen Regierung August III. alle Reichstage auf diese Weise gesprengt wurden, nur mit Ausnahme desjenigen vom Jahre 1736. Meist wurden dann die fruchtlos verlaufenden Reichstage von dem Marschall mit sehr eindringlichen Worten geschlossen. Er überließ diejenigen, „so der allgemeinen Wohlfahrt und dem Interesse des Staates auf so ausnehmende Weise geschadet, dem göttlichen Gerichte, nicht zweifelnd, daß die gerechte Rache des Himmels deren späteste Nachkommenschaft noch treffen werde“.

ist. Ich weiß nicht genau, ob dieses Ereignis von großem Vorteil für das Gemeinwohl ist; aber ich freue mich über den Erfolg des Prinzen Karl. Ich frage mich jeden Augenblick, warum diese Angelegenheit mich so viel beschäftigt hat. Das Schicksal der Republik wird vielleicht bald von diesem Prinzen abhängen, und ich halte ihn für berufen, das Ungewitter abzulenken, das über Polen heraufzieht. Er wird uns, wie ich glaube, bessere Gesetze und eine gute Regierung geben. Das Herzogtum Kurland wird ihm nur zur Stufe, auf den Königsthron zu gelangen. Im Grunde meines Herzens bin ich traurig, daß ich jetzt nicht in Warschau bin. Ich würde schöne Feste sehen, den Hof und den Prinzen Karl. Da es aber unmöglich ist, so wollen wir uns begnügen, bei Tisch auf seine Gesundheit zu trinken.

III.

Der Woiwode M. Swidzinski und seine Söhne.

Die Prophezeiung des kleinen Matthias. — M. Swidzinski und sein Neffe. — Warum Franziska auf die Ankunft der beiden Söhne des Woiwoden gespannt war. — Der Starost Swidzinski und sein Bruder. — Das Bohnenfest am hl. Dreikönigstage. Der Ritterschlag für den Pagen Michael Chronowski.

den 3. Januar 1759.

Als unser Schloß gestern von Kanonenschüssen, rauschender Musik und glänzenden Reden zu Ehren des neuen Herzogs von Kurland widerhallte, traf der nach Warschau gesandte Page mit Briefen ein, die uns verkündeten, daß die Feierlichkeit wegen eines Unwohlseins des Königs bis zum

8. Januar verschoben sei. „Das ist ein schlechtes Zeichen!“ sagte der kleine Matthias, „entgleitet seinen Händen die Herzogskrone, wird's ihm mit der Königskrone nicht besser gehen!“ Ich bin voller Unruhe, kann aber meinen Gedanken nicht nachhängen; denn es kommen fortwährend neue Gäste. Nach Tische haben wir die Obermundschenkin Frau Dembowska mit ihren Söhnen und Töchtern bei uns gehabt, ferner den Oberbrotmeister Jordan mit Frau und Sohn und den Woiwoden Swidzinski mit seinem Neffen, dem Jesuiten Vincent. Meine Eltern zeichnen den jungen frommen Mann so aus, daß wir ihm trotz seiner Jugend die Hände küssen müssen. Ihm gefällt Barbara am besten. Er hat ihr einen Rosenkranz und ein frommes Buch geschenkt, la Journée du chrétien, und hat sie bei Tisch, wo sie neben ihm saß, sogar zweimal angeredet. Das ist auch kein Wunder; denn Barbara ist so gut und zudem unsere älteste. Da müssen sich die Gäste um sie wohl am meisten kümmern.

Freitag, den 5. Januar.

Der Woiwode mit seinem Neffen ist immer noch hier und erwartet auch noch seine beiden Söhne, von denen der ältere Starost von Radom, der jüngere Oberst im königlichen Heere ist. Der Woiwode, seit mehreren Jahren Witwer, hat noch zwei Töchter; die eine ist mit Granowski, dem Woiwoden von Rawa, vermählt, die andere erst kürzlich mit Lançkoronski, dem Kastellan von Polaniec. Ich bin sehr gespannt auf unsere jungen Gäste; denn sie sind in Frankreich erzogen und müssen sich daher sehr vorteilhaft von unseren polnischen Herren unterscheiden. Der gute König Stanislaus sorgt auch

in der Fremde immer noch für seine lieben Landsleute und läßt auf seine Kosten junge Edelleute in Luneville studieren. Um diese Ehre bewerben sich die vornehmsten Familien; denn wenn ein Jüngling sagen darf: „Ich habe in Luneville studiert und bin in Paris gewesen,“ dann ist sein Glück gemacht. Man weiß dann von vornherein, daß er sich fein beträgt, gut französisch spricht und anmutig Menuett und Kontretänze tanzt. Er ist sofort der Liebling der Damenwelt. — Ich bin wirklich sehr gespannt auf die beiden Söhne des Woiwoden.

Sonnabend, den 6. Januar.

Gestern Nachmittag sind sie endlich angekommen und haben mich bitter enttäuscht, besonders der Starost. Ich erwartete einen jungen Mann, schlank, liebenswürdig, gewandt, kurz, einen Märchenprinzen aus den Erzählungen der Madame Beaumont, der immer französisch spräche — und der Herr Starost ist durchaus nicht jung, dreißig Jahre alt, dick, bequem, mag nicht tanzen und spricht kein Wort französisch. Dann und wann läßt er einen lateinischen Brocken fallen, ganz wie mein Vater. Der Oberst hat mir besser gefallen; der ist jung, trägt eine Uniform und spricht wenigstens manchmal französisch. Heute am Dreikönigstage ist das Fest des Ritterschlages unseres Pagen. Es wird schon ein ungeheurer Kuchen mit einer Bohne gebacken. Wer mag König werden. Guter Gott, wenn ich Königin würde! Dann bekäme ich eine Krone auf für den ganzen Abend und dürfte als unumschränkte Herrin das Schloß regieren. Da sollte getanzt werden, dafür stehe ich ein! Aber auch ohne meinen Befehl werden wir wohl tanzen; denn von Morgen an strömen Gäste herbei.

Unsere Leute murren, der Silberbeschließer wird ärgerlich. Er sagt im Hinblick auf all die Wagen, die den ganzen Kirchplatz füllen, daß er viel zu thun bekäme. Ich dagegen hüpfe vor Freude. So geht es in der Welt: die einen beglückt es, was die anderen quält.

Sonntag, den 7. Januar.

Wie schön ist die Welt, wie lustig und vergnügt unser Schloß! Wir hatten gestern einen köstlichen Tag. Ich wurde nicht Königin, sondern Barbara hat die Bohne bekommen. Als sie dieselbe in ihrem Kuchenstück bemerkte, wurde sie rot bis unter die Haare, und Madame, die neben ihr saß, verkündete das frohe Ereignis mit lauter Stimme. Da riefen alle Hoch! und der kleine Matthias sagte lachend: „Wer die Bohne bekommt, führt den Michel heim" (kto dostal migdala dostanie Michala). Das ist ein polnisches Sprichwort, das in solchen Fällen angewandt wird; auch soll ein junges Mädchen, wenn es die Bohne bekommt, noch vor Schluß des Karnevals heiraten. Gott gebe, daß das eintrifft! Dann gäbe es eine Hochzeit und viel zu tanzen!

An den Starosten kann ich mich nicht gewöhnen; sein ernstes Gebahren gefällt mir nicht. Er wollte gestern nur die Polonaise tanzen, spricht kaum von Luneville und Paris und, was ich gar nicht begreifen kann, kümmert sich nicht um die jungen Mädchen. Er verschwendet an uns keine der Artigkeiten, die sonst wie klein Geld in der guten Gesellschaft sind. Er unterhält sich nur mit den Eltern, spielt Karten oder liest Zeitungen. Sein Bruder ist entschieden angenehmer; er ist wenigstens gesellig, erzählt von Luneville

und Paris und ist mit einem Wort jugendlicher. Aber ich vergesse ja ganz die gestrige Feier, den Ritterschlag an dem Pagen Michael Chronowski. Sie hat mir viel Spaß gemacht. Als die ganze Gesellschaft im großem Saale versammelt war, nahm mein Vater auf einem erhöhten Sessel Platz, und beide Thürflügel wurden weit geöffnet. Dann führte der Haushofmeister, nebst einem Gefolge von mehreren Höflingen den jungen Helden des Tages herein, der neu und prächtig gekleidet war. Er kniete vor meinem Vater nieder, der ihm leicht die Wange berührte, als Zeichen seines Wohlwollens. Dann umgürtete er ihn mit dem Degen, leerte einen Becher Wein und schenkte ihm ein schönes Pferd nebst einem ebenfalls wohlberittenen und gutgekleideten Stallknecht. Die beiden Pferde standen auf dem Schloßhofe. Dann fragte mein Vater den Jüngling, ob er lieber in die Welt hinausziehen oder bei ihm bleiben wolle. Er antwortete schüchtern, daß es ihm im Schlosse zwar gut gefiele, daß er aber doch gern Land und Leute kennen lernen möchte und meinen Vater um Empfehlungen an seine hohen Verwandten bäte. Die Bitte ward gewährt; mein Vater ließ eine kleine Rolle von 20 Golddukaten in seine Hand gleiten und lud ihn zugleich ein, den Karneval noch mit uns zu feiern. Freudig nahm er die Einladung an, brachte erst meinen Eltern seine Huldigung dar und küßte dann allen Damen die Hand. Von nun an gehörte er zu unserem Kreise und tanzte unermüdlich mit, besonders mit Barbara. Ich muß gestehen, er tanzt vorzüglich; aber meine Schwester giebt ihm an Anmut nichts nach. Es war entzückend anzusehen.

IV.

Barbaras Verlobung.

Warum die Eltern die Verlobung Barbaras mit dem jungen Starosten wünschten. — Die Werbung des jungen Starosten um Barbara. — Die Rede des Woiwoden Swidzinski und die Antwort der Eltern. — Die Verlobung. — Die ersten Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier. — Reiche Verlobungsgeschenke. — Die Jagd zur Feier der Verlobung. — Der Starost bändigt einen zweiten Bucephalus.

Montag, den 8. Januar 1759.

Die Prophezeiung geht allen Ernstes in Erfüllung; Barbara wird sich am Ende des Karnevals vermählen. Sie heiratet Herrn Michael, so heißt der Herr Starost Swidzinski. Gestern hat er unsere Mutter um Barbaras Hand gebeten, und morgen findet die Verlobung statt. Die arme Barbara war ganz in Thränen aufgelöst, als sie uns die große Neuigkeit mitteilte. Sie fürchtet sich vor der Ehe, und der Gedanke, das Vaterhaus zu verlassen, ist ihr sehr schmerzlich. Es schickte sich indessen nicht, diesen Antrag abzulehnen, da mein Vater und meine Mutter versichern, daß sie sehr glücklich werden wird. Der Herr Starost scheint mir ein frommer, sanfter, ehrenwerter Mann zu sein. Seine Familie ist edel, alt und reich. Was braucht man mehr? Die drei Brüder Swidzinski, Alexander, Michael und Anton, starben den Heldentod bei Chocim, unter dem Befehl des berühmten Chodkiewicz. Ihr Ruhm geht über auf die Nachkommen. Die Eltern des Starosten haben ihm schon das Schloß Sulgostow zu freiem Eigentum gegeben; obendrein hat ihm der König eine bedeutende Starostei übertragen, und

bald wird er Kastellan werden. Der Woiwode Swidzinski ist mit dem Abbé Vincent nur hergekommen, um die Heirat zu betreiben; sie ist ihr lebhafter Wunsch. Barbara gefällt dem Woiwoden sehr, und je näher er sie kennen lernt, um so lieber wird er sie gewinnen. Die Hochzeit soll am 25. Februar hier auf Schloß Maleszow sein. Das wird schöne Feste, Bälle, Konzerte geben! Dann tanzen wir, bis wir nicht mehr können. Barbara wird also Frau Starostin. Es wird mir doch schwer werden, wenn ich nicht mehr Barbara zu ihr sagen soll!

Es thut mir leid, daß ich den Starosten in meinem Tagebuch so schlecht gemacht habe. Aber eigentlich habe ich doch nichts sehr Beleidigendes über ihn geschrieben. Wenn er Barbara nur glücklich macht, und das wird er wohl; denn Barbara mochte nie die ganz jungen Leute leiden. Der Starost ist sehr vernünftig, und die Mutter sagt, das würden die besten Ehemänner. Wenn's die Mutter sagt, muß es wohl wahr sein; aber ich für meinen Teil ziehe doch die jungen, liebenswürdigen vor. Ueber den Geschmack läßt sich eben nicht streiten.

Bei alledem vergesse ich nicht, daß heute der Herzog von Kurland gekrönt wird. Der König ist wieder gesund. Der Oberst Swidzinski kennt den Prinzen Karl genau und rühmt ihn sehr. Aber der Woiwode und sein älterer Sohn wollen nicht, daß er der Nachfolger seines Vaters werde. Sie sagen, ein Landsmann müsse die Krone tragen.

Mittwoch, den 10. Januar 1759.

Die Verlobung ist gestern gefeiert worden. Als Barbara zur gewohnten Stunde in den Speisesaal trat, übergab ihr die Mutter ein Gebinde Seide zum Aufwickeln. Barbara ward flammend rot und blickte zu Boden, als sie aller Augen auf sich gerichtet sah. Der Starost wich nicht von ihrer Seite. Der kleine Matthias lächelte spöttisch und machte tausend Späße, über die alle herzlich lachten. Ich verstand die Anspielungen nicht; aber ich lachte mehr als die anderen. Nach Tische setzte sich Barbara in die Fensternische und begann ihr Werk. Da trat der Starost hinzu und fragte laut: „Ist es wahr, mein Fräulein, daß Sie mich beglücken wollen?" Barbara antwortete mit leiser, zitternder Stimme: „Der Wille meiner Eltern war mir stets eine heilige Pflicht." Damit war die Unterhaltung zu Ende.

Als die Pagen, die Hofbeamten und Diener den Saal verlassen hatten, führten der Woiwode und der Abbé Vincent den Starosten zu meinen Eltern, die auf einem Sopha saßen. Der Woiwode richtete darauf an meinen Vater folgende Worte: „Mein Herz ist durchdrungen von der innigsten Liebe und der höchsten Ehrfurcht, wenn ich des erlauchten Hauses der Korvins-Krasinski gedenke. Ich habe immer innigst gewünscht, daß das bescheidene Wappen von Polkozic dem erlauchten und glanzvollen Schilde von Slepowron verschmelzen möchte. Mein Glück erreicht den Gipfel, da ich sehe, daß Ihre Erlaucht mir diese unschätzbare Ehre wollen zu teil werden lassen. Ihre Tochter Barbara ist ein Muster aller Anmut und Tugend, mein Sohn Michael der Stolz und Trost meines Lebens. Geruhen Sie darum den Bund des

jungen Paares zu segnen. Hier ist der Ring, den ich von meinen Eltern empfing. Ich steckte ihn an den Finger meiner Gattin, die, ach! nicht mehr bei uns weilt, in meinem Herzen aber ewig leben wird. Gestatten Sie, daß mein Sohn ihn in gleicher Weise jetzt Ihrer teuren Tochter darbietet, als Pfand seiner Liebe und seiner unwandelbaren Neigung!" Bei diesen Worten legte er einen kostbaren Diamantring auf eine Platte, die der Abbé Vincent in Händen hielt, der nun ebenfalls eine lange Rede vorbrachte, welcher aber so viel Latein beigemengt war, daß ich sie unmöglich verstehen konnte.

Auf diese beiden Ansprachen antwortete mein Vater folgendermaßen: „Gern erfülle ich das Versprechen, das ich Ihnen früher gegeben habe, und willige in die Verbindung meiner Tochter mit dem Herrn Starosten. Ich gebe ihr meinen Segen und übertrage hiermit alle meine Rechte auf Ihren Herrn Sohn." „Und ich bin eines Sinnes mit meinem Gatten," fügte meine Mutter hinzu, „und gebe meiner Tochter diesen Ring, das kostbarste Kleinod unseres Hauses; mein Vater Humieçki empfing ihn aus den Händen Augusts II., als er den Vertrag von Carlowitz*) zu einem guten Ende führte, infolgedessen die Festung Kamieniec-Podolski von den Türken den Polen übergeben wurde. Mit diesem Ringe, der eine so teure Erinnerung birgt, ward ich verlobt. Ich schenke ihn jetzt meiner ältesten Tochter mit meinem Segen und mit dem heißen Wunsche, daß sie

*) Der Friede zu Carlowitz zwischen Polen und der Pforte fand i. J. 1699 statt. Humieçki hat wahrscheinlich zu den Bevollmächtigten Augusts II. gehört. Der Hauptvertreter des Königs war Stanislaus Malachowski, Woiwod von Posen.

ebenso glücklich werden möge, wie ich es seit meiner Verheiratung bin.“ Und sie legte einen wundervollen Ring auf die Platte, den außer wertvollen Steinen auch ein Miniaturbild Augusts II. schmückte. „Barbara, komme zu mir!“ sagte mein Vater. Aber das arme Kind war so verwirrt, aufgeregt, zitternd, daß sie kaum gehen konnte. Ich begreife noch nicht, wie sie die wenigen Schritte überhaupt gemacht hat. Endlich saß sie neben meinem Vater, und Abbé Vincent sprach einen lateinischen Ehesegen. Einer der Ringe wurde nun dem Starosten, der andere meiner Schwester überreicht. Der Bräutigam steckte ihn ihr selbst an den kleinen Finger der linken Hand, der deshalb Herzfinger genannt wird (serdeczny), und küßte ihr dann die Hand.

Barbara sollte ihm nun auch ihren Ring anstecken; allein sie war so bewegt, daß sie ihn nicht bis ans Ende seines Fingers bringen konnte. Der Starost küßte ihr noch einmal die Hand, worauf er sich meinen Eltern zu Füßen warf und ihnen schwur, daß er sich ganz dem Glücke ihrer teuren Tochter weihen würde. Der Woiwode küßte Barbara auf die Stirn, und der Oberst und der Abbé sagten ihr tausend Artigkeiten, eine immer schöner als die andere. Mein Vater füllte einen großen Pokal mit altem Ungarwein und brachte den Trinkspruch auf die Verlobten aus. Alle Anwesenden haben der Reihe nach aus dem Pokal getrunken.

Dies alles vollzog sich mit so viel Feierlichkeit und Zärtlichkeit, daß ich unaufhörlich weinen mußte. „Weinen Sie nicht, Fränzchen,“ sagte der kleine Matthias zu mir, der bei dieser Scene zugegen war, „in einem Jahre oder später kommen Sie an die Reihe!“ In einem Jahre? das wäre zu

früh; aber wenn es in zwei Jahren geschähe, so würde es mir nicht leid thun.

Die ganze Familie Swidzinski kann nicht zuvorkommender sein gegen Barbara, und meine Eltern haben sie zum ersten Male geküßt, als sie ihnen Gute Nacht sagte. Seit gestern behandeln alle Personen des Schlosses meine Schwester sehr rücksichtsvoll. Man beglückwünscht sie; man überhäuft sie mit Huldigungen und Artigkeiten. Jeder wünscht, an ihrem Hofe angestellt zu werden.

Mein Vater hat meiner Mutter 1000 holländische Dukaten gegeben, damit sie alles anschaffe, was sie für ihre Tochter für passend halte. Sie haben lange über die Aussteuer beraten, die Barbara erhalten soll. Morgen reist Fräulein Zawistowska mit dem Geschäftsführer nach Warschau, um Einkäufe zu machen. Dieses Fräulein Zawistowska ist eine sehr zuverlässige Person; sie ist 30 Jahre alt und hat schon als Kind in unserem Schlosse gelebt. In der Möbelkammer stehen vier große Truhen mit Silber angefüllt, die für uns bestimmt sind. Mein Vater hat Barbaras Truhe herunterholen lassen; er hat sie geöffnet und sorgfältig geprüft. Diese Truhe wird auch nach Warschau geschickt, damit das Silber dort geputzt werde.

Der Woiwode und der Starost werden uns morgen verlassen. Sie werden sich nach dem Schlosse Sulgostow begeben, um Vorbereitungen für die Aufnahme Barbaras zu treffen.

Mein Vater hat Einladungsbriefe zur Hochzeit schreiben lassen und schickt sie durch Pagen in alle Teile Polens. Der stattlichste von unseren Pagen und ein prächtig gekleideter Stallmeister werden in zwei Tagen abreisen, um die Briefe

dem Könige, den königlichen Prinzen, dem Fürsten Primas und den ersten Senatoren zu überreichen. Mein Vater zeigt ihnen die Vermählung an und bittet sie um ihren Glückwunsch. Wenn er sie nicht bestimmt einladet, so giebt er ihnen doch zu verstehen, daß er sich durch ihre Gegenwart sehr geehrt fühlen würde. Ach, wenn einer der Prinzen käme, z. B. der Herzog von Kurland! Welchen Glanz würde das auf das Hochzeitsfest werfen! Aber sie werden sich damit begnügen, ihren Stellvertreter zu schicken, wie es meistens in ähnlichen Fällen geschieht.

Das Schloß ist in fortwährender Thätigkeit. Man trifft alle möglichen Vorbereitungen für die Feste, die wir geben werden. Der Starost hat sich von einer Freigebigkeit ohnegleichen gezeigt. Er hat uns allen sehr schöne Geschenke gemacht, mir eine Türkisennadel, Sophie ein Kreuz mit Rubinen, Maria eine venetianische Kette, und selbst meine Eltern haben geruht, Geschenke anzunehmen. Mein Vater erhielt einen feuervergoldeten Kelch von wundervoller Arbeit und meine Mutter ein Besteck aus Perlmutter mit goldenem Inhalt. Auch Madame ist nicht vergessen worden. Sie fand heute Morgen auf ihrem Bette einen Spitzenmantel; sie erhebt die Großmut der polnischen Edeln bis in den Himmel. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie unserer Nation zugesteht. Ich kann Madame deshalb auch gar nicht lieb haben; ihre Ungerechtigkeit gegen meine Landsleute stößt mich zurück.

Gestern Abend fand ein großes Prunkmahl bei uns statt. Die Musik hörte nicht auf zu spielen; man brachte Trinksprüche auf das glückliche Paar aus, und die Dragoner feuerten fortwährend ihre Gewehre ab. Ihr Hauptmann hat ihnen als Parole gegeben: Michael und Barbara!

Barbara fängt an Mut zu fassen. Sie wird nur noch rot, wenn sie ihren Ring ansieht. Auch verbirgt sie ihn, soviel sie kann. Aber es hilft nichts, jedermann sieht ihn doch, und die Diamanten funkeln wie die Sterne.

Heute Morgen ist der ganze Hof zur Jagd ausgerückt, um nicht gegen den alten Brauch zu verstoßen, der besagt, daß dies den Verlobten Glück bringe. Früher mußte die Braut vor der Jagd den Jägern ihr bestrumpftes Bein zeigen. Gott sei Dank! besteht dieser Brauch nicht mehr; Barbara wäre imstande gewesen, vor Scham zu sterben. Der kleine Matthias wollte durchaus, daß man diesen Brauch erfülle, und meinte, daß sonst die Jagd übel verlaufen würde, was nicht eintraf; denn man erlegte einen Eber, zwei Rehe, ein Elentier und eine Menge Hasen. Der Herr Starost hat mit eigener Hand den Eber getötet und ihn Barbara zu Füßen gelegt. Mein Vater hat aus den Ställen alle seine Pferde für die Jäger vorführen lassen. Darunter befand sich eins von vollkommener Schönheit, aber so unzähmbar, daß auch der geschickteste Stallmeister es niemals hatte besteigen können. Der Starost versicherte, daß er es bezwingen würde, und trotz des Schreckens aller Anwesenden bestieg er es und regierte es so gut, daß es ihm gehorchte, und dreimal galoppierte er um das Schloß. Es war wirklich ein herrlicher Anblick! Barbara erbleichte, sie zitterte für ihren Verlobten. Aber als sie ihn so sicher auf dem Pferde sitzen sah, als sie die Bravorufe hörte, die von allen Seiten erschallten, kehrte das Rot auf ihre Wangen zurück.

Von diesem Augenblick an habe ich mich mit dem Starosten ausgesöhnt. Er ist wirklich nicht so übel; er sieht zu Pferde stattlich aus, und Mut gefällt den Frauen. Ich ver-

zeihe ihm, daß er weder Menuett noch Quadrille tanzen kann. Mein Vater hat dem Starosten das so wohlverdiente Pferd geschenkt mit neuem Reitzeug und einem Stallknecht.

V.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit.

Die Aussteuer. — Bericht über die Belehnung des Prinzen Karl mit der Herzogswürde. — Polens böse Nachbarn und die Gleichgültigkeit der Polen. — Besuch des Bräutigams. — Franziska nimmt Barbaras Vertrauensstellung ein. — Die ersten Hochzeitsgäste. — Verzeichnis der Aussteuer. — Barbaras Gesinde. — Ankunft der Vertreter des Königs und des Prinzen.

Sonntag, den 20. Januar 1759.

Seit acht Tagen habe ich mein Tagebuch vernachlässigt; daran sind die Vorbereitungen zur Hochzeit schuld. Das Haus wimmelt von Fremden, und wir sind dadurch in Anspruch genommen und müssen ihnen an Vor- und Nachmittagen Gesellschaft leisten. Die Studien sind beiseite geschoben. Die Geschichte, die französische Grammatik und selbst Madame de Beaumont ruhen in Frieden. Wir alle arbeiten mit der Nadel, weil jede von uns Barbara ein Geschenk machen will. Ich sticke ihr ein Morgenkleid, das ganz köstlich wird. Ich kürze meinen Schlaf, um die Arbeit zu fördern. Maria stickt ihr ein Kleid, auf hellgelbem Musselin mit dunkler Seide und Gold, und Sophie stickt ihr eine schöne Decke.

Meine Mutter ist mit der Aussteuer vollauf beschäftigt. Sie öffnet ihre Schränke und Truhen und entnimmt ihnen

Leinwand, Tuche, Pelzwerk, Vorhänge und Teppiche. Ich helfe meiner Mutter, so viel ich kann; manchmal fragt sie mich sogar um Rat. Sie ist außerordentlich gewissenhaft und fürchtet so sehr, unsere Teile nicht ganz gleich zu machen. Ihre Peinlichkeit geht so weit, daß sie den Kaplan kommen läßt, damit er die genaue Teilung bestätige. Die Schneider und die Bortenwirker, die aus Warschau gekommen sind, um die Aussteuer anzufertigen, werden ihre Arbeit kaum in vier Wochen vollenden. Die Wäsche ist schon fertig. Die Edelfräulein haben freilich viel dabei geholfen. Seit zwei Jahren nähte man schon daran. Jetzt zeichnen sie sie mit blauer Baumwolle. Den armen Mädchen werden die Buchstaben B und K sehr geläufig sein. Die Aussteuer wird prächtig.

Barbara weiß nicht, was sie mit der großen Zahl von Kleidern anfangen soll. Bis jetzt hatte jede von uns nur vier, zwei aus brauner Wolle für alle Tage mit zwei schwarzen Schürzen, ein weißes für den Sonntag und ein feineres für die Festlichkeiten. Wir fanden, daß das sehr genug sei. Aber meine Mutter behauptete, daß die Frau Starostin einen ganz anderen Aufwand machen müßte als Fräulein Barbara, und daß das, was einem jungen Mädchen ziemt, sich nicht mehr für eine verheiratete Frau schickte.

Ich habe von einem Seidenknäuel gesprochen, das meine Mutter Barbara am Tage ihrer Verlobung gab.*) Sie sollte daraus eine Börse für den Starosten fertigen. Barbara arbeitet an dieser Börse vom Morgen bis zum Abend. Das ist gewissermaßen eine Probe auf ihre Sorgfalt und

*) Vergleiche S. 29.

ihre Geduld; denn zuerst mußte sie die Seide entwirren, ohne daß diese dadurch an Frische verlöre, oder daß gar der Faden bräche. Alles das gelang bewundernswert. Barbara kann sich ruhig verheiraten; der kleine Matthias erkennt ihre Befähigung dazu an.

Die Pagen und der Stallmeister sind abgereist, um die Hochzeitseinladungen zu überreichen. Ich bin sehr gespannt auf die Antworten. Barbara erschrickt bei dem Gedanken, daß vielleicht die Prinzen mit den Hofherren von Warschau kommen könnten. Was für ein Kind sie ist! Ich würde entzückt sein!

Da fällt mir ein, die Belehnung des königlichen Prinzen hat am 8. dieses Monats stattgefunden. Am Vorabend dieser Feier hat unser Vetter, der Fürst Lubomirski, Palatin von Lublin und Marschall des königlichen Prinzen, einen sehr schönen Ball gegeben, und man sagt, daß die Feste, die Tafeln und Konzerte länger als acht Tage gedauert haben. Der neue Herzog von Kurland hat eine polnische Rede gehalten, die eine vorzügliche Wirkung gehabt hat. Von jetzt an betrachtet man ihn als unabhängigen Prinzen. Er hat sich bei der ganzen Gelegenheit groß und würdig gezeigt.

Der Courrier polonais hat alle Einzelheiten der Feier gebracht; ich würde sie alle abgeschrieben haben, wenn ich Zeit hätte, so interessieren sie mich; aber alle diese Einzelheiten wiegen doch nicht das auf, was ich selbst hätte sehen können. Was ist der Bericht, verglichen mit der eigenen Beobachtung! Kurz, ich freue mich in meinen Gedanken über die Belehnung des Prinzen. Dies ist das Einzige in allen Staatsangelegenheiten, was mir gefällt und mich tröstet. Alles Uebrige steht schlecht. Während ich in aller Eile an Barbaras Morgen-

kleid arbeite, muß ich Berichte anhören, die mich traurig stimmen. Der Kaplan liest uns die Zeitungen vor, und ich ersehe daraus, daß die Republik täglich an Macht und Würde verliert. Die Nachbarn fallen unter allerlei Vorwänden in das Land;*) ihre Truppen rauben und verwüsten, und die Regierung kümmert sich nicht darum. Ich wage nicht an die Zukunft zu denken; aber mein Vater sagt, man müsse die Gegenwart genießen. Ganz leise spricht man von dem Unglück, das über Polen hereinbricht; dann tanzt und trinkt man.**) Die Feste und Bankette sollten auf eine glückliche Lage schließen lassen. Die Polen machen es vielleicht wie der kleine Matthias. Wenn er Kummer hat, läßt er das Glas nicht aus der Hand, indem er wiederholt: „Dem Kummer der gute Wein!“ (dobry trunek na frasunek). Je trauriger er ist, um so mehr trinkt er.

Freitag, den 25. Januar 1759.

Gestern Abend ist der Starost angekommen, und heute Morgen schon fand Barbara auf ihrem Arbeitstischchen zwei

*) Damals waren es hauptsächlich die Russen, die unter der Kaiserin Elisabeth im siebenjährigen Kriege gegen Preußen auf ihren Kriegsmärschen oft durch polnisches Gebiet zogen und dasselbe wie ein feindliches Land behandelten. Dies war um so auffallender, als August III. während seiner ganzen Regierung stets bemüht gewesen war, Rußland gefällig zu sein und seine Abhängigkeit von dem Petersburger Hofe zu betonen.

**) Friedrich der Große urteilt in „Histoire de mon temps“ über die Polen: „Die Polen sind eitel, stolz im Glück, kriechend im Unglück, zu allem fähig um des Geldes willen, das sie nachher wegwerfen; frivol, ohne Urteil, stets bereit, ohne Gründe eine Partei zu ergreifen oder zu verlassen und sich durch die Folgewidrigkeit ihres Betragens in die übelsten Lagen zu stürzen. Die Weiber leiten die Intriguen und schalten über alles, während die Männer sich betrinken.“

schöne silberne Körbe voll Orangen und Bonbons; sie hat sie an uns, an die Edelfräulein und selbst an die Kammerfrauen verteilt. Unsere Arbeiten schreiten fort; mein Morgenkleid ist fast fertig.

Meine Mutter giebt Barbara ein vollständiges Bett mit. Seit lange hatten wir eigne Gänse- und Schwanenherden. Es lebt ein armes Geschöpf im Schlosse, das zu nichts weiter zu gebrauchen ist als zum Daunenschleißen. Die arme Marina ist so beschränkt, daß sie nichts weiter versteht, und so verbringt sie ihr ganzes Leben mit dieser Beschäftigung. Jede von uns hat ihren Teil Daunen; Barbara bekommt zwei große Federmatratzen, acht große Daunenkissen und zwei kleine Kissen mit Schwanendaunen. Die Kissenbezüge sind aus im Schlosse gesponnener Leinwand gefertigt und erhalten noch Ueberzüge aus amaranthfarbenem Damast. Dazu kommt noch eine Ueberdecke aus holländischem Battist, mit Spitzen verziert. Die Edelfräulein haben lange daran gearbeitet.

Sonnabend, den 2. Februar 1759.

Der Starost ist nach achttägigem Aufenthalt wieder abgereist. Wenn er jetzt wiederkommt, nimmt er Barbara mit sich. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß sie allein mit einem Manne davon gehen soll; das ist unglaublich; ich muß es mit eignen Augen sehen, um es zu glauben.

Barbara scheint von Tag zu Tag mehr Achtung und Freundschaft für den Starosten zu empfinden; jedoch spricht er sie niemals an; er redet nur mit unsern Eltern. Alle seine Sorgfalt, alle seine Aufmerksamkeiten gelten ihnen; aber man sagt, daß nur so ein edelgeborener Mann den Hof

machen dürfe, und daß er das Herz der Braut gewinne, indem er der Familie zu gefallen strebe.

In drei Wochen werden wir die Hochzeit feiern. Wir Schwestern bekommen neue Kleider, die Barbara uns schenkt. Sie kleidet auch alle Edelfräulein des Schlosses neu.

Fast alle, die zur Hochzeit eingeladen sind, haben angenommen; nur der König und die königlichen Prinzen werden zu meinem großen Bedauern ihre Stellvertreter schicken.

Ich bezweifle, daß die Woiwodin Fürstin Lubomirska*) kommen wird. Es wird ihr schwer, Warschau gerade jetzt zu verlassen. Sie billigt Barbaras Wahl sehr und hat ihr einen reizenden Glückwunschbrief geschrieben, von dem mein Vater ganz entzückt ist.

Mein Morgenkleid wird rechtzeitig fertig; aber ich habe auch ohne Aufhören gearbeitet, d. h. soviel ich konnte; denn alle Augenblicke ruft mich meine Mutter. Sie ist so gut gegen mich; sie hält mich für würdig, bei allen Vorbereitungen ihre Stütze zu sein. Bisher wurde Barbara immer um Rat gefragt und besaß ihr Vertrauen. Da sie die Aelteste war, gebührte ihr das Glück von rechtswegen. Aber jetzt wünschen meine guten Eltern, daß ich sie ersetzen soll. Man hat mir schon zweimal den Schlüssel zu dem kleinen Kämmerchen (apteczka) anvertraut, in dem die eingemachten Sachen und die Liqueure aufbewahrt werden. Das verleiht mir eine große Wichtigkeit, und ich setze darum eine ernstere Miene auf. Man soll sehen, daß ich ein Jahr älter bin. Ich will

*) Die Gemahlin des auf S. 38 erwähnten Marschalls des königlichen Prinzen. Sie war die Schwester des Starosten Krasinski, also Franziskas Tante.

versuchen, Barbara nachzuahmen, damit meine Eltern ihre Abwesenheit nicht zu sehr empfinden, wenn der Starost sie uns entführt haben wird. Den guten Willen habe ich wohl; aber werde ich auch imstande sein, sie zufrieden zu stellen?

Dienstag, den 12. Februar 1759.

Es scheint, daß man niemals soviel Luxus und Pracht gesehen hat wie bei Gelegenheit der Belehnung des königlichen Prinzen. Die Warschauer Zeitungen werden nicht müde, darüber zu berichten.

Allmählich kommen schon unsere Gäste. Sie treffen von sehr weither ein; trotz unserer geräumigen Wohnung können doch nicht alle im Schlosse untergebracht werden. Man trifft Vorbereitungen, einige auf dem Vorwerk (folwarku), bei dem Pfarrer und selbst in den besseren Bauernhütten unterzubringen.

Die Köche und die Pastetenbäcker sind in voller Thätigkeit. In der Wäscherei arbeitet man ununterbrochen. Die Aussteuer ist fast fertig. Heute sind die Betten nach Sulgostow geschafft worden, zwei Kisten voll Matratzen, Kissen, Teppiche, eine Truhe voll Silberzeug und tausend andere Dinge. Die Bettstellen sind aus Eisen und sehr schön gearbeitet, die Vorhänge aus blauem Damast und an den vier Ecken durch Sträuße von blauen und weißen Straußenfedern zusammengehalten. Barbara muß unseren Eltern Hände und Füße küssen, daß sie ihr so viele kostbare Sachen mitgeben. Mein Vater hat das genaue Verzeichnis der Aussteuer in ein großes Buch geschrieben und die Worte vorausgeschickt, die ich hier hinzufügen will, um sie in meinem Tagebuche aufzubewahren.

„Verzeichnis der Aussteuer, die ich, Stanislaus aus dem Geschlecht der Corvins Krasinski rc. rc., und meine Gemahlin Angelika Humiecka, unserer sehr geliebten und teuren Tochter Barbara mitgeben bei Gelegenheit ihrer Vermählung mit Sr. Excellenz Michael Swidzinski, Starosten von Radom. Wir flehen den Segen des Himmels auf unser geliebtes Kind herab, und wir segnen es selbst mit väterlicher Liebe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Ich schreibe die Liste der Aussteuer nicht ab; denn es fehlt mir die Zeit dazu. Später werde ich sie ohnehin für mich zu machen haben.

Mittwoch, den 20. Februar 1759.

Nun wohl, die Zeit schreitet fort, in fünf Tagen werden wir Hochzeit haben. Der Starost ist gestern Abend angekommen. Barbara zitterte wie ein Blatt am Baume, als der Page ihn in die Gemächer führte. Heute erwarten wir den Woiwoden, den Oberst, den Abbé Vincent und den Woiwoden und die Woiwodin Granowska, die Schwester des Starosten. Madame Lanckoronska, die andere Schwester des Starosten, wird nicht nach Maleszow kommen können; sie ist augenblicklich mit ihrem Gemahl in Podolien auf ihren Gütern. Barbara bedauert es sehr; sie wünschte sehr, sie kennen zu lernen; man sagt ihr so unendlich viel Gutes nach. Meine Schwester kommt in eine gute Familie. Alle Mitglieder derselben sind so fromm, so ehrenwert. Man erweist ihr viele Höflichkeiten und huldigt ihr, als ob sie eine Königin wäre.

Die Aussteuer ist vollständig fertig. Was noch nicht nach Sulgostow abgeschickt ist, liegt in den Truhen, zu denen

Fräulein Zawistowska die Schlüssel hat. Barbara ist sehr froh, daß sie Fräulein Zawistowska mitnehmen darf. Sie kennt sie seit ihrer Kindheit, und fern vom Elternhause wird sie glücklich sein, sich von ihrer Sorgfalt umgeben zu sehen. Sie wird in ihr schöne Erinnerungen wachrufen. Es folgen ihr außerdem noch andere Leute aus dem Schlosse. Sie nimmt zwei Pagen mit, zwei junge Mädchen, die ihre Paten sind, und die sehr gut sticken, eine Kammerfrau und ein Gesellschaftsfräulein. Diese letztere ist aus sehr guter Familie, unendlich geistvoll und witzig. Sie heißt Luise Linowska und lebt seit einigen Jahren bei uns; Barbara liebt sie leidenschaftlich. Es giebt noch viele andere Mädchen, die sich dem Schutze der Frau Starostin anvertrauen möchten; wenn meine Eltern es erlaubten, könnte sie wenigstens ein Dutzend mitnehmen. Wenn ich mich einmal verheirate, so nehme ich sehr viel mehr in meinen Dienst. Drei unserer Mädchen habe ich schon feierlich versprochen, daß ich sie mitnehmen werde. Eine von ihnen ist die Tochter Hyacinths, des Geschirrwarts. Der arme Mann hat mir schon eine tiefe Verbeugung gemacht, und das erste Mal in seinem Leben hat sich seine Stirn entwölkt.

Sonntag, den 24. Februar 1759.

Also morgen ist Barbaras Hochzeit. Es wimmelt im Schlosse von Gästen. Der Minister Borch*) als Stellvertreter des Königs ist angekommen, ebenso der des Herzogs von Kurland. Es ist Kochanowski, der Sohn des Kastellans und Günstling des Herzogs. Kochanowski ist ein vollendeter

*) In der Geschichte Polens von Stolterfoth aus dem Jahre 1768 wird Borch immer nur als polnischer Kammerherr erwähnt.

junger Mann; man kann in Wahrheit sagen: „Wie der Herr, so der Knecht.“ (Jaki pan taki kram.) Die Einladungen waren für gestern Abend ergangen, und alle Welt hatte sich pünktlich eingefunden. Der Einzug der Neuangekommenen war prächtig. Alles war für ihren Empfang vorbereitet. Vorreiter holten sie ein; unsere Dragoner standen in Parade und präsentierten vor jedem ankommenden Herrn die Gewehre. Kanonendonner und Flintensalven rollten ununterbrochen. Von Zeit zu Zeit spielte die Musik, kurz, ich habe niemals etwas so Schönes, so Belebtes und so Eindrucksvolles gesehen, wie diesen Empfang. Man kann sich denken, daß dem Stellvertreter des Königs ganz besondere Ehrungen vorbehalten waren. Mein Vater erwartete ihn mit entblößtem Haupte auf der Zugbrücke, und um ins Schloß zu gelangen, mußte er ein Spalier durchschreiten, das von unserem Hofstaat, unseren Gästen und allen Gefolgsleuten gebildet war. Von rechts und links empfing er tiefe Verbeugungen, und die Hochrufe hörten gar nicht auf.

Heute inmitten eines großen Gefolges und in Gegenwart der bezeichneten Zeugen wurde der Ehevertrag geschlossen. Von den Formeln habe ich nichts verstanden; ich weiß nur, daß die Geschenke der Braut wundervoll und von bestem Geschmack sind. Der Starost überreichte ihr drei Reihen orientalischer Perlen und Ohrringe von feuersprühenden Diamanten. Der Woiwode schenkte ihr ein Brillantkreuz, eine Haarspange und ein Diadem; der Oberst, immer liebenswürdig und voll Artigkeit, übergab ihr eine Uhr und eine reizende Kette aus Paris. Der Abbé Vincent machte ihr ein Geschenk, das seiner ganz würdig war, nämlich einige Reliquien, kurz, man überhäuft sie.

Bis jetzt hat Barbara noch nie ein Geschmeide getragen. Sie besaß nur einen kleinen Ring mit dem Bilde der heiligen Jungfrau; den wird sie auch nicht ablegen trotz all der schönen Sachen. Ich höre auf zu schreiben; denn man bringt mir den Morgenrock, frisch gewaschen und gebügelt. Die Stickerei wirkt sehr gut; ich will noch die letzte Hand anlegen und ihn dann dem Fräulein Zawistowska bringen, damit sie ihn morgen früh Barbara überreiche, wenn sie sich ankleiden will. Wie hübsch wird sie in dem Morgenkleide aussehen!

VI.

Barbaras Hochzeit.

Der kirchliche Segen. — Der Brautschmuck. — Der Brautzug. — Die Hochzeitssträußchen. — Die Prophezeiung des kleinen Matthias. — Der Segen der Eltern. — Die Trauung. — Die Rede des Vaters. — Die Hochzeitstafel. — Der Trunk aus dem Familienpokal. — Der Hochzeitstanz. — Das Aufsetzen der Haube.

Fastnachtsdienstag, den 26. Februar 1759.

Unser kleiner Matthias sagt, daß hundert Pferde das Fräulein Barbara nicht mehr zurückbrächten. Sie ist jetzt Frau Starostin. Wie werde ich nur alles beschreiben können, was es an Vergnügungen bei diesem Feste gab! Ich bin davon ebenso geblendet wie entzückt. Ich muß meine Gedanken ein wenig sammeln, um der Reihe nach erzählen zu können.

Gestern früh sind wir zur Kirche nach L i s s o w gegangen. Das Brautpaar hat gebeichtet und beim Hochamt das Abend-

mahl genommen. Sie knieten vor dem Hochaltar, und nach der Messe hat der Pfarrer sie eingesegnet. Barbara hatte — wie dankbar bin ich ihr! — das hübsche Morgenkleid angelegt, das ich ihr gearbeitet habe. Es steht ihr entzückend. Aber da es schneidend kalt war, so trug sie darüber einen weißen Atlaskragen mit weißem Fuchs gefüttert, wodurch das Morgenkleid ein wenig verdrückt wurde. Ihr Kopfputz war reizend. Sie trug einen weißen Spitzenschleier, der bis zu den Füßen ging. Als wir zum Schlosse zurückkehrten, ward das Frühstück mit außergewöhnlichem Prunke aufgetragen.

Danach begab sich meine Schwester in ihr Zimmer, und meine Mutter half ihr, unterstützt von 12 Edelfräulein, beim Ankleiden. Sie legte ein weißes Atlasgewand an mit Moireestreifen, mit Brabanter Spitzen verziert und mit Silber gestickt. Das Kleid hatte eine lange Schleppe. Sie trug an der Brust einen Rosmarinstrauß und auf dem Haupte ein Sträußchen von denselben Blumen, von einer Goldagraffe gehalten, in die in Versen ihr Geburtstag, ihr Hochzeitstag und die Glückwünsche eingeschrieben waren, die sie bei dieser Gelegenheit empfangen hatte. Barbara war sehr schön in diesem Putz. Meine Mutter erlaubte ihr aber nicht, Schmucksachen anzulegen; sie glaubte, daß sie Unglück brächten, und daß die für den Rest ihres Lebens bittere Thränen weinen werde, die an ihrem Hochzeitstage Schmucksachen trüge. Mehr brauchte es nicht bei unserer armen Barbara. Sie hatte schon so viel geweint, daß ihre Augen ganz geschwollen waren. In dem Strauße, den meine Mutter an Barbaras Brust befestigt hatte, befand sich ein Dukaten, der an dem Tage ihrer Geburt geprägt worden war, ein Stück Brot und ein wenig Salz. Das ist so Brauch bei uns, und man sagt, daß es

einem dann nie an diesen drei notwendigsten Dingen fehle. Man gebraucht auch noch eine andere symbolische Vorsicht; man fügt nämlich ein Stückchen Zucker hinzu, um die Mühen des Ehestandes zu versüßen.

Zwölf junge Mädchen, unter denen ich auch war, schritten nun Barbara voran dem großen Saale zu. Wir waren alle weiß gekleidet und hatten Blumen in den Haaren. Die Älteste von uns war gerade 18 Jahre alt. Der Oberst und der Abbé Vincent erwarteten uns an der Eingangsthür zum großen Saal, dort kam uns auch der Starost mit 12 Edelleuten entgegen. Hinter ihnen her trug man ein großes Tablett voll Blumen; jeder Strauß war aus Rosmarin, Myrten, Citronenzweigen und Orangeblüten zusammengesetzt und mit einer weißseidenen Schleife versehen. Jede von uns hatte goldene und silberne Nadeln, die Sträußchen anzustecken. Meine Mutter und die älteren Damen, die dieser Ceremonie vorstanden, hatten uns genau unterrichtet, wie wir uns dabei benehmen, welche Sitten und Bräuche wir beobachten müßten, um niemand zu verletzen. Wir hatten alle diese Mahnungen sehr wohl verstanden; als wir aber im Saale waren, hatten wir alles vergessen. Zuerst steckten wir unsere Sträußchen mit sehr würdiger und feierlicher Miene an; aber bald mußten wir lachen und konnten uns nicht mehr halten. Wir begingen tausend Dummheiten und Ungeschicklichkeiten, Gott weiß es; aber man verzieh uns, und das hat mich gar nicht überrascht; denn ich habe schon lange bemerkt, daß man jungen Mädchen nicht lange grollt, besonders wenn sie hübsch sind. Unsere Heiterkeit steckte alle anderen an. Die Verheirateten, alt und jung, die gar kein Anrecht an unsere Sträußchen hatten, baten uns um eins, und wir gaben es

gern. In einem Augenblick war die Blumenpyramide verschwunden; die goldenen und silbernen Nadeln gingen aus, und wir mußten zu gewöhnlichen Stecknadeln greifen. Aber da wir es waren, die sie darboten, so empfing man sie doch mit sehr liebenswürdiger Miene. Kurz, jedermann war bezaubert, und der Saal, der ganz mit Blumen angefüllt war, erschien wie ein Garten.

Plötzlich bemerkte ich, daß der kleine Matthias in einer Ecke des Saales verlassen stand mit sehr traurigem Gesicht, und daß er kein Sträußchen bekommen hatte. Ich näherte mich ihm; da sagte er leise und wehmütig: „Alle Damen haben mich vergessen, und ich wundere mich darüber nicht; aber von Ihnen, Franziska, die ich auf meinen Armen getragen, die ich von Kindheit an so sehr geliebt habe, ist es schlecht, daß Sie mich vergessen haben! Ach, ich sehe es mit Schmerzen voraus, wenn Sie zufällig den königlichen Prinzen selbst heirateten, so würde ich nicht einmal bei Ihrer Hochzeit anwesend sein!“ — Ich wurde rot bis unter die Haarwurzel.

Er hatte recht, der arme Matthias. Schnell lief ich in mein Zimmer, um ihm ein Sträußchen zu holen; aber unglücklicherweise war keins mehr da. Meine Mutter hatte sie alle an die Gesellschaft verteilt. Der Gärtner wohnte fern von hier; ich wußte nicht, was ich thun sollte, und doch wollte ich, daß Matthias sein Sträußchen bekäme, ganz abgesehen von seiner Prophezeiung. Da kam mir ein trefflicher Gedanke. Ich teilte mein Sträußchen, umwand es mit einem weißen Bande und befestigte es mit einer goldenen Nadel an seinem Knopfloche, während ich für mich eine gewöhnliche Stecknadel behielt. Matthias war entzückt von meinem Thun

und sagte: „Franziska, Sie sind ein Engel an Güte! Ich bin manchmal ein Prophet; möchten sich die Wünsche erfüllen, die ich für Sie hege! Ich werde diesen Strauß sorgfältig aufbewahren bis zu Ihrem Hochzeitstage. Was werden Sie sein, wenn ich Ihnen diesen Strauß zurückgebe?“

Es ist sonderbar, die Worte des kleinen Matthias haben mich den ganzen Abend beschäftigt; sie klangen mir in den Ohren, ich konnte mich ihnen nicht entziehen. . . . Aber was denkt er denn, bin ich eine Barbara Radziwill?*) Leben wir noch in den Zeiten, wo die Könige so weit herabstiegen?

Ach, was für Thorheiten sind das alles? Ich träume,

*) Barbara Radziwill war die Gemahlin des Königs Sigismund August von Polen, 1548—1572. Als Tochter des Castellans Radziwill von Wilna vermählte sie sich mit dem Woiwoden Gasztold, ward jedoch bald Witwe und kam als solche an den Hof Sigismunds I. Ihre Schönheit, noch mehr ihre Tugend, gewann ihr das Herz des Prinzen Sigismund August. Da dieser nicht hoffen durfte, die Einwilligung seines Vaters zu der Ehe mit der Tochter eines Castellans zu erhalten, vermählte er sich heimlich mit Barbara und lebte mit ihr auf einem Schlosse bei Wilna. Als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erfuhr, machte er seine Vermählung bekannt und befahl den Woiwoden Littauens, Barbara als Königin anzuerkennen. Die Littauer willigten gern ein und führten Barbara im Triumph in das Schloß der littauischen Großfürsten. Dann erst ließ Sigismund August den Tod seines Vater verkünden. Mit den Polen hatte er einen schweren Stand. Sie nahmen die Vermählung mit Barbara zum Vorwande, Sigismund August die Thronfolge streitig zu machen. Er blieb fest und war bereit, lieber auf Polen zu verzichten, als Barbara aufzugeben. Er trotzte den Magnaten, dem Adel, den Bischöfen und auch seiner Mutter. Endlich sahen die Gegner ein, daß sie den Willen des Königs nicht beugen konnten, und da sie die Losreißung Littauens von Polen nicht wünschten, beschlossen sie, Barbara als ihrer Königin zu huldigen. Sie beteten nachher ihre schöne Königin an, die durch ihre Güte und ihre Tugend alle Herzen eroberte. Leider wurde Barbara dem Könige und dem Lande früh entrissen. Sie starb bereits im Jahre 1551.

statt mich mit meiner Schwester zu beschäftigen. Ich kehre zur Feier zurück.

Die ganze im Saale vereinigte Gesellschaft richtete die Augen auf die Hauptthür. Endlich öffneten sich die beiden Flügel, und Barbara, ganz in Thränen, trat ein, von zwei Damen geführt. Sie ging mit zitterndem Schritte; ihre Brust war gepreßt; sie konnte kaum ihr Schluchzen unterdrücken. Der Starost betrachtete sie mit Rührung, näherte sich ihr, ergriff ihre Hand und führte sie zu unsern Eltern. Beide knieeten vor ihnen nieder, um ihren Segen zu empfangen. Das Alles ging unter allgemeiner Rührung vor sich. Dann machten die Neuvermählten die Runde durch den Saal, und jeder brachte ihnen Glückwünsche dar. Darauf begaben sich alle in die Schloßkapelle. Abbé Vincent stand vor dem Altar. Der Minister Borch als Vertreter des Königs und Kochanowski, der Sohn des Castellans, boten Barbara die Hand, und der Starost bot die seine Fräulein Malachowska, der Tochter des Woiwoden, und mir. Meine Eltern und die übrigen Familienmitglieder und Gäste folgten paarweise. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß man nur das Rauschen der Seidenkleider hörte. Zahllose Kerzen brannten um den Altar. Ein reicher Teppich, in Gold und Silber gestickt, bedeckte seine Stufen; zwei Betstühle aus rotem Sammet, der eine mit dem Wappen der Krasinski, der andere mit dem der Swidzinski gestickt, waren für das Brautpaar bestimmt. Es kniete nieder; die Damen standen rechts, die Herren links vom Altar. Ich hielt ein goldnes Tablett, auf dem die Brautringe lagen. Meine Eltern standen hinter Barbara, der Woiwode hinter seinem Sohne. Man stimmte das Veni creator! an, worauf der Abbé eine lange, fast ganz lateinische

Rede hielt, und dann begann die Trauung. Barbara sprach trotz Thränen und Schluchzen ziemlich deutlich: „Ich nehme Sie zum Gatten u. s. w.“; aber der Starost sprach viel lauter und vor allem viel bestimmter. Nach dem Wechseln der Ringe warfen sich die Neuvermählten meinen Eltern zu Füßen und empfingen wieder ihren Segen. Auf ein Zeichen des Ceremonienmeisters begannen die italienischen Musiker und Sänger, die eigens bestellt waren, Gesang und Spiel. Draußen lösten unsere Dragoner Flinten und Kanonenschüsse. Als der Lärm sich so weit gelegt hatte, daß es möglich war, sich verständlich zu machen, richtete mein Vater an die Neuvermählten folgende Rede:

„Dieser Bund, den der Himmel gesegnet hat, wird zum Ruhme des Ewigen dienen, der das Weltall regiert. Möchten Eure Schwüre, die Gott empfangen hat, das Unterpfand Eures Glückes sein! Ihr müßt beide darüber wachen; aber der Beruf des Gatten ist der ernstere: er soll der Führer und der Vater seiner Frau sein! Ihre Tugenden und guten Eigenschaften, Herr Starost, geben mir die Gewähr dafür. Was Dich angeht, meine geliebte Tochter, so gebietet Dir Deine Pflicht, immer Deiner Mutter dankbar zu bleiben für die Erziehung, die sie Dir gegeben, für die Sorgfalt, die sie Dir von Kindheit an hat angedeihen lassen. Sei tugendhaft! Die Tugend ist ein Schatz, sie ist der gerade Weg, der Ruhm, der alle Güter dieser Welt übertrifft. Bewahre Dir Weisheit in Deinen Worten, Bescheidenheit und Anmut in Deinen Handlungen; vor allem höre nie auf, Gott zu danken! Liebe Deinen Gatten und gehorche ihm, wie Du es bisher Deinen Eltern thatest. Hasse das Böse, beherrsche Dich selbst und nimm willig die Leiden dieser Welt auf Dich! Wähle immer



Barbara Radziwill.

Deine Vernunft und Deine Religion zu Führern, und Gott segne Dich, wie ich Dich in diesem feierlichen Augenblick segne!"

Bei den letzten Worten fing Barbara an zu weinen. Sie war so erschüttert, daß man nicht verstehen konnte, was sie meinem Vater antworten wollte. Sie warf sich meinen Eltern zu Füßen.

Darauf erfolgten Glückwünsche von allen Seiten. Zuletzt besprengte der Abbé Vincent alle Anwesenden mit Weihwasser und reichte dann den Deckel des Kelches, der bei der Messe gebraucht worden war, der Gemahlin des Oberbrotmeisters Jordan zum Kusse. Das war ein großer Fehler, ein unbegreiflicher Verstoß gegen die Ranggesetze. Er hätte ihn zuerst der Gemahlin des Castellans Kochanowski, der Mutter des Vertreters des Prinzen Karl, reichen müssen. Meine Mutter, die den Verstoß glücklicherweise bemerkte, machte ihn wieder gut, indem sie die Castellanin bat, mit der Woiwodin Granowska den Starosten zurückzuführen. Die anderen gingen in der vorigen Reihenfolge in den großen Gesellschaftssaal, Barbara zwischen dem Vertreter des Königs und dem Woiwoden Malachowski. Bald darauf wurde verkündet, daß das Mahl bereit sei.

Die Tafel war sehr groß und bildete den Buchstaben B. Die Ausschmückung war herrlich. In der Mitte stand eine Pyramide aus Zucker, vier Fuß hoch. Zwei Wochen lang hatte ein französischer Koch daran gearbeitet. Sie stellte den Tempel Hymens dar, mit allegorischen Figuren geschmückt, und oben waren die Wappen der beiden Familien sichtbar, mit französischen Inschriften. Daneben gab es noch eine große Menge anderer schöner Sachen: Porzellanfiguren und

goldene und silberne Körbe, kurz, der Tisch war so reich besetzt, daß unser Zwerg Peter nicht dazwischen hätte herumspazieren können. Es ist mir nicht möglich, die Gerichte aufzuzählen, und der Kellermeister würde große Mühe haben, die Zahl der ausgetrunkenen Weinflaschen anzugeben. Ich will nur mitteilen, daß ein ganzes Faß Ungarwein ausgetrunken wurde. Man nannte ihn den Wein des Fräuleins Barbara. Mein Vater hatte ihn am Tage von Barbaras Geburt nach altpolnischem Brauch gekauft, damit er an ihrer Hochzeit getrunken werde. Jede von uns vier Schwestern hat bereits ihr Faß Wein im Keller liegen. Unser Kellermeister sagte mir, daß, wenn der meinige noch zwei Jahre liegen bleibt, er vorzüglich werden würde. Es gab zahllose Trinksprüche. Man trank auf die Neuvermählten, auf die Republik, auf den König, den Herzog von Kurland, den Fürsten Primas, auf die Geistlichkeit, auf den Herrn und die Herrin des Hauses und auf die Damen, und nach jedem Trinkspruch wurden die Flaschen zerbrochen, Kanonenschüsse gelöst und in die Trompeten gestoßen. Gegen Ende des Nachtisches folgte eine vollkommne Ruhe nach all dem Lärm. Wir dachten, mein Vater würde die Tafel aufheben; aber wir hatten uns sehr getäuscht. Er rief den Haushofmeister, sagte ihm einige Worte, worauf dieser eine Schachtel aus schwarzem Maroquin herbeiholte, die ich noch nie gesehen hatte. Mein Vater entnahm ihr einen goldenen Kelch, der die Form eines Raben hatte und reich mit Edelsteinen besetzt war. Er zeigte ihn der ganzen Gesellschaft und erzählte dabei, daß der Becher von der römischen Familie Corvinus stamme, und daß er ihn seit seinem Hochzeitstage nicht mehr berührt habe. Darauf reichte ihm der Kellermeister eine Flasche, die ganz mit Sand

bedeckt war und ein respektvolles Alter verriet. Mit einem gewissen Stolze sagte mein Vater, daß der Wein hundertjährig sei, und entleerte die Flasche in den Kelch. Aber da dieser noch nicht voll war, so füllte er ihn mit einer andern Flasche desselben Weines und trank dann den Becher mit einem Zuge auf das Wohl der Neuvermählten leer. Der Trinkspruch wurde mit Begeisterung aufgenommen, und Musik und Kanonendonner fielen wieder ein. Der Kelch machte darauf die Runde, und seine Kraft war der Art, daß es ihm gelang, noch ein ganzes Hundert Flaschen des edlen Weines trinken zu lassen. Nach diesem Gnadenstoß verließ jeder die Tafel, so gut er konnte.

Es war schon ganz dunkel. Die Damen stiegen in ihre Gemächer hinauf, um andere Toilette zu machen; aber die Braut und wir Ehrenfräulein blieben, wie wir waren. Um 7 Uhr, als sich der Nebel des Weines ein wenig verzogen hatte, eröffnete der Vertreter des Königs den Tanz mit Barbara. Man tanzte zuerst Polonaise, Menuett und Quadrille; aber als man sich mehr und mehr ermunterte, folgten auch Mazurkas und Krakoviaks.*) Kochanowski tanzte den

*) Der Name Masurka (polnisch Mazurek) kommt von Masovien oder Masuren, einem ehemals zu Polen gehörenden Herzogtum, und ist ein Diminutiv dieses Namens, bedeutet also eigentlich Klein-Masuren. Doch bezeichnet das Wort im Polnischen auch Melodie. Die Masurka ist der polnische Nationaltanz, bald anmutig, bald melancholisch, dann wieder lebhaft und heiter, immer reizvoll durch die frische und ausdrucksvolle Melodie.

Der Krakoviak stammt aus Krakau und ist ein Tanz, bei dem die Tanzenden einen Wechselgesang anstimmen. Meist war es ein Gesang liebender Personen, die auf diese Weise ihre Neigungen und Hoffnungen ausdrückten. Der Tänzer begann eine Strophe, die Tänzerin antwortete in ähnlichem Reim und Rhythmus, und bisweilen sangen beide zusammen.

Krakoviak ganz wundervoll. Dabei sang nach altem Brauch der Vortänzer Couplets, die von den anderen wiederholt wurden. Er dichtete eins, als er mit Barbara tanzte, das ungefähr diesen Sinn hatte: „Heute möchte ich weder König noch Woiwode sein; ich erstrebe nur das Glück des Starosten. Er hat die vollkommenste aller Frauen gewonnen!“

Nach einer Weile unterbrach man den Ball und die Festreden, die sich fortwährend erneuerten, und setzte einen Stuhl in die Mitte des Saales. Die Neuvermählte nahm darauf Platz, und die zwölf Ehrenfräulein machten sich nun daran, ihr den Schleier zu lösen, indem sie mit klagendem Tone sangen: „O Barbara, nun ist es geschehen; wir verlieren Dich!“ Meine Mutter nahm ihr den Kranz ab, und die Frau Woiwodin Malachowska ersetzte ihn durch ein Spitzenhäubchen. Ich hätte aus vollem Herzen lachen mögen über diese Verwandlung, wenn ich Barbara nicht hätte in Thränen schwimmen sehen. Indessen das Häubchen stand ihr entzückend, und jedermann wiederholte, daß ihr Gatte sie sehr, sehr lieben würde, woran ich gar nicht zweifle; denn wie könnte man ein so gutes und sanftes Geschöpf nicht lieben!

Als die Feierlichkeit des Haubenaufsetzens vorüber war, fing der Ball wieder an, und nach dem Brauch, den der neue Hof eingeführt hat, mußte Barabara mit dem Vertreter des Königs den drabant tanzen. Darauf stimmte die Musik eine ernste Polonaise an: der Woiwode Swidzinski reichte der Braut die Hand, und nach der Reihe tanzte sie nun mit allen Herren der Gesellschaft. Da die Polonaise mehr ein Gang als ein Tanz ist, so paßt sie für jedes Alter. Sogar mein Vater tanzte sie; aber als er mit Barbara einmal die Runde um den Saal gemacht hatte, übergab er sie dem

Starosten, und das allen Ernstes. Die Polonaise beschloß den Ball, und meine Mutter schickte uns zu Bette.

Die alten Damen bemächtigten sich Barbaras und führten sie in das Zimmer, das für sie und für ihren Gatten hergerichtet war. Man hat mir erzählt, daß es bei dieser Gelegenheit noch einige sehr rührende Reden, Ermahnungen, Glückwünsche und Thränen gegeben habe. —

Ich habe vorzüglich geschlafen; ich hatte es aber auch nötig und bin heute Morgen nicht allzu müde. Mein Gott, wie vergnügt bin ich gestern gewesen! Mit dem Vertreter des königlichen Prinzen habe ich öfter getanzt als mit allen anderen. Er ist so liebenswürdig und weiß so gewandt zu plaudern. Das ist kein Wunder; denn er ist in Paris und Luneville gewesen und erst vor einem Jahre zurückgekommen. Der Prinz hat ihn sofort an seine Person gefesselt, worauf er sich nicht wenig zu gute thut. Wirklich, wenn sein Prinz ihm noch überlegen ist, so muß er etwas geradezu Ideales sein.

Ich freue mich schon auf heute Abend. Wir müssen aber früh anfangen zu tanzen; denn da Fastnacht-Dienstag ist, darf nur bis Mitternacht getanzt werden.

Ich habe Barbara noch nicht gesehen. oder vielmehr die Frau Starostin; denn meine Eltern wollen nicht, daß man sie noch anders nennt. Es ist mir ganz ungewohnt, sie nicht mehr unter uns zu sehen; aber ich habe ihr Bett und ihr Arbeitstischchen geerbt. Ich bin jetzt in alle Rechte der Aeltesten eingerückt, bin nicht mehr Franziska, noch viel weniger Fränzchen, sondern die kleine Starostina. Nun, etwas mußte ich auch zum Troste haben.

VII.

Der Besuch auf Schloß Sulgostow.

Aschermittwoch. — Die junge „Frau Starostin“. — Barbaras Abschied von Maleszow. — Der Empfang in Sulgostow. — Franziskas erste Tasse Kaffee. — Schloß Maleszow ohne Barbara.

Mittwoch, den 27. Februar 1759.

Da sind wir bei dem traurigen Aschermittwoch angelangt. Jetzt muß man ein ganzes Jahr schmachten bis zur Ankunft des neuen Karnevals.

Unsere Gäste fangen schon an, uns zu verlassen. Der Vertreter Sr. Majestät ist schon fort; die jungen Gatten werden übermorgen abreisen. Wir begleiten sie nach Sulgostow. Der Starost erlaubt keinem Fremden den Zutritt zu seinem Palast, weil die Vergnügungen in der Fastenzeit verboten sind. Nur mit dem Sohne des Kastellans Kochanowski wird eine Ausnahme gemacht. Er hat sehr um diese Gunst gebeten, und man konnte sie ihm nicht abschlagen, da er der Schulkamerad des Starosten gewesen ist.

Ich freue mich sehr auf die kleine Reise. Ich werde den Palast und die Besitzungen meiner lieben Schwester sehen.

Ich gewöhne mich sehr schwer daran, Barbara „Frau Starostin“ zu nennen; aber ich muß thun wie meine Eltern, die sie nie anders anreden.

Seit ihrer Hochzeit ist Barbara sehr ernst geworden. Sie trägt nur noch lange Schleppkleider. Mir kommt es vor, als ob sie durch diese großen Toiletten um mehrere Jahre älter geworden sei. Sie sieht noch recht traurig aus; aber das ist begreiflich in dem Augenblick, da sie das Eltern-

haus verlassen soll, und dann muß auch der Gedanke, allein mit einem Manne zu sein, den sie kaum kennt, sehr beunruhigend sein.

Sie ist so schüchtern in Gegenwart des Starosten, daß niemand in ihm ihren Gatten vermuten würde. Er dagegen ist durchaus nicht schüchtern. Er nennt sie sogar „meine Frau"; er nähert sich ihr sehr oft und spricht mehr mit ihr als er je mit meinen Eltern gesprochen hat.

Sonnabend, den 9. März 1759.

Gestern sind wir aus Sulgostow zurückgekehrt. Es hat mir sehr gut dort gefallen. Aber es war doch ein großer Kummer, daß wir die Frau Starostin nicht wieder mitnehmen konnten. Wie die Zeit vergeht! Es sind schon acht Tage, seit sie das Schloß verlassen hat.

Letzten Freitag, als alle unsere Gäste abgereist waren, ging Barbara sehr früh aus und begab sich in die Pfarrkirche von Lissow. Sie stiftete einer Kapelle, die das Bild ihrer Schutzheiligen enthält, ein goldenes Herz und nahm dann Abschied von dem Pfarrer. Ins Schloß zurückgekehrt, verabschiedete sie sich von den Höflingen und den Leuten des Gefolges. Darauf ging sie aufs Vorwerk und verteilte ihre Mädchenwirtschaft. Ihre Kühe, Gänse und Hühner schenkte sie einem Bauer von Maleszow, der vor kurzem abgebrannt ist; sie behielt für sich nur die Haubenhühner und die Schwäne, die sie mit nach Sulgostow nehmen wollte. Mir ließ sie ihre Vögel und ihre Blumen.

Nachdem sie so alles verteilt hatte, was ihr gehörte, wollte sie noch einmal das ganze Schloß besuchen. Sie

durcheilte alle Zimmer, stieg in alle Stockwerke und hielt sich längere Zeit in der Kapelle und in unserem Mädchenzimmer auf.

Kaum hatten wir unser Frühstück beendet, als sich Peitschenknall hören ließ. Ein Page trat ein und meldete, daß die Wagen vorgefahren wären. Der Starost näherte sich Barbara und sagte ihr, daß es Zeit zum Scheiden sei. Bei diesen Worten übermannte sie das Weh, Thränen überschwemmten ihre Wangen. Sie warf sich unseren Eltern zu Füßen, um ihnen zu danken für ihre Güte, für ihre Sorgfalt und für das Glück, das sie ihr während 18 Jahre bereitet hätten. „Ich kann nichts weiter wünschen", sagte sie, „als auch in Zukunft so glücklich zu bleiben, als ich es bis zu diesem Tage gewesen bin!"

Zum ersten Male habe ich meinen Vater weinen sehen. Ach, was für zärtliche Segensworte hat die arme Barbara noch empfangen! Alle Anwesenden waren gerührt.

Als wir uns der Zugbrücke näherten, wehrte uns der Hauptmann der Dragoner den Uebergang. Er sagte zu dem Starosten, daß er ihn nicht abreisen lassen würde, ohne ein Pfand von ihm empfangen zu haben, das als stillschweigendes Versprechen dafür gelte, daß er Barbara einst ins Schloß zurückführen werde. Der Starost gab ihm einen schönen Diamantring.

Während dieses Zwiegespräches betrachtete ich die Wagen des jungen Ehemannes. Sie sind wirklich prächtig. Der erste, zweisitzig, ist gelb und mit rotem Tuch ausgeschlagen; dann kam ein schöner Landauer, dann eine Kalesche und mehrere Britschkas. Die Pferde sind von edelster Rasse; die gelbe Karosse war mit sechs Apfelschimmeln (siwo-iablkowite)

bespannt; sie war für das junge Paar bestimmt. In den anderen Wagen nahm das Gefolge Platz; wir selbst fuhren ganz am Ende des Zuges.

Die Frau Starostin schluchzte dermaßen, daß wir sie hören konnten. Mir brach fast das Herz.

Die Höflinge, die Pagen bis herab zu den Bauern, begleiteten uns eine weite Strecke. Barbara warf ihnen alles Geld zu, das sie bei sich hatte, und der Starost war von einer Freigebigkeit, die nicht ihresgleichen hat. Er beschenkte alle, vom Haushofmeister an bis zum untersten Schloßbedienten.

Ueberall, wo wir anhielten, sei es, um die Pferde ruhen zu lassen, sei es, um die Nacht zuzubringen, wurden wir bewundernswert gut bedient. Der Starost befahl, und der gedeckte Tisch stand da. Die Juden, die eigentlichen Pächter der Wirtshäuser an der Landstraße, waren mit ihren Kindern und ihren Habseligkeiten an die Luft gesetzt worden, um uns Platz zu machen.

Kurz ehe wir in Sulgostow ankamen, trafen wir den Woiwoden und den Abbé Vincent, die uns entgegengekommen waren, das junge Paar einzuholen.

Die Bauern, von dem Verwalter des Starosten angeführt, erwarteten uns an der Sulgostower Gutsgrenze und boten uns Salz und Brot dar. Der Dorfälteste hielt eine Rede, an deren Schluß alle riefen: „Das junge Paar soll leben hundert Jahre!"

Bei unserm Eintritt in den Schloßhof schoß eine Schwadron Husaren ihre Gewehre ab, und ihr Hauptmann präsentierte vor uns den Degen. Der Woiwode und sein Neffe mit

dem ganzen Hofe empfingen uns an der ersten Pforte. Freudige Zurufe ertönten von allen Seiten.

Der Starost reichte der Frau Starostin ein riesiges Schlüsselbund dar, und vom nächsten Morgen an ergriff sie die Zügel der Regierung. Alles ging in schönster Ordnung. Sie gab ihre Befehle, daß es eine Lust war, ihr zuzusehen. Meine Mutter hat sie allerdings von Kindheit an gelehrt, die Wirtschaft zu führen.

Sulgostow gewährt ein ganz anderes Bild als Maleszow. Es giebt wenig Beziehungen zwischen beiden. Dies ist ein Palast, jenes ein Schloß.

Sulgostow ist heiter und prächtig. Der Luxus bricht überall durch. Die Großartigkeit verrät sich in den geringsten Einzelheiten. Der Hof ist zahlreich, die Tafel vorzüglich; aber was das Wichtigste von allem ist, jedermann ist aufs zuvorkommendste um meine Schwester bemüht. Ich merke schon, sie wird unser Schloß bald vergessen haben.

Ich habe sehr gute Speisen in Sulgostow genossen; u. a. habe ich auch zum ersten Male Kaffee getrunken. Meine Eltern lieben ihn nicht; sie sagen, er sei ungesund für die Jugend, besonders für junge Mädchen. Er erhitze das Blut und verderbe die Haut. Aber ich denke, sie werden von ihrem Vorurteil zurückkommen. Der Gebrauch des Kaffees ist erst vor kurzer Zeit in Polen eingeführt; man wird sich daran gewöhnen. Ich für meinen Teil habe schon in Sulgostow angefangen, ihn sehr gern zu trinken. Der Starost ist ganz vernarrt in dies Getränk. Er hat auch meine Eltern gebeten, daß sie mir erlauben, jeden Tag ein Täßchen zu trinken.

Wir haben viel bei dem Kaffeetrinken gelacht, als uns die Verse der Dichterin Druzbacka einfielen. Sie erzählt von

einer Neuvermählten, die in das Schloß ihres Gemahls einzieht und sagt: „Sie fand dort nicht einmal drei Kaffeebohnen; aber dafür gab er ihr eine große Terrine voll Biersuppe mit Käse“ (piwo grzane). Nun, das kann die Frau Starostin nicht von sich sagen.

Ich war sehr traurig, daß wir den Palast des Starosten so bald wieder verließen. Herr Kochanowski, der Sohn des Kastellans, war vortrefflich gelaunt, was mir viel Vergnügen machte. Auf unsern Ausfahrten ritt er immer neben unserm Wagenschlag.

Die Frau Starostin hat geweint, als wir abreisten; auch ich war traurig und bin es noch mehr in Maleszow, das wird noch einige Zeit so dauern.

Ich ahnte es, meine gute Schwester hat alle meine Heiterkeit mit hinweggenommen. Es kommt mir vor, als sei das Schloß verödet, der Hofstaat nicht mehr vorhanden, kein Vergnügen mehr zu erwarten. Meine Eltern sind auch sehr traurig. Barbara, als unsere Aelteste, kam ihnen öfter nahe als wir und erwies ihnen tausend Dienste. Ich versuche, sie zu ersetzen; aber es macht mir viel Mühe, die Pfeife für meinen Vater ebenso gut zu stopfen und meiner Mutter die farbige Seide auszusuchen, die gerade für ihre Stickereien paßt. Aber mit der Zeit und mit Gottes Hilfe werde ich geschickter werden; doch werde ich niemals Barbara gleichkommen. (Hier erlaube ich mir, sie noch so zu nennen). Ich habe viel guten Willen, und trotzdem vergesse ich so viele Dinge, während Barbara niemals etwas vergaß. Der ganze Hof spricht noch mit Rührung davon.

Meine Eltern schicken heute einen Pagen nach Sulgostow, um nach dem Befinden der Frau Starostin zu fragen. Alle

Pagen stritten sich um die Ehre dieser Sendung. Michael Chronowski, der morgen nach Opole abreist, sehnte sich in seinen früheren Stand zurück.

Das Schloß wird immer öder. Der Sohn des Kastellans ist abgereist, und während dreier langer Tage haben wir nicht einen einzigen Besuch empfangen, außer einigen Bettelmönchen und einem benachbarten Edelmanne, der meinen Eltern seine junge Frau vorstellte. Dieser Edelmann gehörte früher zu unserm Hofstaate; er sah recht standesgemäß aus. „Liebes Herz," sagte er zu seiner Frau, die nicht zwei Worte gesprochen hat, „wenn ich ein guter Gatte, ein guter Vater bin, so danke es in erster Reihe dem Herrn Starosten und sodann dem Haushofmeister. Der erstere ersparte mir keine Rüge und der letztere keine Peitschenhiebe!" Diese kindliche Offenheit hat mir sehr gefallen, und meine Eltern machten dem jungen Mann sehr schöne Geschenke.

Keine weiteren Besuche im Schlosse; alles ist traurig und totenstill, wie das so kommt nach sehr viel Freude und Unruhe. Ich darf indessen eines Umstandes nicht vergessen, über den ich lachen mußte, wie eine Tolle. Meine Mutter hat nach der Hochzeit alle Kleider Barbaras und ihre ganze Mädchenaussteuer an die Fräulein ihres Gefolges (panny narespekcie) und an die Dienerinnen verteilt. Während unserer Abwesenheit haben alle diese Mädchen sich die Kleider, Jacken und Mäntel passend machen lassen, und am Sonntag stellten sich alle in ihren neuen Kleidungsstücken vor. Wohin man die Augen wandte, sah man die Trümmer von Barbaras Garderobe. Der kleine Matthias war der erste, der es bemerkte. Er that, als ob er seufzte, und als man nach dem Grunde fragte, antwortete er: „Mein Herz schnürt sich zu-

sammen, wenn ich sehe, wie das verstorbene Fräulein Barbara ausgeplündert ist!“ Alle Welt fing an zu lachen; aber ich und Thekla lachten mehr als alle anderen, so sehr, daß mein Vater schalt und uns das alte Sprichwort ins Gedächtnis rief: „Bei Tisch wie in der Kirche!“ Der kleine Matthias ist zu drollig; wie sollte man dabei nicht lachen!

VIII.

Kochanowskis Werbung und der Besuch der Lubomirski.

Kochanowski in Gala. — Die Gans in schwarzer Sauce. — Des Vaters Gründe für die Ablehnung. — Franziskas Betrachtungen und Zukunftsträume. — Das Gebet einer sechzehnjährigen Starostina. — Fürst und Fürstin Lubomirski. — Hofsprache. — Noch einmal die Belehnung des Prinzen Karl. — Pläne für Franziskas weitere Ausbildung. — Vorbereitungen zur Abreise. — Freudenthränen über Barbara.

Freitag, den 15. März 1759.

Gestern hat sich etwas ereignet, das in meinem Tagebuche Platz finden muß. Als ich gestern nach unserer Gewohnheit mit Madame und meinen Schwestern in die Zimmer meiner Eltern trat, fand ich dort den Sohn des Kastellans Kochanowski vor. Er sprach mit meinem Vater in einer Fensternische. Ihre Unterhaltung war so lebhaft, daß sie uns gar nicht bemerkten, als wir eintraten. Ich hörte nur die letzten Worte, die mein Vater mit besonderem Nachdrucke sprach: „Mein Herr, Sie sollen sogleich meine endgültige Antwort erhalten!“ Darauf redete er leise mit meiner Mutter, und diese ließ den Haushofmeister kommen und gab ihm heimlich einen Befehl. Bald darauf trug man das Essen auf. Herr Kochanowski setzte sich mir gegenüber; ich konnte

nicht umhin, die ausgesuchte Sorgfalt zu bemerken, die er auf seinen Anzug verwandt hatte. Er trug einen Rock aus gesticktem Sammet, eine weiße Atlasweste und ein Jabot und Manchetten von Spitzen. Er war gekräuselt, gebrannt, pomadisiert, kurz, alles verriet Absicht in dieser Toilette. Sein Benehmen stimmte damit überein. Er tänzelte umher, sprach sehr viel, war sehr aufgeregt, brachte viel Französisch an und war doppelt so witzig wie sonst. Das alles stand ihm nicht schlecht und machte mir Spaß.

Das Essen zog sich sehr in die Länge. Der Braten ließ einige Zeit auf sich warten, und ich hatte Muße zu beobachten, daß unser Gast, obgleich er unablässig lächelte und sprach, sich nicht sehr wohl fühlte. Er wurde abwechselnd bleich und rot. Endlich öffnete sich die Thür, und die Diener trugen ein neues Gericht auf. Kochanowski wurde blaß wie ein Leinentuch, und da ich nicht wußte, worauf ich diese Unruhe zurückführen sollte, sah ich mich nach allen Seiten um. Da fielen meine Augen auf die Schüssel, die man soeben hereingebracht hatte. Ich sah eine Gans in schwarzer Sauce (jusznik), was bei uns einen Korb bedeutet.

Ich wagte nicht mehr die Augen aufzuheben. Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich dachte an die Krakoviaks, die Mazureks, das Menuett und alle die Tänze, in denen Kochanowski so viel Anmut entfaltete, sodann an seine stattliche Haltung zu Pferde, an die französischen Worte, die er in die Unterhaltung streute, und die vielen Artigkeiten. Eine schmerzliche Bewegung bemächtigte sich meiner. Ich verlor den Mut und konnte kein Gericht mehr anrühren. Meinen Eltern ging es ebenso. Wenn das „graue Ende"

dem Essen nicht zu Hilfe gekommen wäre, so würde es unberührt hinausgekommen sein.

Mir schien, als hätten wir Jahrhunderte bei Tisch gesessen. Ich war ungeduldig, die Lösung zu erfahren. Endlich gab mein Vater das Zeichen, und man erhob sich, aber während jeder das Dankgebet sprach, verschwand Herr Kochanowski durch die kleine Thür des Saales und erschien nicht wieder.

Nachdem die Höflinge und Kammerherren sich zurückgezogen hatten, geboten mir meine Eltern, meine Arbeit beiseite zu legen und zu ihnen zu kommen. Mein Vater sagte zu mir: „Meine Tochter, Herr Kochanowski, der Sohn des Castellans von Radow, hat mich um Deine Hand gebeten; ich weiß, daß er aus altem, edlem Hause ist, und daß er ein schönes, dem Deinen entsprechendes Vermögen hat. Aber trotzdem sagt uns diese Partie gar nicht zu. Zunächst ist Herr Kochanowski zu jung und schmückt sich nur mit dem Titel seines verstorbenen Vaters; dann hat er noch wenig Gunstbeweise vom Hofe empfangen, oder vielmehr die Auszeichnungen, die er empfangen hat, haben ihm keine sehr hervorragende Stelle verschafft. Endlich finde ich, daß er sich ein wenig zu ungestüm erklärt hat, auch eine sofortige entscheidende Antwort verlangte. Wir haben ihm unsere Antwort gegeben; sie entspricht seinem Benehmen. Wir sind sicher, Fränzchen, daß Du billigen wirst, was wir gethan haben.“

Darauf befahl er mir, meine Arbeit wieder aufzunehmen, ehe ich nur Zeit hatte, ja oder nein zu sagen.

Ohne Zweifel teile ich die Ansicht meiner Eltern; aber da ich mir versprochen habe, in meinem Tagebuche ehrlich zu sein, offen, ohne Rückhalt, so muß ich gestehen, daß

mir weder das Alter Kochanowskis, noch die Art seiner Werbung genügende Hindernisse zu sein scheinen. Der wahre Grund der Weigerung liegt darin, daß er keinen Titel hat, und daß ein Vicekastellan nichts Besonderes ist, wie der kleine Matthias sagt. Ein Kastellan, ja, der stellt etwas vor! Nun, Gott liest in meiner Seele, und ich versichere, daß ich gar keine Lust habe, mich zu verheiraten. Ich fühle mich so wohl, so vollkommen glücklich in meinem Elternhause. Nach meiner Rückkehr aus Sulgostow bin ich einige Tage traurig gewesen; aber ich habe meine alte Heiterkeit zurückbekommen.

Meine Stellung ist sehr verschieden von dem, was sie früher war. Wenn keine Fremden bei Tisch sind, bin ich die vierte, die bedient wird. Ich soll meine Eltern überall hinbegleiten, wohin sie gehen. Es thäte mir doch leid, so süße und schöne Vorrechte aufzugeben. Auch ist die Ehe gar nicht so schön, wie man sagt. Die Laufbahn der Frau ist damit beendet. Ist man einmal verheiratet, so steht alles fest und unveränderlich für das Leben: kein Schwanken mehr, keine Zweifel, keine schöneren Hoffnungen. Man weiß, was man sein muß, und was man bis zu seinem Tode sein wird. Und ich liebe es doch so sehr, meinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Eine Kuhhaut wäre nicht groß genug, alles darauf zu schreiben, was mir durch den Kopf geht. Wenn ich bei meiner Arbeit sitze, so ist mein Geist mehr beschäftigt, als meine Finger. Es ist so schön zu träumen, sich eine schöne Zukunft auszumalen und alles das mit seiner Einbildungskraft auszuschmücken. Meine Mutter hat gut sagen: „Ein hochwohlgeborenes und ein wohlerzogenes Fräulein darf niemals an ihren zukünftigen Gatten denken!“ Aber, lieber Gott, es ist

ja nicht gerade der Gatte, an den ich denke! Da sind tausend Dinge, Erinnerungen, Hoffnungen, Romangestalten, die ich unwillkürlich auf mich beziehe. Ich sage mir manchmal, wenn ich ein Schicksal haben sollte, wie die Heldinnen der Mademoiselle de Scudéry, der Madame de la Fayette und der Madame de Beaumont! Ich versetze mich so gut in ihre Lage, daß ich glaube, alle die Abenteuer erlebte ich selbst; aber ich muß doch bemerken, daß Barbaras Hochzeit diesen Hang zu träumen in mir verstärkt hat. Sie tadelte es und hinderte mich immer, Romane zu lesen; aber um die verlorene Zeit wieder einzuholen, läßt Madame mich sehr viel lesen, und je mehr ich lese, um so mehr verliert sich meine Einbildungskraft ins Weite.

Barbara war ganz anders geartet. Sie hat mir geschworen, daß sie niemals an die Zukunft, an ihren Gatten gedacht habe, und wenn der Gedanke an ihn ihr zufällig einmal gekommen sei, so sei es nur während des Gebetes geschehen. Man muß nämlich wissen, daß wir auf Befehl unserer Mutter vom sechzehnten Jahre an also beteten: „Lieber Gott, gieb mir Weisheit, gute Gesundheit, die Freundschaft des Nächsten und einen guten Gatten!“ Das war der einzige Augenblick, in welchem Barbaras Gedanken bei einem Gatten weilten. Und das dürfe man auch, sagte sie, da er doch eines Tages unsern Vater und unsere Mutter ersetzen soll, und da wir ihn lieben und ihm gehorchen müßten und mit ihm lebten bis zu unserm Tode. Uebrigens kümmerte sie sich gar nicht darum, wer er wäre, noch wann er käme. Aber trotz ihrer Gleichgültigkeit ist es ihr vorzüglich gelungen; sie hat den besten und ehrenwertesten Mann bekommen. Sie schreibt uns, wenn sie den Abschiedsschmerz ein wenig über=

wunden haben würde, es auf der ganzen Welt keine glücklichere Frau gäbe, als sie. Man merkt, daß sie den Starosten alle Tage lieber gewinnt, und daß sie vollkommen mit ihrem Schicksal zufrieden ist. Und ich? Wer weiß, was mich erwartet? Kurz, meine Eltern haben sehr gut daran gethan, Herrn Kochanowski abzuweisen. Ich beklage ihn nichts destoweniger wegen der Demütigung, die er erlitten hat. Wenn ich aber der Prophezeiung des kleinen Matthias glauben darf, so wird er sich bald trösten.

Sonntag, den 17. März 1759.

Gestern, gerade als wir uns zum Abendessen setzen wollten, empfingen wir den Besuch meiner Tante, der Fürstin Woiwodin von Lublin, und des Woiwoden, ihres Gemahls. Es war eine sehr reizende Ueberraschung. Da sie der Hochzeit meiner Schwester nicht beiwohnen konnten, durch wichtige Pflichten an den königlichen Prinzen gefesselt, der in sein Herzogtum Kurland abreiste, so kamen sie jetzt, uns zu entschädigen und meinen Eltern Glück zu wünschen zur glücklichen Verheiratung ihrer Tochter. Die Ankunft dieser vornehmen Gäste hat unserm Schlosse wieder Leben gegeben.

Mein Vater ist außer sich vor Freude; er weiß nicht, was er alles thun soll, die Fürstin, die er von ganzer Seele verehrt und achtet, würdig aufzunehmen.

Seit fünf Jahren sind der Fürst und die Fürstin nicht mehr nach Maleszow gekommen. Ich war damals ein Kind, und jetzt haben sie mich als großes Fräulein wiedergefunden. Die Lobsprüche hören auch gar nicht auf. Sie bewundern meine Schönheit, meine Gestalt, wirklich, sie schüchtern mich

ein. Solche Lobeserhebungen sind angenehm; aber man muß sie zufällig hören. Wenn man sie einem ins Gesicht wirft, so verlieren sie allen Wert; ich möchte noch mehr sagen, sie bedrücken einen, sie machen einen unbehaglich. Auch macht es mir mehr Vergnügen, sie heute zurückzurufen als sie gestern von ihnen zu hören. Der Fürst sagte mit sehr ernster Miene, daß, wenn ich mich am Hofe zu Warschau zeigte, Fräulein Starostina Wessel, die Vorschneiderin Potocka und die Fürstin Sapieha, die Gemahlin des Kanzlers, in den Schatten gestellt würden. (Das sind die berühmtesten Schönheiten des Hofes.) Die Fürstin, meine Tante, machte nur die Bemerkung, daß es mir noch an Ernst und Würde in der Haltung fehle.

Solange ich lebe, habe ich noch nicht so viel Schmeichelworte gehört, und wirklich, ich glaubte selbst nicht, daß ich so schön wäre. Ich habe wohl gesehen, daß das Herz meines Vaters voll Stolz war; aber meine Mutter, in der Furcht, daß diese Lobsprüche mich zu eitel machen möchten, ließ mich heute Morgen rufen und sagte mir, daß das alles nur Hofsprache sei, und daß ich dem gar keine Bedeutung weiter beilegen dürfe.

Ich weiß nicht, mir kommt es vor, als hätte man Pläne mit mir. O, wie gern möchte ich sie kenneu! Ich habe die ganze Nacht kein Auge schließen können, der Fürst und die Fürstin haben uns so seltsame, so interessante Dinge erzählt.

Wie gewöhnlich wollte meine Mutter mich um zehn Uhr auf mein Zimmer schicken; aber der Fürst Woiwode erbat mir die Erlaubnis, sehr lange in der Gesellschaft zu bleiben.

Es scheint, daß die Feste, die bei Gelegenheit der Belehnung des königlichen Prinzen stattfanden, von unvergleich-

licher Pracht gewesen sind. Man erinnert sich nicht, jemals einen so heitern und glänzenden Karneval erlebt zu haben. In allen höheren Schulen sind Schauspiele aufgeführt worden, in denen man überall Anspielungen auf den königlichen Prinzen merkte, der vergöttert wird.

Am Fastnachtsmontag — es war gerade an Barbaras Hochzeitstag — wurde in der Schule der Jesuiten die Tragödie Antigone aufgeführt, in der der berühmte Held Demetrius seinen Vater gegen seine Feinde verteidigt und ihn in sein Reich wieder einsetzt. Am Ende des Stückes zollte man folgenden Versen ungeheuren Beifall:

„Nicht nur bei den Griechen fand man treue Söhne, auch unser Jahrhundert hat seine Demetriusse. In dir, o Karl der Große, finden wir dieses erhabene Beispiel. Du hast deinen Vater gegen ungerechte Angriffe verteidigt, deinen Vater, der durch seine Tugenden die Erinnerungen auslöscht, die Griechenland uns gelassen hat. Sei jetzt der Vater unseres Vaterlandes! Herrsche über uns, und dein Volk wird dich lieben mit der Liebe eines Demetrius!“

Man ersieht hieraus, daß der königliche Prinz sehr warme Anhänger hat. Eine innere Überzeugung sagt mir, daß er eines Tages König von Polen sein wird. Ich habe mit Vergnügen gehört, wie der Fürst ihn lobte; wenn ich mich nicht täusche, wird mein Held ein großer Mann. Aber Ahnungen können auch trügen, oder an einer Menge von Ränken scheitern.

Ich beurteile die Staatsangelegenheiten nach den verschiedenen Meinungen unseres kleinen Kreises. Die Fürstin ist anderer Ansicht darüber als ihr Gemahl. Sie will weder den Prinzen noch Poniatowski zum Könige; sie trägt ihre

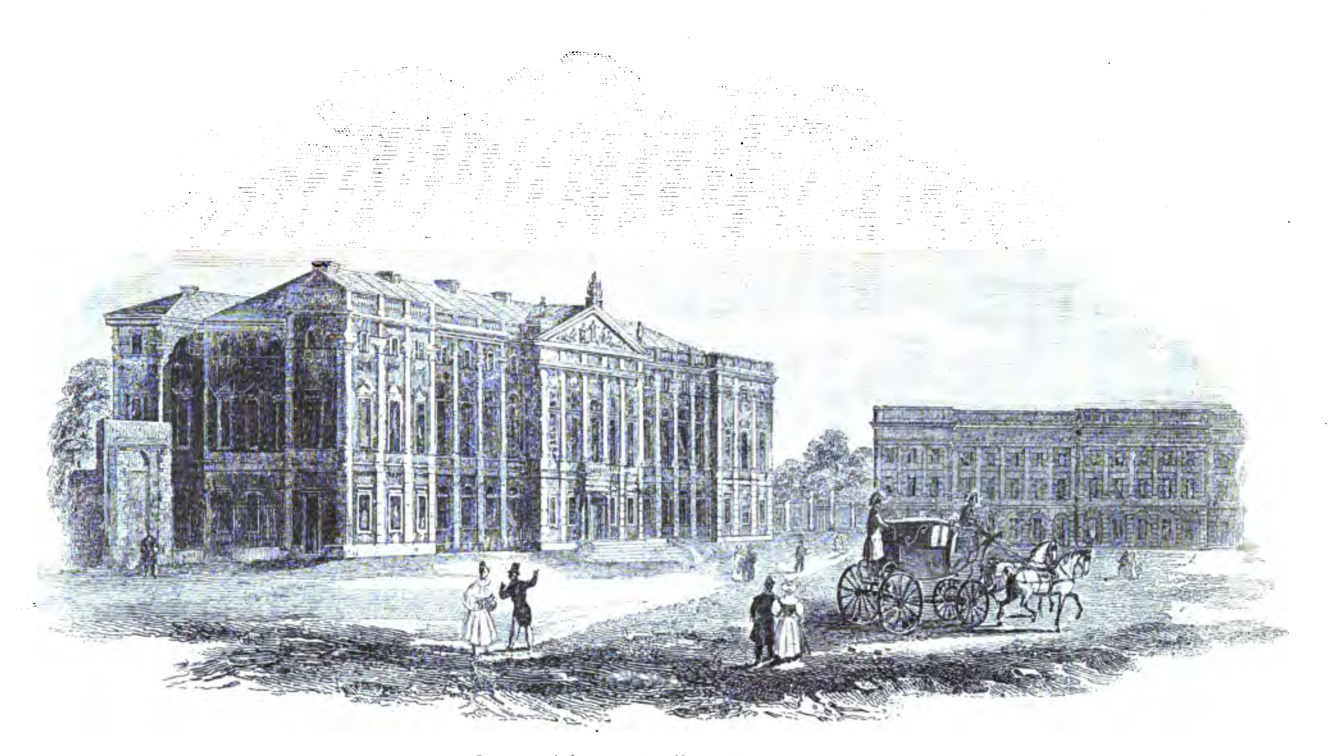
Wünsche ganz wo anders hin. Wer wird vom lieben Gott erhört werden?

Dienstag, den 19. März 1759.

Seit einer halben Stunde sind wir wieder allein. Der Fürst und die Fürstin Lubomirski sind abgereist. Sie wollten uns durchaus schon gestern verlassen; aber mein Vater behauptete, daß der Montag ein Unglückstag sei, und aus Furcht, daß sie das nicht genug überzeuge, hat er ihnen die Räder von der Karosse nehmen lassen.

Mich haben sie mit Güte überhäuft, solange sie in unserem Schlosse weilten. Die Fürstin besonders war außerordentlich liebenswürdig gegen mich. Fürst und Fürstin nehmen viel Anteil an meiner Zukunft. Sie haben meine Eltern überredet, mich nach Warschau zu schicken, damit dort meine Erziehung vollendet werde.

Eine Ausländerin, ein Fräulein Strumle, die sich Madame nennen läßt, hat vor kurzem ein Fräuleinpensionat in Warschau gegründet. Diese Pension erfreut sich eines guten Rufes. Alle jungen Mädchen von Stande müssen ihre Erziehung dort vollenden. Für ein junges Mädchen ist der Aufenthalt bei Madame Strumle dasselbe, wie für einen jungen Mann der Aufenthalt in Luneville. Der Fürst Woiwode hat meiner Mutter geraten, mich wenigstens auf ein Jahr zu Madame Strumle zu bringen. Er sagt das werde meiner Erziehung Glanz und eine unerläßliche Vervollkommnung geben. Meine Eltern hätten mich lieber zu den Schwestern vom heiligen Sakrament geschickt. Sie meinen, das Kloster sei immer das beste.



Das Palais Krasinski in Warschau.

Ich weiß noch nicht, was mir bevorsteht; aber ich bin unruhig und aufgeregt; meine Bücher fesseln mich nicht mehr; meine Arbeit ist mühsam und weniger gut als bisher. Was sein wird, beschäftigt mich viel mehr, als was ist. Mein Herz klopft immer wie vor einem großen Ereignis.

Seit ich die Fürstin und den Fürsten gesehen habe, habe ich einen anderen Begriff von mir selbst; aber ich war früher glücklicher. In Wahrheit, ich verstehe mich nicht mehr.

Sonntag, den 24. März 1759.

Gott sei dank, wir reisen übermorgen nach Warschau, und ich bin aus aller Unruhe heraus. Meine Eltern sind plötzlich dorthin berufen worden wegen der Erbschaftsangelegenheit meines Oheims Blasius Krasinski,*) der kinderlos gestorben ist und ein großes Vermögen hinterläßt. Ich weiß nicht, ob man mich in Pension bringen wird; aber ich glaube wohl, daß ich nicht sobald nach Maleszow zurückkehre. Meine Mutter hat alle meine Kleider einpacken und noch zwei von ihren Kleidern für mich zurechtmachen lassen.

Ach, wie glücklich bin ich über diese Reise! Wir werden einen Umweg machen, um einige Zeit in Sulgostow zu bleiben. Die Frau Starostin ist in ihren Palast zurückgekehrt, nachdem sie eine sehr angenehme Rundfahrt gemacht hat. Der Starost hat sie seinen Vettern, seinen Freunden und seinen Gutsnachbarn vorgestellt. Überall ist sie aufs

*) Die Warschauer Linie der Krasinski hatte im 17. Jahrhundert ein prächtiges Schloß in der Hauptstadt errichtet, das noch heute wegen seiner Schönheit bewundert wird und als Palais Krasinski bekannt ist. Die Erben verkauften es an die Regierung, weshalb der herrliche Bau heute Staatszwecken dient.

liebenswürdigste aufgenommen worden. Jetzt wird sie sich zu Hause festsetzen, und damit ist sie sehr zufrieden. Sie hat alle Anlagen, eine vorzügliche Hausfrau zu werden. Der Woiwode Swidzinski hat in einem seiner Briefe mit so viel Überschwenglichkeit von ihr geredet, daß meine Eltern heiße Thränen weinten; es waren süße Thränen, Freudenthränen, die so selten sind. Barbara hat ihren Eltern immer nur Freude bereitet.

Zweiter Teil.

In Warschau.

I.

In der Pension der Madame Strumle.

Besuch in Sulgostow. — Die glückliche Barbara. — Madame Strumle. — Die wohlgehüteten Pensionärinnen. — Unterrichtsstunden. — Anstandslehre.

Sonntag, den 7. April 1759.

Kaum kann ich es glauben; aber seit gestern befinde ich mich in der berühmten Pension der Madame Strumle. Die Ratschläge der Fürstin Woiwodin haben den Sieg davongetragen; Madame Strumle hat das Kloster vom heiligen Sakrament geschlagen. Gott sei Dank! Ich bin viel lieber hierhergegangen, und man hat mich sehr freundlich aufgenommen.

Auf der Reise nach Warschau hielten wir uns in Sulgostow auf. Wir haben die Frau Starostin Swidzinska sehr heiter und sehr glücklich gefunden. Der Anblick meiner Eltern vollendete ihr Glück. Sie sagte mir, daß die Freude, seine Eltern bei sich aufzunehmen in seinem eigenen Hause, weder beschrieben noch verstanden werden könne.

„Das muß man selbst empfunden haben, um es zu begreifen!" fügte sie hinzu.

Der Tisch war mit allen Lieblings-Gerichten, -Zuckersachen und -Getränken meiner Eltern besetzt. Barbara hatte nichts vergessen, was ihnen angenehm sein könnte, und der Starost hat sie in bewunderungswürdiger Weise in all ihrer Fürsorge unterstützt. Meine Mutter ließ sich die Bemerkung entschlüpfen, daß Barbara, seit sie verheiratet sei, noch sehr gewonnen habe, worauf der Starost erwiderte: „Gewinnen konnte sie nicht mehr; denn so habe ich sie aus den Händen Eurer Excellenzen empfangen. Aber sie ergreift die Gelegenheit, Ihnen ihre Dankbarkeit zu beweisen. Sie bewährt jetzt die guten und kostbaren Eigenschaften, die Sie in sie gelegt haben, und seit drei Tagen ist sie für ihre Eltern, was sie für mich alle Tage ist."

Es lag keine Schmeichelei in dem, was der Starost sagte, es kam von Herzen. Er betet Barbara an, und sie, sie achtet und ehrt ihn und gehorcht ihm wie einem Vater.

Sie versteht sich vortrefflich auf alle Wirtschafts-angelegenheiten und füllt ihren Platz als Herrin des Hauses bewundernswert aus. Alle Welt preist sich glücklich unter ihrer Leitung, und die Fräulein und Kammerfrauen, die sie aus Maleszow mitgenommen hat, sind von ihrer neuen Stellung entzückt.

Meine Eltern verließen nur ungern ihre Tochter. Sie würden ihren Aufenthalt noch verlängert haben; aber ich gestehe, daß ich mich nach Warschau sehnte, und daß ich sehr beglückt war, daß Briefe kamen, die ihre Abreise beschleunigten.

Es war wirklich ein guter Geist, der mich in die Pension führte. Ich lerne und ich vervollkommne mich. Hier wird

meine Erziehung vollendet werden, und ich werde eine hochgebildete Frau werden, was ich immer so heiß ersehnt habe. Aber dazu gehört noch viel Studium und Fleiß. Vor allem muß ich lernen, meine Gedanken zu sammeln und sie nicht so spazieren gehen zu lassen, wie ich es bisher gethan habe.

Gestern holte meine Mutter mich ab, um mich zur Kirche zu führen. Ich habe gebeichtet und das heilige Abendmahl genommen in der Absicht, daß die Bildung, die ich jetzt erwerben werde, zu meinem Besten dienen möge.

Wenn ich mich erst einmal hier ganz eingelebt habe, werde ich mein Tagebuch wieder regelmäßig führen wie in Maleszow. Jetzt bin ich noch ganz verwirrt von allem, was ich sehe. Ich muß meine neuen Verhältnisse erst kennen lernen.

Freitag, den 12. April 1759.

Jetzt bin ich schon auf dem Laufenden mit der Lebensweise in der Pension. Madame Strumle gefällt mir sehr. Sie hat vorzügliche Manieren und ist sehr liebenswürdig gegen mich. Ich könnte mich wohl nach unserem Hofe, der Pracht, dem Lärm und dem Leben im Schlosse sehnen; aber alles zu seiner Zeit. In dieser Pension lebt man heiter und vor allem sehr standesgemäß.

Was mir besonders auffällig und ganz neu erscheint, ist, daß es auch nicht den kleinsten Knaben im Hause giebt, keinen Diener, nur Frauen, überall Frauen. Sie bedienen uns und tragen auch bei Tische auf.

Hier sind 15 Pensionärinnen, alle jung und aus den ersten Familien.

Man spricht noch viel von Marianne, der Schwester des Starosten Swidzinski, die jetzt an den Kastellan von Polaniec verheiratet ist. Sie hat zwei Jahre in der Pension zugebracht und ein unauslöschliches Andenken in dem Herzen der Madame Strumle und aller meiner Gefährtinnen hinterlassen. Sie soll eine ganz vollkommene junge Dame sein, gut, verständig, heiter und sehr lernbegierig.

Meine Eltern haben sich nach einer sehr eingehenden Prüfung der Pension vollständig beruhigt. Sie dürfen es auch wirklich; denn in einem Kloster könnte man nicht besser gehütet werden als hier. Madame hat stets den Hausschlüssel in der Tasche. Niemand kann eintreten oder hinausgehen, ohne daß sie es weiß. Und wenn nicht zwei oder drei alte Sprach- und Musiklehrer wären, so könnte man ganz vergessen, wie Männer aussehen.

Es ist ausdrücklich verboten, den Besuch von Vettern in der Pension zu empfangen. Der Tanzlehrer wünschte sehr, daß die Herren Potocki die Kontretänze mit ihren Schwestern und mit mir erlernten. Aber Madame hat diesen Vorschlag von sich gewiesen, indem sie sagte: „Diese Herren sind nicht die Brüder aller meiner Pensionärinnen. Ich kann ihnen unmöglich den Eintritt in meine Pension gestatten.“

Ich habe einen französischen und einen deutschen Sprachlehrer, sodann Zeichen-, Musik- und Sticklehrer. Man erlernt die Musik auf einem schönen Piano, das fünf und eine halbe Oktave hat. Welcher Unterschied gegen das, das ich in Maleszow benutzte!*) Einige Schülerinnen spielen die Polonaise ziemlich gut, und zwar vom Blatt. Mein Lehrer sagte

*) Jetzt umfassen unsere im Hause gebrauchten Klaviere sieben Oktaven.

mir, daß ich in spätestens sechs Monaten auch diese Fertigkeit erlangen werde. Ich hatte schon einige Begriffe von Musik.

Ich zeichne ziemlich gut nach Modellen; aber ehe ich weitergehe, will ich einen Baum in Öl malen. An einen der Zweige werde ich einen Blumenkranz hängen, in dessen Mitte ich die Namenszüge meiner Eltern setze. Auf diese Weise will ich ihnen meine Dankbarkeit bezeigen für alle Mühe, die sie sich mit mir geben, für alle Sorgfalt, die sie meiner Erziehung widmen.

Die junge Fürstin Sapieha, die seit einem Jahre hier ist, malt augenblicklich ein ähnliches Gemälde für ihre Eltern; jedesmal, wenn ich ihre Arbeit ansehe, bekomme ich neue Lust dazu. Was für eine schöne Wirkung wird das Bild im Gesellschaftssaale zu Maleszow hervorbringen, wenn es über dem Bildnis unseres guten Oheims, des Bischofs von Kamiéniec, prangen wird!

Der Tanzlehrer lehrt uns außer dem Menuett und den Kontretänzen auch mit Anmut gehen und grüßen. Ich war so unwissend, daß ich nur eine einzige Art des Grußes kannte; aber es giebt einen besonderen Gruß für den König, einen für die Prinzen von Geblüt, einen für die Herren und Damen von Stande. Ich wollte vor allem den Gruß lernen, der dem königlichen Prinzen gilt, und er gelang mir nicht schlecht. Vielleicht wird mir das einmal von Nutzen sein.

Meine Unterrichtsstunden folgen sich ohne Unterbrechung, und ich bin so lernbegierig, daß mir die Zeit schnell und angenehm vergeht.

Meine Mutter ist von den Familienangelegenheiten so in Anspruch genommen, daß sie mich erst ein einziges Mal besucht hat.

Als ich in die Pension kam, staunte ich über alles, und sehr seltsam erschien es mir, daß ich jeden Augenblick gerügt, ja gestraft wurde. Man befestigte mir ein eisernes Kreuz auf dem Rücken, damit ich mich gerade hielte; man schraubte meine Beine in hölzerne Futterale, um sie gerade zu richten, und doch glaube ich, daß meine Glieder gerade genug waren. Das alles war nicht sehr vergnüglich für mich, die ich mich schon für eine junge Dame hielt. Nach Barbaras Hochzeit hat man doch schon um mich angehalten, und der Fürst Woiwode behandelte mich durchaus nicht wie ein Kind. Madame Strumle hat mir auch befohlen, nicht mehr zu beten: „Lieber Gott, gieb mir einen guten Gatten!“ Ich soll statt dessen sagen: „Gieb mir die Gnade, daß ich die gute Erziehung, die ich hier empfange, ausnutze.“ Hier muß man unbedingt arbeiten, oder an die Arbeit denken, ein Drittes giebt es nicht.

Sonntag, den 28. April 1759.

Jetzt bin ich schon drei Wochen in der Pension der Madame Strumle und habe in der Zeit mein Tagebuch ganz vernachlässigt. Die Gleichförmigkeit meines Lebens, die Eintönigkeit der Stunden, die immer dasselbe wiederbringen, geben keinen Stoff zu Einzelheiten, viel weniger zu Beschreibungen. Auch in diesem Augenblick habe ich meine Feder in der Hand und bin bereit, sie wieder hinzulegen, so arm bin ich an Beobachtungen.

Meine Eltern werden bald abreisen. Die Fürstin Woiwodin hat mich mit ihrem Besuche beehrt. Sie hat bemerkt, daß ich mich schon viel besser hielte. Meine Lehrer sind mit

meinem Fleiße zufrieden. Madame beweist mir ganz besondere Huld und meine Gefährtinnen sind höflich und freundschaftlich; aber wäre das alles der Mühe wert, aufgeschrieben zu werden?

Manchmal bilde ich mir ein, ich wäre gar nicht in Warschau; denn ich erfahre durchaus nichts von dem, was in der Öffentlichkeit vorgeht. Ich habe weder den König noch die königliche Familie gesehen. In Maleszow erfuhren wir doch wenigstens die Neuigkeiten und sahen einige berühmte Leute.

Der Herzog von Kurland ist abwesend und wird auch sobald nicht wiederkommen.

Sonntag, den 9. Juni 1759.

Wenn ich ewig in der Pension lebte, so würde ich darauf verzichten, mein Tagebuch zu schreiben, und doch hat es einen guten Zweck; denn ich fürchte, daß ich das Polnische sonst ganz vergäße. Außer den Briefen, die ich an meine Eltern schreibe, und einigen Worten, die ich mit meiner Kammerfrau wechsle, schreibe und spreche ich immer französisch.

Ich mache Fortschritte in meinen Studien, und wenn mich auch manchmal die Traurigkeit überfällt, so lerne ich doch wenigstens.

Die Fürstin Woiwodin ist bei mir gewesen. Ein Monat ist seit ihrem letzten Besuche verflossen. Sie fand mich sehr gewachsen und war so gütig, meine gute Haltung zu loben. Ich bin die größte von allen Pensionärinnen; was mich am meisten freut, ist, daß mein Taillenumfang nicht eine halbe Elle mißt.

Der Sommer ist da. Das schöne Wetter ist wieder-

gekommen, und ich kann nicht ausgehen, das ist ein wenig ärgerlich. Ach, wie gern möchte ich ein Vöglein sein! Ich flöge fort, recht weit, und dann käme ich wieder in meinen Käfig zurück. Man muß seine Tage, seine Abende in diesem öden Hause zubringen, das in einer so häßlichen Straße liegt. Ich glaube, daß die Kellerstraße (**ulica Bednarska**) die düsterste, schmutzigste Straße von ganz Warschau ist. So Gott will, bin ich nächstes Jahr nicht mehr hier.

Freitag, den 28. Juli 1759.

Die Arbeit hat das Gute, daß sie die Zeit kurz erscheinen läßt. Ohne Zerstreuungen, ohne Neuigkeiten gehen die Tage dahin. Heute kam es mir in den Sinn, in mein Tagebuch zu schreiben. Ich sah im Kalender nach, den wievielten wir heute haben, und war ganz erstaunt, zu sehen, daß es schon sieben Wochen her sind, seit ich kein Wort in mein armes Tagebuch geschrieben habe.

Der heutige Tag verdient ausgezeichnet zu werden. Etwas Ähnliches ist mir bis jetzt noch nicht begegnet, solange ich auf der Welt bin. Ich habe einen Brief durch die Post empfangen. Man weiß es also jetzt, daß es in Warschau eine Gräfin Franziska Krasinska giebt. Ich sprang wie eine Tolle umher, als ich meinen Brief bemerkte, meinen eigenen Brief! Er kommt von der Frau Starostin Swidzinska; ich werde ihn aufbewahren als eine kostbare, seltene Erinnerung. Meine Schwester schreibt mir, daß sie sich wohl befindet, und daß sie glücklicher ist, als sie beschreiben kann. Sie schickt mir vier goldene Dukaten, die sie von ihrem Taschengeld erspart hat.

Zum ersten Male habe ich Geld zu meiner Verfügung. Das macht mir ein außerordentliches Vergnügen. Mit dem Gelde kamen Lust und Pläne, es auszugeben. Es schien mir, als könnte ich die ganze Stadt dafür kaufen.

Dank meinen Eltern habe ich für mich selbst gar nichts nötig. Ich werde mir auch nichts kaufen; aber ich möchte gern jeder meiner Gefährtinnen ein hübsches Andenken hinterlassen, z. B. einen goldenen Ring. Madame indessen hat mir großen Kummer durch die Bemerkung bereitet, daß ich für meine vier Dukaten höchstens vier Ringe bekäme! Das ist trostlos! Und ich bildete mir ein, ich könnte außer den Ringen auch noch ein Spitzenmäntelchen für Madame Strumle kaufen. Alle meine Pläne sind zerstört. Ich erfuhr, daß ein Spitzenmäntelchen über hundert Dukaten kostet. Ich habe mich nun entschlossen, einen Dukaten der Pfarrkirche zu stiften, damit in der Jesuskapelle eine Messe gelesen werde für das Gelingen aller Pläne, die meine Eltern in diesem Augenblick beschäftigen, und für die Dauer des Glückes der Frau Starostin. Einen zweiten Dukaten will ich wechseln und unter die Dienerinnen des Hauses verteilen. Für die beiden übrigen will ich meine Gefährtinnen nächsten Sonntag bewirten. Es soll Kaffee geben, etwas ganz Ausgezeichnetes, den wir hier nie bekommen, und Kuchen und Obst. Madame Strumle hat meiner Absicht sehr freundlich zugestimmt.

Möge der liebe Gott meiner teuren Starostin dasselbe Glück bescheren, das sie mir bereitet hat! Es giebt keine höhere Wonne, als Geschenke zu machen und seine Freunde zu bewirten. Wenn ich nach einem reichen Gatten strebe, so geschieht es nur, um freigebig sein zu können.

Ich verliere meine Zeit nicht, sondern mache täglich

Fortschritte. Ich spiele schon mehrere Kontretänze und Menuetts nach Noten und werde bald eine Polonaise lernen. Die augenblicklich am beliebtesten ist, führt einen sonderbaren Namen, sie heißt „Hundert Teufel.“

In einem Monat spätestens werde ich meinen Baum in Oel malen mit seinem allegorischen Blumenkranze.

Neben den ernsteren Studien vernachlässige ich auch die Handarbeiten nicht. Ich sticke auf Stramin einen Jäger mit einer Flinte, der seinen Jagdhund an der Leine führt.

Ich lese ungeheuer viel, schreibe nach Diktat, schreibe gute Werke ab als vorzügliches Mittel zur Bildung des Stils. Französisch spreche ich ebenso gut, vielleicht besser als polnisch, kurz, mir scheint, als sei ich bald für meinen Eintritt in die Welt genügend vorbereitet.

Was den Tanz anbetrifft, so brauche ich kaum zu sagen, daß es damit wundervoll geht. Mein Tanzlehrer, der mir doch nicht schmeicheln darf, versichert mir, ich sei die beste Tänzerin in ganz Warschau.

Zuweilen besuche ich das Haus des Fürsten Woiwoden, jedoch nur, wenn kein Empfang stattfindet. Da höre ich immer unendlich schöne, angenehme Dinge, am meisten vom Fürsten Lubomirski. Er möchte gern, daß ich die Pension verließe; aber die Fürstin und meine Eltern wollen, daß ich den ganzen Winter über dort bleibe. Jetzt ist erst Ende Juli! Wieviel Stunden, wieviel Tage noch, ehe der Winter kommt! Wird er überhaupt jemals kommen?

Donnerstag, den 26. Dezember 1759.

Endlich, Gott sei Dank, ist der Augenblick gekommen, in dem ich die Pension verlassen darf! Ein neues Leben thut

sich vor mir auf. Mein Tagebuch soll nun reichlich bedacht werden; es wird mir an mannigfaltigen Berichten nicht fehlen; ich werde sehr unterhaltende Dinge zu sagen haben.

Der Fürst und die Fürstin sind ganz für mich. Sie haben von meinen Eltern die Erlaubnis erlangt, daß ich während des ganzen Winters bei ihnen bleiben dürfte. Sie wollen mich in die Gesellschaft einführen. Heute Nachmittag verlasse ich die Pension und gehe dann zur Fürstin Lubomirska. Es bereitet mir etwas Weh, von Madame Strumle und meinen Gefährtinnen zu scheiden, mit denen ich durch das Band der Freundschaft verbunden bin. Indessen die Freude ist mächtiger; ich werde die Welt sehen, und darum ist es gut, daß ich diesen Käfig verlasse.

Man wird mich an den Hof führen; ich werde dem Könige und der königlichen Familie vorgestellt werden! Jeden Tag erwartet man den Herzog von Kurland; ich werde ihn also endlich sehen!

Die Tage sind endlos, seit ich weiß, daß ich die Pension verlassen soll.

II.

In der großen Gesellschaft.

Abschied von Madame Strumle. — Der Palast des Fürsten Woiwoden Lubomirski. — Fürst und Fürstin. — Antrittsbesuche. — Der junge Poniatowski. — Artigkeiten eines Neunjährigen. — Der Sylvesterball. — Die erste Begegnung mit dem Prinzen Karl. — Freudvoll und leidvoll.

Sonnabend, den 28. Dezember 1759.

Dieser Tag wird mir ewig im Gedächtnis bleiben! Die Woiwodin Fürstin Lubomirska kam sehr früh, mich abzuholen.

Ich nahm Abschied von Madame Strumle und meinen Gefährtinnen. Ich war sehr glücklich, daß ich das Haus verlassen durfte, und doch weinte ich, als ich Abschied nahm.

Ehe wir uns in den fürstlichen Palast begaben, gingen wir zur Kirche. Es war mir aber nicht möglich, mich zu sammeln. Ich hatte eine ganze Zukunft in meinem Kopfe, eine ganze Welt in meinen Gedanken.

Nun ich bin bei der Fürstin. Ihr Palast liegt in der Krakauer Vorstadt, fast gegenüber dem Palast des Fürsten Woiwoden von Rot-Rußland, mit Namen Czartoryski. Der Palast, den wir bewohnen, ist nicht sehr groß, aber sehr prächtig. Die Fenster gehen nach einer Seite auf die Weichsel und nach einer auf einen Garten. Mein Zimmer ist ganz allerliebst und wird im Sommer noch hübscher sein. Es hat einen Balkon und eine Thür nach dem Garten zu; nach rechts steht es mit den Gemächern der Fürstin, nach links mit dem Zimmer meiner Kammerfrau in Verbindung.

Der Schneider ist gekommen, um mir Maß zu nehmen; er soll mir verschiedene Kleider machen. Ich weiß nicht, wie sie gemacht werden; die Fürstin bestellt sie, ohne meinen Geschmack zu befragen. Sie flößt mir soviel Achtung oder Furcht ein, daß ich nicht wage, an sie die geringste Frage zu richten. Vor dem Fürsten habe ich viel weniger Furcht, vielleicht, weil seine Manieren sehr sanft und verbindlich sind. Er ist augenblicklich nach Bialystock gereist, dem Herzog von Kurland entgegen, bei dem er in sehr hoher Gunst steht.

Morgen werden wir Besuche machen. Die Fürstin will mich in den ersten Häusern vorstellen. So muß man es anfangen, wenn man zu den Bällen und Gesellschaften geladen sein will. Ich bin damit einverstanden, und doch

erschreckt mich der Gedanke an diese Besuche: man wird mich so viel ansehen; aber ich, ich werde viel Neues sehen, viel zu beobachten haben. Das ist die gute Seite meiner neuen Stellung.

Sonntag, den 29. Dezember 1759.

Jetzt habe ich wenigstens Neuigkeiten zu berichten, und mein Tagebuch wird nicht mehr so trocken und farblos sein. Der königliche Prinz Karl ist gestern um ein Uhr nachmittags in der Begleitung des Fürsten Woiwoden angekommen. Ich bin wirklich ganz verwirrt durch die Güte des Woiwoden, der mich empfing, als wenn ich seine Tochter wäre, und der mir auf jede Weise seine Freundschaft und seine Teilnahme bezeigte.

Wir haben unsere Besuche gemacht. In etwa fünfzehn Häusern haben wir uns vorgestellt, sind aber nicht überall empfangen worden, z. B. bei den Gesandten von Frankreich und Spanien, beim Fürsten Primas u. s. w. u. s. w. In diesen Häusern hat die Fürstin nur ihre Karten abgegeben.

Unser erster Besuch galt der Frau Humieçka, der Gemahlin des Schwertträgers der Krone; Frau Humieçka ist meine Tante. Dann gingen wir zur Frau Fürstin Lubomirska, der Gemahlin des Generals der Krongarden; sie ist eine angeheiratete Cousine der Fürstin Woiwodin. Die Generalin, eine geborene Fürstin Czartoryska, ist jung und auffallend schön. Sie spielt die erste Rolle unter den jungen Frauen und liebt leidenschaftlich alles, was französisch ist. Ich bin sehr glücklich, daß ich französisch sprechen kann. Abgesehen davon, daß es mir sehr nützlich ist, werde ich in der Gesellschaft mehr darum geschätzt.

Hier spricht man in den ersten Familien französisch; nur die älteren Herren haben die langweilige Gewohnheit beibehalten, bei jeder Gelegenheit lateinische Brocken einzumischen. Die jungen Leute hüten sich vor dieser Wichtigthuerei. Sie sprechen französisch, und das ist auch viel besser; ich kann sie wenigstens verstehen.

Sodann gingen wir zur Frau Branicka. Ihr Gemahl, der Großfeldherr der Krone, ist einer der reichsten Edelleute Polens, aber bei Hofe nicht gern gesehen.*)

Wir haben auch der Fürstin Czartoryska, der Woiwodin von Rot-Rußland, einen Besuch gemacht.

Bei ihr wird polnisch gesprochen. Sie ist allerdings schon ziemlich alt, wodurch sich ihre Abneigung gegen neue Moden erklärt. Sie stellte uns ihren einzigen Sohn vor. Er ist ein sehr hübscher junger Mann, mit sehr höflichen und feinen Manieren. Er sagte mir sehr anmutige Schmeicheleien. Dieser Besuch war mir wohl der angenehmste von allen; aber nein, es scheint mir, als hätte ich ebenso viel Vergnügen bei Frau Poniatowska, der Kastellanin von Krakau, empfunden. Sie ist eine ziemlich hervorragende Dame. Sie spricht zwar

---

*) Branicki gehörte mit mehreren Potocki und den jüngeren Fürsten Radziwill der Partei an, die im Falle einer Thronerledigung die Königswahl unbeirrt durch fremden Einfluß vollziehen wollte. Sie war überhaupt gegen jede Änderung in dem zerrütteten Staatsleben. Branicki, hochherzig, aber dabei einseitig und ausschweifend, trat nach Augusts III. Tode bei der Eröffnung des Reichstages heftig gegen die auf, die einen König nur von Rußlands und Preußens Gnaden wählen wollten. Friedrich der Große ließ ihn zu einem gemäßigten Betragen auffordern und erhielt die Antwort: „Das erste Verbrechen in einem Staate ist, zu verraten, das zweite, ihn verraten zu lassen!“ Branicki mußte nachher mit anderen seiner Partei flüchten und hielt sich in der Starostei Zips auf, woher er nach der Königswahl dem Könige August Poniatowski seine Unterwerfung anzeigte.

etwas viel, aber mit Wärme und in einer fesselnden Art. Wir fanden sie in großer Freude, da sie ihren Sohn nach langer Abwesenheit wiedersah. Man sagt, daß dieser so heißgeliebte Sohn eines Tages König von Polen werden wird. Ich glaube zwar nicht, daß das jemals eintrifft; aber ich habe ihn mir doch mit mehr Aufmerksamkeit betrachtet. Er hat mir, offen gestanden, nicht gefallen, und doch ist er schön und liebenswürdig. Es liegt etwas Starres in seinem Wesen, etwas Gezwungenes von Würde und hohen Manieren, was seine Haltung verdirbt.

Ich darf bei der Aufzählung der Besuche den nicht vergessen, den wir bei der Woiwodin von Podolien Rzewuska gemacht haben. Dieser Besuch hatte doppeltes Interesse für mich. Ich war sehr gespannt, den Vize-Großgeneral der Krone Rzewuski kennen zu lernen. Mein Vater hatte mir so viel von ihm erzählt. Der Vize-Großgeneral ist, obgleich er einer sehr vornehmen Familie angehört, mit den Kindern des Volkes erzogen worden; er lief barfuß wie sie und teilte alle ihre Vergnügungen (sehr ländlich, wie mir scheint). Diese sonderbare Erziehung hat ihm eine unbegreifliche Kraft und Gesundheit gegeben. Jetzt ist er sehr alt, wohl fünfzig (?) Jahre, und doch steigt er zu Pferde und geht wie ein junger Mann. Nach altpolnischem Brauche läßt er sich den Bart wachsen, was ihm ein sehr ernstes Aussehen verleiht. Er soll sehr schöne Trauerspiele verfaßt haben.

Wir haben uns auch bei Frau Brühl vorgestellt, die uns mit auserlesener Höflichkeit empfing. Ihr Gatte, der Lieblingsminister des Königs, ist nicht sehr geachtet;*) man geht

*) Die Abneigung erklärt sich zum Teil daraus, daß der König August III. sich in Polen wie in Sachsen ganz der Leitung des hoffärtigen,

nur aus Etikette zu ihnen und dann um der Dame willen, die sehr liebenswürdig ist.

An demselben Tage sind wir auch zu Frau Soltyk, der Kastellanin von Sandomir, gegangen; sie ist Witwe, aber noch jung und sehr schön. Sie hat einen neunjährigen Sohn, ein reizendes Kind, der schon allen Anstand der großen Welt beherrscht. Sobald wir eintraten, beeilte er sich, mir unter den artigsten Redensarten einen Sessel herbeizuschieben, und die Frau Kastellanin hatte die Verbindlichkeit, mir zu sagen, daß er schöne Gesichter und schwarze Augen sehr liebe. Der Bischof von Krakau ist der Oheim des Knaben; er möchte ihn gern bei sich erziehen lassen; aber die Mutter will sich nicht von ihm trennen.

Von allen Personen, die ich gesehen habe, zieht mich Frau Moszynska, die Witwe des Großschatzmeisters der Krone, am meisten an und gefällt mir am besten. Sie hat mich zärtlich empfangen, und ich fühle mich sehr zu ihr hingezogen. Sie bewundert mich sehr; aber ich habe überall

---

schwelgerischen und despotischen Ministers überließ, besonders aber aus Brühls Politik, die unausgesetzt um Rußlands Gunst buhlte, wobei unbefangen Urteilende ahnen mochten, daß sich da der Untergang Polens vorbereite. Trieb Brühl es in Polen wie in Sachsen, so war dem Volke Grund genug zum Hasse gegeben In Sachsen verschaffte er seinen Kreaturen Titel und Stellen, trieb mit Kirchen- und Staatsämtern den schmählichsten Handel, belastete das Land mit Schulden und drückendem Steuerwesen und behandelte die Sachsen wie Leibeigene. Während die Unterthanen darbten, Land und Städte verarmten, und das Militärwesen in Verfall geriet, schwelgte Brühl in Luxus und Pracht, ließ Modewaren und Leckerbissen aus Paris kommen und opferte die Ehre und Wohlfahrt des Volkes seinem Eigennutz und seiner Selbstsucht. Er war es auch, der Sachsens Anschluß an Österreich eifrig betrieb und auf diese Weise das Unglück herbeiführte, das der siebenjährige Krieg über Sachsen gebracht hat.

Lobsprüche gehört; überall hat man mich sehr schön genannt. Ich verdanke vielleicht einen guten Teil dieser Erfolge meiner Toilette; ich war sehr hübsch angezogen, viel schöner als an Barbaras Hochzeitstage. Ich trug ein weißseidenes Kleid mit Gazefalbeln, und meine Haare waren mit Perlen durchflochten.

Wenn ich auch den Herzog von Kurland gesehen hätte, würde ich vollkommen befriedigt sein; aber ich habe ihn in keinem der Häuser, die wir aufsuchten, getroffen. Man sagt, er sei so glücklich, sich wieder in seiner Familie zu befinden, daß er ihr seine ganze Zeit widmet. Dieses Gefühl erscheint mir natürlich; denn als ich in der Pension war, wurde ich auch unendlich traurig, wenn ich an meine Eltern dachte, und der Wunsch, sie zu sehen, beherrschte alle meine Empfindungen.

Der Karneval wird bald beginnen. Man sagt, er werde sehr glänzend in diesem Jahre; es werde viele Bälle geben. Da wäre es doch unmöglich, daß ich den Herzog von Kurland nicht treffen sollte.

Mittwoch, den 1. Januar 1760.

Alle meine Wünsche haben sich erfüllt und weit über meine Hoffnungen hinaus. Ich habe den königlichen Prinzen gesehen, ich habe ihn gesehen; ich habe ihn gesprochen! Ich glaube zu träumen! Ich lebe in einem Wirbel lebhafter Empfindungen, sich überstürzender Gedanken, die mich erheben, mich niederdrücken, mich entzücken, mir zugleich Furcht und Freude bereiten. Ich würde keinem anzuvertrauen wagen, was ich jetzt niederschreiben will. Vielleicht ist alles nur

Einbildung, Täuschung und Blendwerk; aber trotzdem, ich sehe immer nur die Wirkung, die ich hervorgebracht habe. Ich habe immer erraten, ob man mehr oder weniger Geschmack an mir fand. Niemals habe ich mich getäuscht; sollte ich diesmal falsch gesehen haben? Und dann, warum sollte ein Prinz mich nicht schön finden, da alle anderen Männer sagen, daß ich es bin? Aber in den Blicken des Prinzen lag noch etwas anderes als Bewunderung. Sein Auge hat einen bedeutungsvollen, durchdringenden Ausdruck; es ist liebenswürdiger als ein gewöhnlicher Blick und vielsagender als das Wort. Vielleicht sind alle Prinzen so.

Aber um mich mein ganzes Leben lang daran zu erinnern, oder vielleicht, um es eines Tages wieder lesen zu können, will ich alle Einzelheiten dieses Abends und alles, was ihm voranging, niederschreiben.

Gestern Morgen ließ die Fürstin Lubomirska mich rufen und sagte mir: „Heute, am letzten Tage des Jahres, findet ein großer Maskenball statt. Alle Magnaten werden erscheinen, selbst der König und seine Söhne, wie ich denke. Ich habe Dir einen Anzug gewählt. Du sollst als Tochter der Sonne auftreten.“ — Ich war so entzückt von der Wahl des Kostüms, daß ich die Hand der Fürstin küßte. Nach dem Essen kamen alle Kammerfrauen, um mich anzukleiden. Es war keine gewöhnliche Toilette. Meine Haare wurden nicht gepudert; ich hatte keinen Ueberwurf; darum sagte auch der Fürst Woiwode sehr ernst zu mir: „Dieses Kostüm ist eigentlich nicht schicklich. Jede andere Dame wäre verloren, wenn sie es trüge. Aber ich bin sicher, daß Du durch die Strenge Deiner Haltung, durch die Züchtigkeit Deines Auftretens das ausgleichst, was in dem Kostüm zu locker ist.“ — Ich habe

diese Mahnung nicht vergessen, und trotz meiner Lebhaftigkeit kann ich, wenn es sein muß, ein majestätisches Wesen annehmen. Auch hörte ich auf dem Balle sagen: „Wer ist jene verkleidete Königin?“ Ach, ich fühlte es, daß ich viel schöner war als alle Tage. Mein Haar ohne Puder und schwarz wie Ebenholz, fiel in Locken auf Stirn, Hals und Schultern; mein Kleid war aus weißer Gaze, ganz rund geschnitten. Es hatte nicht die lange Schleppe, die die Füße verbirgt und die Bewegungen hindert. Um die Taille schloß sich ein goldener, mit Edelsteinen besetzter Gürtel, und ein weißer, durchsichtiger Schleier umhüllte mich ganz und gar wie eine Wolke. Als ich mich im Spiegel betrachtete, erkannte ich mich kaum.

Der Ballsaal bot einen köstlichen Anblick; er glänzte von Lichtern und funkelte von Gold und Schmuck. Die Damen, fast alle im Kostüm, waren entzückend; ich weiß nicht, welcher ich den Vorzug geben soll.

Einige Augenblicke nach unserer Ankunft wurde uns gesagt, daß der Herzog von Kurland im Saale sei. Ich suchte ihn mit den Augen und sah ihn, umringt von einer glänzenden Jugend. Sein Anzug glich ungefähr dem seiner Hofherren. Trotzdem unterschied ich ihn sofort unter allen. Sein Wuchs ist hoch und voller Adel, seine Miene fürstlich und leutselig.*) Seine schönen blauen Augen, sein reizendes Lächeln stellen alles in den Schatten, was sich ihm nähert. Man kann nur ihn ansehen, wenn er da ist. Ich habe ihn bis zu dem Augenblick angesehen, als seine Augen den meinen begegneten. Dann mied ich und fand doch immer wieder seinen

---

*) Der Prinz, geb. am 13. Juli 1733, war damals 26 Jahre alt.

Blick. Aber wie war ich verwirrt, als ich ihn den Fürsten Lubomirski fragen hörte, wer ich wäre! Freude malte sich in seinem Antlitz, als er die Antwort vernahm. Er näherte sich unverweilt der Fürstin Lubomirska, grüßte sie mit einer Anmut, die nur ihm eigen ist, und nach dem Austausch der ersten Höflichkeitsbeweise stellte sie mich ihm als ihre Nichte vor. Ich weiß nicht mehr, wie ich ihn gegrüßt habe, jedenfalls ganz anders, als mein Tanzmeister mich gelehrt hatte. Aber ich war so verwirrt, ich bin es noch, daß ich mich nicht mehr auf die Worte besinnen kann, mit denen der Prinz mich anredete. Aber der Eindruck ist nicht so flüchtig, wie die Worte. Was für ein Abend! Der Prinz eröffnete den Ball mit der Fürstin Woiwodin, und die zweite Polonaise tanzte er mit mir. Da konnte er mit mir sprechen, und ich, anfangs so schüchtern, so verwirrt, so voll Angst, habe ihm mit einer Sicherheit geantwortet, die unbegreiflich ist. Er fragte mich nach meinen Eltern, nach der Frau Starostin und nach den Einzelheiten ihres Hochzeitsfestes. Ich war sehr verwundert, ihn so auf dem Laufenden über meine Familie zu finden; aber dann fiel mir ein, daß Kochanowski ja sein Günstling ist. Was für eine ehrenwerte Seele dieser Kochanowski ist! Er hat nicht nur die Gans in der schwarzen Sauce verdaut, sondern auch noch so viel Liebenswürdiges über uns gesagt! Der Prinz hat fast immer mit mir getanzt und unaufhörlich mit mir gesprochen. Die Worte kommen mir nichtig und unbedeutend vor, wenn ich niederschreiben will, was er mir gesagt hat; der Ausdruck ist bei ihm ebenso fruchtbar wie der Gedanke. Die Worte bedeuten mehr, drücken mehr aus, dringen tiefer ein; ich fürchte sie abzuschwächen, wenn ich sie niederschreibe; ich will sie im

Gedächtnis bewahren. Als um Mitternacht ein Kanonenschuß gelöst wurde, um das Ende des alten und den Beginn des neuen Jahres zu verkünden, sagte der Prinz: „Ach, niemals werde ich die Stunde vergessen, die ich soeben verlebt habe. Ich fange nicht ein neues Jahr, sondern ein neues Leben an!“ Das ist eins der tausend Dinge, die er an mich verschwendete. Aber da er immer französisch zu mir sprach, so würde ich Mühe haben, unter dem Eindrucke, der mich beherrscht, seine Unterhaltung ins Polnische zu übertragen.

Alles, was ich in „Mademoiselle de Scudéry“, in „Madame de Lafayette“ gelesen habe, ist nichtssagend, verglichen mit dem, was der königliche Prinz mir sagte. Aber vielleicht ist es doch nur leere Höflichkeit gewesen! Mein Gott, wenn es doch nur eine Lüge wäre, eine jener liebenswürdigen Falschheiten der Welt, jene Hofsprache, die auf alle Frauen angewendet wird! Oder wenn es gar nur Komplimente waren, die ich meinem Kostüm verdanke, das mir zum Entzücken stand? Ich bin ein Spielball unglaublicher Verwirrungen. Ich wage mich niemand anzuvertrauen, wage niemand zu fragen: Hat er mich bevorzugt? — Meine Eltern sind fern von mir, und die Fürstin Woiwodin lädt mich nicht ein, ihr mein Herz auszuschütten. Ich fürchte sie wie einen kalten, strengen, teilnahmslosen Richter. Der Fürst Woiwode ist gütig; aber kann man einem Manne die Schwächen eines Frauenherzens eingestehen? Ich bin also ganz mir selbst überlassen, ohne Vergangenheit, ohne Erfahrung, ohne Ratschläge. Gestern war ich noch in der Pension und lernte wie ein kleines Mädchen, und heute sehe ich mich in eine neue Welt geworfen und spiele eine Rolle,

um die sich alle Frauen reißen. Ich träume, oder ich habe den Verstand verloren. Nun, in zehn Tagen wird Barbara hier eintreffen; sie soll mein guter Engel sein. Sie wird mich führen, mich beschützen; sie ist so verständig und hat ein so richtiges Urteil. Ihr werde ich mein Herz mit Freuden öffnen; vor ihr habe ich keine Furcht. Sie ist mitfühlend; denn sie ist schön und glücklich, und ich habe immer gefunden, daß das die Frauen besser macht.

Seit neun Monaten habe ich diese geliebte Schwester nicht mehr gesehen; aber ich ersehe aus ihren Briefen, daß sie täglich von ihrem Gatten mehr geliebt wird und ihr Los immer mehr preist.

Werde ich den Prinzen wiedersehen? Wird er mich in gewöhnlicher Kleidung wiedererkennen? Wird er mich noch schön finden?

III.

Prinz Karl.

Amor auf dem Sylvesterball. — Neujahrstreiben in Warschau. — Der Besuch des Prinzen. — Die Feste in der Hauptstadt. — Franziskas kleine Nichte. — Charakteristik des Prinzen. — Ein kalter Wasserstrahl. — Franziska wird dem Könige vorgestellt. — Der Prinz als Taufgevatter. — Die Taufe. — Der freigebige Prinz.

Freitag, den 3. Januar 1760.

Meine Wünsche und meine Ungeduld sind nicht auf eine lange Probe gestellt worden. Ich habe den königlichen Prinzen schon zweimal wiedergesehen. Er hat mich erkannt! Wie kindisch ich war, daran zu zweifeln! Warum sollte ich

ihn für weniger geschickt halten als mich selbst, unter welchem Kleide er sich mir verbergen?

Am Neujahrstage, als ich gerade mein Tagebuch schreiben wollte, trat der Fürst Woiwode in mein Zimmer und sagte zu mir: „Fränzchen, Du hast alle meine Erwartungen übertroffen; Du bist vollendet gewesen in jeder Hinsicht! Deine Toilette, mehr noch Dein Benehmen auf dem Balle haben jeden entzückt. Du hast allgemein gefallen und selbst Personen von unendlich höherem Range. Ich komme eben vom Hofe, wo wir mit den Senatoren und Ministern seiner königlichen Majestät unsere Huldigung dargebracht haben. Seine königliche Hoheit, der Herzog von Kurland, hat mich beiseite genommen, um mir zu sagen, daß er nie etwas gesehen hätte, was mit Dir zu vergleichen wäre. „Wenn die Hofetikette mich nicht zwänge," fügte er hinzu, „den Neujahrstag bei dem Könige, meinem Vater, zuzubringen, so würde ich persönlich meine Glückwünsche dem Fräulein Franziska Krasinska aussprechen."

Bei diesen Worten des Fürsten glaubte ich, mein Herz müßte zerspringen. Der Fürst war gütig genug, sich den Anschein zu geben, als bemerke er meine Verwirrung nicht. Er ging und ließ mich allein mit meiner Freude, meinem Entzücken und meinen Gedanken. Ich habe mich also nicht getäuscht! Der königliche Prinz will mich aufsuchen; ja, der Fürst Woiwode hat es ausgesprochen: er finde nichts, was mir zu vergleichen wäre. Dieser Satz klingt in meiner Erinnerung fort wie eine Melodie!

Man rief mich zum Mittagessen. Ich war sehr vergnügt, ausgelassen, so daß die Fürstin mich schalt. Nach dem Essen haben wir Besuche gemacht, ohne jemand zu Hause zu

finden. Alle waren unterwegs, um ihre Neujahrswünsche anzubringen. Man traf sich auf der Straße und sagte sich: „Ich wollte gerade zu Ihnen." — Die Karossen kreuzten sich, stießen sich, oder hielten auch an, wenn man sich in diesem Gedränge erkennen konnte. Dann reichte man sich gegenseitig die Visitenkarten hinein. Als es Abend wurde, zündeten die Heiducken die Wagenlaternen an, und die Läufer trugen brennende Fackeln. Es war ein entzückender Anblick: alle diese Lichter, alle diese Wagen, diese Livreen. Man kann sich nichts Belebteres denken. Es sind auch verschiedene Unglücksfälle vorgekommen; aber uns ist, Gott sei Dank! nichts geschehen. Es war spät, als wir heimkamen. Ich war müde und bin sogleich eingeschlafen; aber mein Schlaf war keine Ruhe. Ich träumte, ich dachte, ich blickte in die Zukunft. Wieviel Dinge, wieviel Schwäche, wieviel Stärke in dem Kopfe einer Frau!

Am folgenden Tage, gerade um Mittag, als ich eben meine Tagestoilette beendet hatte, begab ich mich in den Gesellschaftssaal, wo sich die Fürstin schon befand. Ich fing an zu sticken, als ein Page ganz aufgeregt hereinstürzte und mit lauter Stimme rief: „Seine königliche Hoheit, der Herr Herzog von Kurland!" — Die Fürstin erhob sich eiligst, um ihm bis ins Vorzimmer entgegenzugehen. Mein erster Gedanke war, mich zurückzuziehen; aber die Neugierde, oder ich weiß nicht was, war stärker als die Furcht, und ich blieb. Der Prinz trat ein und näherte sich sogleich meinem Stickrahmen und fragte mich nach meinem Befinden. Trotz meiner Verwirrung antwortete ich mit ziemlich viel Geistesgegenwart. Er setzte sich neben meinen Stickrahmen und schien sich mit meiner Arbeit zu beschäftigen. Ich hatte so festen Willen,

ruhig zu erscheinen, daß es mir gelang, dicke Seide in ganz feine Nadeln einzufädeln, und doch weiß Gott, wie ich zitterte. Der Prinz lobte meine Geschicklichkeit und fand Gelegenheit, mir viel Schmeichelhaftes und Schönes zu sagen, obwohl er mehr mit der Fürstin sprach, als mit mir. Er blieb eine halbe Stunde, und jetzt sehe ich wohl, daß mein Kostüm mich in seinen Augen nicht verändert hat. Beim Abschiede drückte er die Hoffnung aus, mich am Abend auf dem Balle des französischen Gesandten, des Marquis d'Argenson, zu sehen.

Ach, Barbaras Hochzeitsfeier war nichts, wenn ich sie mit den Festen vergleiche, die ich jetzt erlebe! Es war dort eben so viel Luxus und Pracht, aber es fehlte diese auserlesene Anmut, diese ritterliche Höflichkeit. Die Provinz mag sich noch so viele Mühe geben; sie bleibt doch nur eine Parodie der Hauptstadt. In der Hauptstadt sind alle sich gleich, alle gleich höflich, alle gleich liebenswürdig. Es ist nicht erlaubt, so langweilig wahrhaft zu sein. Es giebt Komplimente, die immer fertig sind, und es macht nur einen Unterschied, wie man sie sagt. Von diesem allgemeinen Urteil nehme ich den Prinzen aus. Seine Sprache hat eine andere Färbung, seine Liebenswürdigkeiten haben einen Schein von Eingebung.

Aber auf dem Balle des Marquis d'Argenson hat er weniger mit mir sprechen können, als auf dem vorigen. Ich war nicht mehr die Tochter der Sonne, und die Etikette ist auf einem gewöhnlichen Balle strenger, als auf einem Maskenballe. Sodann versuchten alle Damen, die in unserer Nähe waren, zu hören, was er mir sagte. Das hat mir höchlichst mißfallen; ich finde diese Neugier bei Damen von hohem Range empörend.

Die Fürstin Woiwodin ist in vorzüglicher Laune. Der

königliche Prinz hat gestern Abend nur mit ihr getanzt, d. h. sie ist die einzige ältere Dame, die diese Ehre gehabt hat. Der Fürst Woiwode ist liebenswürdiger denn je, ohne irgend eine Frage an mich zu richten oder mir irgend einen Rat zu erteilen. Ich erwarte die Ankunft meiner Schwester mit der lebhaftesten Ungeduld; wieviel werde ich ihr zu erzählen haben!

Es ist erst eine Woche her, daß ich die Pension verlassen habe, und doch scheint es mir, als ob es schon ein Jahrhundert wäre, so viele Ereignisse, so viele verschiedene Eindrücke haben ein ganzes Leben aus diesen wenigen Tagen gemacht. Neue Empfindungen haben mir eine andere Natur gegeben. Meine Mädchenträume sind von einer ernsten Wirklichkeit nicht nur erreicht, sondern noch übertroffen worden.

Sonntag, den 5. Januar 1760.

Sollte man es glauben! Gestern während des ganzen Tages habe ich weder an Bälle, noch an Feste, noch selbst an den königlichen Prinzen gedacht. Ich bin nur mit meiner Schwester beschäftigt gewesen. Sie ist eher angekommen, als sie versprochen hatte, aber gleich nach ihrer Ankunft krank geworden. Man benachrichtigte die Fürstin, die sich sogleich zu meiner Schwester begab und den ganzen Tag dort blieb. Ich wollte der Fürstin durchaus folgen; aber man erlaubte es mir nicht. Bis Mitternacht war ich in entsetzlicher Angst. Ich schickte in drei Kirchen, um Messen lesen zu lassen. Endlich um ein Uhr morgens kam die Fürstin zurück; sie sagte mir, daß es Barbara gut ginge, und daß sie ein Töchterchen bekommen habe. Heute Morgen flehte ich die

Fürstin an, mir zu erlauben, meine Schwester zu besuchen. Aber sie verweigerte es mir, da es nicht schicklich sei, daß ein junges Mädchen eine Wöchnerin besuche. Darauf ließ sich nichts erwidern; ich muß also warten.

Der Starost kam auf einen Augenblick her. Er ist auf dem Gipfel seines Glückes. Die Kleine soll reizend sein, rundlich, weiß und rosig. Sie soll Angelika heißen, meiner Mutter zu Gefallen, die diesen Namen trägt. Ach, wenn ich dieses liebe Kind doch sehen könnte! Ich habe die Ehre, Tante zu sein, ohne das Vergnügen davon zu genießen.

Der königliche Prinz hat der Fürstin seine Glückwünsche zu der Geburt der kleinen Großnichte gesandt und sich bei der Gelegenheit auch zugleich nach mir erkundigen lassen.

Mittwoch, den 8. Januar 1760.

Meiner Schwester geht es alle Tage besser; aber sie darf das Bett noch nicht verlassen. Ich habe den Prinzen diese Woche nur einmal gesehen. Er begleitete den König auf die Jagd. Aber gestern hat er uns reichlich dafür entschädigt. Er machte uns einen Besuch von wenigstens einer Stunde. Mein Gott, wie gut muß er sein! Wie liebt er seinen Vater so zärtlich, und als er von seiner Mutter sprach, standen ihm die Thränen in den Augen. Er scheint mir für die Polen vorzüglich geeignet; soviel ich beobachten kann, giebt es keine thatkräftigere und edlere Seele. Alles, was ich von ihm habe sagen hören, was ich in meinem Tagebuch über ihn aufgezeichnet habe, ist die reinste Wahrheit. Er steht noch über dem Lobe, das man ihm entgegenbringt. Man kann weder den Ton seiner Stimme, noch sein Lächeln

beschreiben, noch jenen Blick, der so vielsagend ist. Ich bin nicht überrascht über die Vorliebe der Kaiserin*) für ihn. Er hat verstanden, das kurländische Volk an sich zu fesseln. Man sieht ihn, nnd er gefällt; man sieht ihn wieder, und man liebt ihn. Ich glaube, wenn der König stirbt, so werden ihn die Polen zum Könige ausrufen.

Nun, dieser Prinz, der Gegenstand so vieler Liebe, hat mich ausgezeichnet. Ich gefalle ihm, ich zweifle nicht mehr daran. Einige Worte haben mir bestätigt, was seine Augen verrieten. Ja, es ist ganz gewiß, weil der Fürst Woiwode es mir selbst gesagt hat.

Die Fürstin findet, wie ich glaube, ein boshaftes Vergnügen darin, mir meine Freude zu verderben. Sie warf bei Tisch die Bemerkung hin, daß dem Prinzen schon mehrere Frauen gefallen hätten, und daß die letzte immer die schönste für ihn sei. Was bin ich für ein Kind, mich so zu quälen? Bin ich denn die einzige Schönheit auf der Welt? Die Starostina Wessel, die Vorschneiderin Potocka und die Fürstin Sapieha sind viel schöner als ich und verstehen es viel besser als ich, ihrer Schönheit Reize hinzuzufügen. Ich gebe mich wie ich bin, und der königliche Prinz sagt, das sei mein größter Reiz. Trotzdem erscheint es mir, als seien meine Wangen blaß im Vergleich zu dem Glanze dieser Damen. Ihre Farben sind rosig und immer rosig, die meinige ist je nach der Stimmung. Besonders Frau Potocka war entzückend auf dem Ball des französischen Gesandten. Der königliche Prinz hat zweimal mit ihr getanzt. Es war unmöglich, sie zu übersehen. Aber im Grunde, was kann ich mehr wünschen?

---

*) Kaiserin Elisabeth von Rußland.

Mein ganzer Ehrgeiz ging darauf, ihn zu sehen und einen einzigen Augenblick von ihm ausgezeichnet zu werden. Meine Wünsche sind erfüllt, und doch verlange ich mehr, immer mehr. Das Herz hat eben unbegrenzte Fähigkeiten, weiter zu wünschen.

Sonntag, den 10. Januar 1760.

Jetzt muß ich aber vollkommen glücklich sein! Letzten Donnerstag auf dem Balle des Fürsten Czartoryski, des Woiwoden von Rot-Rußland, hat der königliche Prinz nur mit mir getanzt. Am Tage zuvor hatte er uns einen Besuch gemacht, und gestern schickte er uns seinen Adjutanten, um uns aufzufordern, der italienischen Oper Semiramis beizuwohnen, die bei Hofe aufgeführt werden sollte.

Während der ganzen Aufführung beschäftigte sich der Prinz nur mit mir. Ich wurde auch dem Könige vorgestellt, der sich unendlich gütig gegen mich zeigte. Er fragte mich nach meinen Eltern und besonders nach meiner Mutter.

Der Starost kam und kündigte uns an, daß der königliche Prinz durchaus der Pate seines Töchterchens sein wolle und mich als Patin gewählt habe. Ich soll also das Kind mit dem Prinzen zusammen über das Taufbecken halten und mit ihm von gleichem Range sein. Gottes Wille geschehe! Die Ceremonie wird feierlich in der Kathedrale St. Johannis vor sich gehen. Es sollten an dem Tage auch andere Taufen stattfinden; aber sie wurden verschoben aus Achtung vor dem Prinzen. Die ganze hohe Gesellschaft Warschaus wird der Feier beiwohnen. Jedermann wird davon sprechen, und der Polnische Kourier wird diese wichtige Neuigkeit verzeichnen. Was werden Madame Strumle und ihre Pensionärinnen dazu

sagen? Was werden meine Eltern dazu sagen und der ganze Hof von Maleszow! Was wird der kleine Matthias dazu sagen? Er wird nicht verfehlen, an die Wirkung seiner Prophezeiung zu glauben. O, dieser Matthias, wie oft muß ich an ihn denken! Er ist schuld an allen meinen Qualen, an aller meiner Unruhe. Ohne ihn würde meine Vernunft mich nicht verlassen haben; ohne ihn hätten die thörichten Hoffnungen in meinem Herzen nicht Wurzel gefaßt!

Kaum war ich mir meiner Freude über die mir bevorstehende Feier bewußt geworden, als die Fürstin mir sagte, daß die Ehe zwischen Taufpaten verboten sei. Das macht mich zittern. Mein Gott, was geht in mir vor? Alles ist in mir im Mißklange; meine eigenen Gedanken bereiten mir Furcht. Ich schwanke zwischen Trauer und Freude. Köstliche Hoffnungen lächeln mir; trübe Ahnungen drücken mich nieder. Ich rege mich auf, ich zittere. Ich möchte der Welt entsagen, und doch ruft mich alles in sie zurück. Nun, ich werde meine Schwester wiedersehen, das wird ein guter Augenblick für mich sein. Der wahre Trost liegt in den sanften, beruhigenden Familienbanden. Nach der Taufhandlung werden wir zu meiner Schwester gehen. Sie steht schon auf; es geht ihr vorzüglich; aber sie darf ihre Gemächer noch nicht verlassen.

Mittwoch, den 15. Januar 1760.

Gestern hat die Taufe stattgefunden. Ich habe meine Schwester gesehen; wie reizend sie ist! Sie ist blasser und schmäler geworden, aber gut wie ein Engel. Sie ist sehr, sehr glücklich. Der königliche Prinz wollte durchaus, daß man der Kleinen meinen Namen gebe; aber Barbara wider=

setzte sich dem. Sie sagte, dem Namen meiner Mutter gebühre der Vorzug. Er erlangte indes das Versprechen, daß Barbaras zweite Tochter Franziska heißen solle.

Die Kleine ist niedlich, aber rot wie ein Krebs. Sie hat während der ganzen Feier geschrieen; man sagt, das sei ein gutes Zeichen: sie wird leben bleiben. Gott gebe es; denn ich habe sie schon lieb. Ich war ganz verwirrt und wußte nicht, wie ich sie in der Kirche halten sollte. Meine Arme versagten; der Prinz unterstützte mich gütig, er ist ausgezeichnet. Ich war ebenso erstaunt wie entzückt, mich vor dem Altar und in Gegenwart einer so großen Versammlung neben ihm zu sehen und meinen Namen neben dem seinen in einem großen Buche zu finden. Darauf werden sich ohne Zweifel die Prophezeiungen des kleinen Matthias beziehen.

Alle Welt beglückwünscht mich zu der Ehre, die mir widerfahren ist. Der königliche Prinz ist seit der Feier noch liebenswürdiger gegen mich. Er ist weniger förmlich in seinem Benehmen; er nennt mich nur noch „meine schöne Gevatterin“, und wenn er von der Kleinen spricht, so sagt er stets „unsere Angelika“. Er hat der Frau Starostin und mir prächtige Geschenke gemacht. Er ist von einer königlichen Freigebigkeit gegen die Armen und gegen die Dienerschaft meiner Schwester gewesen.

Dem Starosten hat er seine Verwendung bei dem Könige zugesagt, ihm die Kastellanie von Radom zu verschaffen. Ich, ach, ich kann nichts für meine Familie thun! Aber ich habe für die kleine Angelika ein Kleid gestickt, und das hat mir viel Zeit und viel Mühe gekostet. Der Prinz sagte, daß er es sehr geschmackvoll fände. Später will ich der lieben Kleinen auch ein Mützchen sticken.

IV.

Der Karneval.

Die Jagd des Prinzen Radziwill. — Der Schlitten mit den vier Schönsten. — Der Jagdpavillon. — Seltene Jagdbeute. — Der Ball bei dem Marschall Bielinski. — Franziskas Quarantäne. — Der Brief der Mutter. — Der Fürstin Urteil über den Prinzen. — Aschermittwochsstimmung.

Ich vergesse eine Neuigkeit von hoher Bedeutung. Der Prinz Jerome Radziwill, der Bannerträger Littauens, bereitet eine große Jagd vor zur Belustigung des Königs und der königlichen Prinzen. Er verschwendet ungeheure Summen, um alles zu übertreffen, was bis zum heutigen Tage dagewesen ist. Er hat aus dem fernsten Littauen alle Arten von Wild kommen lassen, um seinen Park damit zu bevölkern. Die Jagd soll morgen beginnen. Das Wetter ist günstig. Es friert stark; die Schlitten werden über den Schnee gleiten, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Der königliche Prinz will durchaus, daß ich diesem Feste beiwohne. Die vier Schönheiten sollen in einem Schlitten sitzen, und der königliche Prinz wird ihn fahren. (Ich muß es wohl sagen, daß ich eine der vier Modeschönheiten des Tages bin.) Wir werden alle dasselbe Kostüm tragen, aber von verschiedener Farbe. Ich habe amaranth gewählt, Frau Potocka blau, Frau Sapieha grün und Fräulein Wessel broncefarben. Unsere Kleider sind aus Sammet gefertigt und mit Marder und Zobelpelz besetzt. Die Mützen sind von demselben Stoffe. Es thut mir leid, daß Barbara das nicht alles sehen kann. Aber sie hat ihre Angelika, und dieses Glück wiegt alles andere auf.

Freitag, den 17. Januar 1760.

Ich bin in einem Schlosse erzogen, das sich eines glänzenden Hofstaates rühmt. Ich habe die königlichen Feste am Hofe von Warschau gesehen; aber nichts läßt sich mit der Jagd des Prinzen Radziwill vergleichen. Wir brachen um neun Uhr morgens auf, inmitten unzähliger Pferde und Schlitten. Der unsere war der reichste und folgte unmittelbar dem des Königs.*) Der königliche Prinz trug ein Jagdgewand aus grünem Sammet. Ich weiß nicht, ob es sein Kostüm war, das ihn so glänzend erscheinen ließ, oder ob er es war, der den Glanz seines Kostüms hob. Soviel steht fest, daß er niemals so prächtig ausgesehen hat.

Wir fuhren zuerst über die Kirche des heiligen Kreuzes hinaus; dann glitten wir schnell von der Hochfläche hinab, auf der die Stadt Warschau gebaut ist. Inmitten einer Ebene, nicht weit von Szulec und Uiazdow (dem heutigen Lazienki**) hat der Prinz Radziwill einen Park herrichten und in diesem durch seine Lage bewundernswerten Ort einen eisernen Pavillon erbauen lassen. Dieser war ganz durchsichtig gearbeitet und starrte nach allen Seiten von eisernen

---

*) Es kennzeichnet den Leichtsinn des königlichen Hofes aufs beste, wenn man bedenkt, daß in derselben Zeit, als der Hof sich dem Vergnügen und der Jagdfreude hingab, das Stammland Sachsen unter Friedrichs des Großen starker Hand seufzte, der damals gerade in Leipzig sein Winterquartier hatte.

**) Es war ein altes Jagdgebiet, auf dem die Könige Sigismund I., Sigismund August, Sigismund III., Wladislaus IV. und Johann Kasimir oft gejagt hatten. 1781 kaufte Stanislaus August Poniatowski die Herrschaft Lazienki und ließ dort ein herrliches Schloß errichten, das er zu seinem Sommeraufenthalt erwählte. Der französische König Ludwig XVIII. hat als Emigrant mehrere Sommer in dem schönen Schlosse zugebracht.

Spitzen zur Abwehr gegen die wilden Tiere. Die Möbel des Pavillons waren mit grünem Sammet überzogen. Der König und der königliche Prinz nahmen in dem Pavillon Platz. Die übrige hohe Gesellschaft fand auf einem Amphitheater neben dem Pavillon Raum, und zwei Hügel zur Rechten und zur Linken waren mit neugierigem Volk besetzt. Von dem Pavillon zogen sich mehrere Alleen strahlenförmig in den Park. Sobald wir angekommen waren und die uns bestimmten Plätze eingenommen hatten, ertönten die Jagdhörner, und sofort ließen des Prinzen Radziwill Jäger 8 Elentiere, 3 Bären, 25 Wölfe und 23 Eber los. Hunde trieben das Wild gegen den Pavillon des Königs. Das Geschrei der Jäger und das Geheul der Tiere war betäubend. Der König tötete mit eigener Hand 3 Eber; der Prinz erlegte etwa 20 Stück, und damit noch nicht zufrieden, tötete er noch mit einer Keule einen Bären, was eine wunderbare Geschicklichkeit und Kraft erfordert. Die Haut dieses Bären, die Jagdtrophäe des Prinzen, soll mir zum Teppich dienen. Die Jagd dauerte bis 4 Uhr nachmittags. Den Gästen reichte man Fleisch, Kuchen und warme Getränke.

Man hat 84 Jäger und Waldhüter gezählt, die dem Prinzen Radziwill gehörten. Unter die Gesellschaft wurden lateinische und polnische Verse verteilt; alles war entzückend. Der Prinz Radziwill wollte auf diese Weise den Jahrestag der Krönung des Königs feiern. Zu demselben Zweck findet heute Abend ein großer Ball bei dem Marschall Bielinski statt. Ich bin auch dazu geladen.

Sonntag, den 19. Januar 1760.

Der Ball war herrlich. Der königliche Prinz war von



Das Schloß von Lazienki bei Warschau.

bezaubernder Heiterkeit. Der König hat ihm einen Ordensstern mit Diamanten geschenkt. Das Abendessen war prachtvoll, auserlesen, und das Fasten, das für den Freitag geboten war, hat dem Luxus und der Üppigkeit keinen Abbruch gethan. Es gab eine unendliche Menge von Gerichten und nicht eine Faser Fleisch dabei.

Ich habe viel getanzt. Ich habe ein Fußleiden, das mir sehr viele Schmerzen macht. Aber ich bereue es doch, daß ich mich darüber beklagt habe; denn nun zwingt man mich, zehn Tage mein Zimmer zu hüten und mich auszuruhen. Die Fürstin beunruhigt sich wegen meiner Gesundheit. Sie fürchtet, daß die Bälle und das lange Aufbleiben mir schlecht bekommen; es scheint mir wirklich selbst, daß meine Farben nicht mehr so frisch sind.

Wir haben Briefe aus Maleszow bekommen. Meine Mutter war so gütig, mir selbst zu schreiben. Sie empfiehlt mir, mich zu schonen, und fleht mich vor allen Dingen an, mich vorsichtig zu betragen und vor den Schmeicheleien auf der Hut zu sein. Sie schreibt mir: „Sei nicht eitel und hochmütig auf das Lob, das man dir spendet! Eine Laune entscheidet mehr über den Vorzug der Welt als die Schönheit. Wenn die Vernunft sich durch dieses täuschende Gewand einschläfern läßt, so ist das Glück des Lebens in Gefahr, und aus der Höhe stürzt man dann manchmal mit seiner ganzen Last zur Erde herab.“

Ich hoffe, daß die Befürchtungen meiner guten Mutter sich nicht verwirklichen werden. Wenn ich zu ehrgeizige Wünsche hege, so werde ich sie im tiefsten Grunde meines Herzens zu bewahren wissen. Der Brief meiner Mutter hat mir Thränen entlockt. Ich trage ihn bei mir und lese ihn

oft. Gott hat den Worten der Eltern Kraft gegeben, daß sie gerade in das Herz der Kinder dringen. Glücklich das junge Mädchen, das das mütterliche Haus nicht zu verlassen braucht! Trotz aller meiner Erfolge sehne ich mich mehr denn einmal nach Schloß Maleszow zurück.

Mittwoch, den 21. Januar 1760.

Endlich ist meine Quarantäne beendet. Leider haben während meiner Zurückgezogenheit vier Bälle stattgefunden. Es thut mir besonders leid um einen Maskenball, bei dem ich mit den drei berühmten Schönheiten eine schottische Quadrille tanzen sollte. Fräulein Malachowska, die Tochter des Woiwoden, hat meine Stelle eingenommen, und ich bin zu Hause geblieben trotz der dringenden Bitten des königlichen Prinzen und, ich weiß nicht, wessen noch. Aber wenn die Fürstin einmal nein gesagt hat, dann ist es unmöglich, sie zu beugen. Ich gestehe, daß mir das Kummer macht; aber es stände mir schlecht an, wollte ich es mir merken lassen. In meinem Alter muß man vernünftig sein. Ich habe übrigens nicht zu klagen; denn der königliche Prinz hat mich oft besucht und hat meine Ergebung und meine Charakterstärke zu schätzen gewußt, wie er sagte.

Seit der Taufe schwindet der Abstand immer mehr zwischen dem königlichen Prinzen, dem Thronfolger, und der Starostina Franziska Krasinska. Der Prinz will, daß ich ihn als meinesgleichen behandle. Welche unschätzbare, unbegreifliche Güte! Die Stunden, die er mir widmet, vergehen aufs angenehmste. Er erzählt uns von seinen Reisen nach St. Petersburg, nach Wien, nach Kurland, und inmitten der

Gesellschaft, die uns umgiebt, findet er immer Gelegenheit, mir Worte zu sagen, die nur ich verstehe. Der Prinz kennt und beurteilt ganz richtig alle Intriguen, die unsere unglückliche Republik untergraben; aber aus Achtung vor seinem Vater wagt er nicht zu sagen, was er denkt. Großer Gott, wenn er König würde! Die Fürstin, die mit Eifer an den besten Dingen schlechte Seiten hervorsucht, sagt, daß alle seine Höflichkeit nur den Zweck hätte, sich eine Partei zu verschaffen, und daß er, einmal Herr der Krone, uns vergessen oder verachten wird. Ich glaube das nicht; ich werfe diesen Verdacht von mir wie eine Ungerechtigkeit. Die Fürstin möchte nur Lubomirski auf dem Throne sehen; aber ich bezweifle sehr, daß das jemals der Fall sein wird.*)

Heute Abend findet eine Gesellschaft bei den Stiftsdamen statt. Ich bin eingeladen. Die Oberin Fräulein Komorowska ist eine unendlich achtungswerte Dame. Frau Zamoyska, geborene Zahorowska, ist die Gründerin dieser Gesellschaft. Sie hat sie nach dem Muster der Stiftung eingerichtet, die in Remiremont in Lothringen besteht. Das Stift dient jungen Damen als Zufluchtsort, die nicht heiraten wollen oder können. Sie leben dort vollständig zurückgezogen, empfangen aber Besuche. Frau Zamoyska hat das Marienhaus in der Straße der Senatoren angekauft, um dort ihr Stift ein-

---

*) Nach Augusts III. Tode trat ein Fürst Lubomirski, Unter-Krontruchseß, als Thronkandidat auf, fand jedoch bei niemand Unterstützung. Wahrscheinlich war er auch nur von einer Partei dazu gedrängt worden, welche den Schein erwecken wollte, die Wahlfreiheit sei von keiner Seite beschränkt. Der in dem Tagebuch oft erwähnte Fürst Anton Lubomirski, Woiwode von Lublin, war es keinesfalls; denn dieser war zugleich Marschall des Prinzen, und in Titelangaben sind die Polen gewissenhaft und ausführlich.

zurichten. Es werden dort immer zwölf Fräulein des höchsten Adels und acht des niederen aufgenommen.

Endlich nähern wir uns den letzten Tagen des Karnevals.

Aschermittwoch, den 16. Februar 1760.

... wird der Vergnügungen müde; man fühlt das Be-
... uhe nach diesen lebhaften und betäubenden
... Ich bin fast glücklich in dem Gedanken, daß
... u Ende ist. Während dreier Wochen habe ich
... Außenleben geführt. Der Putz, die Bälle und die Besuche nahmen mich ganz in Anspruch. Man muß diese Art zu leben kennen, um zu verstehen, was sie an Ekel und Öde einschließt. Man beneidete meine Erfolge, mein „Glück“, und ich, ich sehnte mich nach Einsamkeit! Ich sehnte mich danach, mich meinen Gedanken und Betrachtungen hingeben zu können.

Barbara scheint verstanden zu haben, was ich leide. Ich sehe sie oft, und die Worte, die ihr entschlüpfen, verraten mir ihre Befürchtungen. Sie sieht ein Schicksal für mich voraus, das nicht mit meinem Geschmack, mit meinen Bedürfnissen und Fähigkeiten im Einklange steht. Sie wünschte eine Zukunft für mich, wie Herz und Vernunft sie ihr geschaffen haben. Sie versteht das Leben und läßt mich ein anderes Glück träumen. Ich fange an nachzudenken. Wie schön war doch die Vorschneiderin Potocka gestern auf dem Maskenballe! Ihr Kostüm als Sultana stand ihr zum Entzücken; ihre Schönheit überstrahlte gleich einer Sonne alle anderen Frauen. Alle Welt bewunderte sie, riß sich um einen Tanz mit ihr. Ich konnte nur eine Polonaise tanzen. Ich hatte

solche Fußschmerzen, daß ich meinen Platz nicht verlassen konnte und alle Aufforderungen des königlichen Prinzen und anderer Herren ablehnen mußte. Gott sei Dank, der Karneval ist zu Ende!

V.

Fastenzeit.

Besuch in Sulgostow. — Rückkehr nach Warschau. — Ein Gelübde. — Wie man Starost wird. — Acht Tage im Kloster. — Abt Balduin. — Weltfluchtgedanken. — Das Fußwaschen im königlichen Schlosse am Gründonnerstage. — Die schöne Almosensammlerin. — Karfreitag. — Strenges Fasten. — Das Ostermahl. — Vorbereitungen zur Abreise. — Ernste Fragen an das Schicksal.

Sonnabend, den 19. Februar 1760.

Ich reise nach Sulgostow in dem Augenblick, da ich am wenigsten daran dachte. Vorher will ich in aller Eile noch einige Worte niederschreiben. Der Starost und meine Schwester kamen gestern, um von uns Abschied zu nehmen. Heute morgen trat der Fürst Woiwode in mein Zimmer und sagte mir, daß mein Schwager und meine Schwester mich inständig bäten, sie zu begleiten. „Wahrscheinlich“, fügte er hinzu, „werden Deine Eltern auch bald hinkommen“. Ich folge immer vertrauensvoll dem Willen oder den Ratschlägen des Fürsten, und so habe ich auch in diesem Falle keinen Widerstand geleistet. Ich reise ab. Die Fürstin Woiwodin billigt meinen Entschluß sehr. Ich reise ab, weil man es so will, und der königliche Prinz weiß es nicht, und ich kann niemand bitten, ihm meine Abreise mitzuteilen. Er wird es

erfahren, wie andere Neuigkeiten aus der vornehmen Welt. Wenn ich es wagte, so würde ich die Fürstin bitten, ihm meinen Abschied zu übermitteln und mein Bedauern auszudrücken. Aber niemals würde ich den Mut haben, mich ihr anzuvertrauen, und überhaupt, wird mein Abschied ihn betrüben. Wird ein Gedanke, eine Erinnerung mich suchen, wenn es so viele schöne Frauen in Warschau giebt? Frau Potocka verreist nicht. — Doch man ruft mich; ich muß meine Vorbereitungen beschleunigen.

Sonntag, den 15. März 1760.

Seit zwei Tagen bin ich wieder in Warschau. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich mein Tagebuch vergessen habe, und so hatte ich nicht einmal den Trost, während meiner Abwesenheit einschreiben zu können.

Ich bin drei Wochen in Sulgostow gewesen. Ich muß zu meiner Schande gestehen, die Zeit ist mir lang geworden wie eine Gefangenschaft. Ich habe meine Eltern allerdings nicht gesehen. Sie treffen erst in vier Tagen ein. Der Fürst Woiwode holte mich mit einer solchen Eile ab, daß wir die Reise in einem Tage zurücklegten. Frische Pferde erwarteten uns an jeder Station; wir haben nicht eine Minute verloren.

Der königliche Prinz besuchte uns am Morgen nach unserer Ankunft. Er ist verändert. Er scheint traurig oder leidend zu sein. Er ließ durchblicken, daß meine Abreise ihm Schmerz verursacht habe, und bemerkte, daß man einem Freunde doch einige Rücksicht schuldig sei. Einem Freunde! Dies Herzenswort ist ihm entschlüpft. Welch' bittere Vor-

würfe mache ich mir über meine Reise, und doch bin ich eigentlich dazu gezwungen worden. Der Fürst Woiwode bleibt dabei, daß alles zum besten gewesen sei. Ich gestehe, daß ich die Notwendigkeit nicht einsehe, weshalb ich leiden und den königlichen Prinz betrügen mußte; aber ich habe mir gelobt, dem Woiwoden blindlings zu gehorchen. Ich glaube, daß er bestimmt ist, eine große Rolle in allen Ereignissen meines Lebens zu spielen. Die Fürstin hat mich mit Güte empfangen.

Ich habe für die Kathedrale ein Kissen gestickt mit dem Namen Jesu Christi. Ich fand bei Barbara alles, was ich für meine Arbeit brauchte, und habe mich mit so viel Fleiß und Eifer daran gesetzt, daß ich es noch vor meiner Abreise vollendet habe. Ich habe mit Andacht gearbeitet; denn ich erfüllte ein geheimes Gelübde. Gott allein kennt meine Absicht; er allein kann mein Gebet erhören.

In Sulgostow hat man mit großem Prunk den Jahrestag von Barbaras Hochzeit gefeiert. Wieviel Veränderungen im Laufe eines Jahres! Vor Barbaras Hochzeit war ich immer heiter, immer glücklich, d. h. immer ruhig. Ich genoß meine nichtssagende Freiheit. Mein Leben war ein Himmel ohne Wolken. Ich empfand noch nicht jene Augenblicke des Glückes, die eine Qual sind, und jene Schmerzen, die nicht ohne Reiz sind.

Donnerstag, den 19. März 1760.

Der königliche Prinz ist gestern so heiter und so liebenswürdig gewesen, wie in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. Er kam schon des Morgens, um eine Stunde bei uns

zuzubringen. Er konnte nicht länger bleiben, da er den König auf eine Jagd in den Wald von Kapinos begleiten mußte; aber abends kam er wieder in dem Augenblick, da wir ihn am wenigsten erwarteten. Er kam ohne Aufsehen, ohne Begleitung mit einer gewissen Heimlichkeit, also mit Uebergehung jeder Etikette, was seiner Gegenwart einen neuen Reiz verleiht.

Die Jagd ist glücklich gewesen, und es hat sich etwas Seltsames dabei zugetragen. Der Wald von Kapinos grenzt an die Wälder von Zaborow. Der Eigentümer dieses Besitztums ist, wie man sagt, ein Edelmann aus gutem Hause. Immer, wenn der König an seinen Gütern vorbeikam, empfing er ihn glänzend, und der König versprach ihm, um seine Ergebenheit anzuerkennen, eine Starostei unter der Bedingung, daß er zuvor einen Bären auf seinem Grund und Boden erlegte. Mehrere Bären wurden getötet, und die Starostei kam nicht. Der arme Edelmann, immer von neuem hoffend und verzweifelnd, machte es sich zur Pflicht, auf dieser letzten Jagd einen Bären zu erlegen. Als es geschehen war, schleppte er ihn zu den Füßen des Königs und sagte: Majestät, ursus est, privilegium non est!“ Der König lachte herzlich über diesen Einfall und versprach ihm feierlich eine Starostei. Der königliche Prinz blieb zwei Stunden bei uns. Er ist jetzt freier und kann die Gemächer des Königs leichter verlassen, weil seine Brüder Albert und Clemens*) in Warschau sind. Der Prinz Clemens soll sehr gut und fromm sein; er hat eine ausgesprochene Neigung zu dem geistlichen Beruf, und man glaubt, daß er die Weihen empfangen werde. Es

*) Vergl. S. 17.

ist ein Zeichen von großer Klugheit des Königs, daß er Gott einen seiner Söhne weiht. Es ist aber ein Glück, daß seine Wahl nicht gerade auf den Prinzen Karl gefallen ist!

Dienstag, den 24. März 1760.

Trotz der Fastenzeit verbringe ich meine Tage sehr heiter. Der königliche Prinz besucht uns sehr oft. Er sagt mir unaufhörlich, daß der Hofzwang ihn drücke; er entzieht sich ihm mit Freuden. Aber morgen werde ich von ihm getrennt werden. Die Fürstin Woiwodin hat die Gewohnheit, sich acht Tage vor Ostern in ein Kloster zurückzuziehen, um sich auf die Beichte vorzubereiten. Alle frommen Damen thun desgleichen; es wäre also unmöglich, daß ich die Fürstin nicht in das Kloster des Heiligen Sakramentes begleiten sollte. Während dieser acht Tage werden wir nur Priester sehen, nur Gebetbücher lesen und nur für die Kirche und die Armen arbeiten.

Gründonnerstag, den 2. April 1760.

Ich habe gebeichtet und bin bereit, das Sakrament zu empfangen. Ich erinnere mich nicht, jemals so viel Ruhe, so viel Frieden im Herzen empfunden zu haben. Es ist ein unschätzbares Gut, mit Gott und sich selbst eins zu sein. Wie ernst und süß sind die Ceremonien unserer heiligen Religion! Welch ein Glück, in ihren Mysterien erzogen zu sein! Ich habe einen vorzüglichen Beichtvater, den Abt Balduin. Er ist bei den Hofdamen sehr in Mode, weil er ein Franzose ist; aber auch abgesehen von der Mode würde er der Beichtvater meiner Wahl sein. Er ist ein heiliger, würdiger Mann, der alle Tugenden besitzt, die Christus lehrt.

Man folgt seinen Ratschlägen mit Ehrfurcht; seine Religion tröstet und bringt einen dem Himmel näher, ohne einen zu sehr von der Erde zu entfernen. Ich habe mehrere Stunden mit ihm zugebracht; er wußte an mein Herz zu gelangen, indem er meine Leidenschaften bekämpfte. Er hat mich gedemütigt um meiner Fehler willen, ohne mich zu kränken und zur Verzweiflung zu bringen. Er hat mir die Flüchtigkeit der menschlichen Dinge gezeigt, den Stachel und die Leere der Vergnügen, die man der Eitelkeit und der Selbstliebe verdankt. Wahrlich, ich habe einen Augenblick den Gedanken gehabt, mich Gott zu weihen und in dem Kloster, das Abt Balduin leitet, Graue Schwester zu werden! Ich maß meine Zelle, ich zählte die Schritte dieses Zufluchtsortes, in dem ich mich begraben wollte; ich glaubte an die Kraft meines Entschlusses noch in dem Augenblick, als meine Kammerfrau eintrat und mir ein Nichts von einem Jäger des königlichen Prinzen erzählte. Die Kette meiner heiligen Gedanken war sofort zerrissen; ich suchte vergebens, sie wieder anzuknüpfen. Ich erinnerte mich nur noch daran, daß der Abt Balduin mir gesagt hatte, man könne auch in der großen Welt sein Heil suchen, und daß dieser schwere Kampf, wenn man siegreich daraus hervorgehe, Gott ebenso angenehm sei, wie die Tugend, die gar nicht gekämpft habe. Warum sollte ich mich in diese Welt voll unbekannter Opfer stürzen, die vielleicht meine Kräfte übersteigen? Ich werde meinem Geschicke folgen und mir meine Gewissensreinheit dabei bewahren. Ja, ich schwöre es, nie in etwas zu willigen, daß des Namens der Krasinski unwürdig sei! Wenn ich sündige, so geschieht es, ach, aus zu viel Hochmut; meine Wünsche gehen sehr hoch. Abt Balduin tadelte mich deshalb nicht. Er sagt, der Ehr-

geiz sei nur ein Vergehen, wenn er uns von der Tugend entfernt. Was Gott verlangt, ist ein Herz, das zu allen Opfern bereit ist, ist der Wille, ihm alles zu geben. In dieser Stimmung fühle ich mich jetzt. Ich empfinde eine unbeschreibliche Stille, eine Seligkeit in mir! Diese Woche erschien mir wie ein Vorgeschmack des Himmels. Ich sah nur meinen Beichtvater, den einzigen Vertrauten meiner Gedanken und meiner Gefühle. Die Zeit verfloß ohne Langsamkeit und ohne Ermüdung. Heute noch werde ich mich wieder inmitten der großen Welt befinden. Ich werde der Gründonnerstags-ceremonie im Schlosse beiwohnen. Ich bin auf diese religiöse Feier sehr gespannt.

Freitag, den 10. April 1760.

Die Osterwoche ist vergangen. Ich bedauere es. Es lag so viel Glück in dieser Ruhe, und schon haben Verwirrung und Unruhe meinen Geist und mein Herz wieder angefallen. Wieviel Sünden habe ich schon wieder begangen! Arme Menschheit, arme Natur, schwach und gebrechlich! Trotz meiner Versprechungen, trotz meiner Vorsätze, die ich so stark glaubte, unterliege ich bei der geringsten Gelegenheit. Z. B. es ist unglaublich, am Gründonnerstage, am Tage nach meiner Beichte und Kommunion, habe ich gesündigt, aus Hochmut gesündigt! Ich hätte mich schwarz kleiden müssen, um der Hoffeier beizuwohnen, und doch konnte ich der Versuchung, mich zu schmücken, nicht widerstehen. Als ich mich gerade ankleiden wollte, trat die Fürstin Lubomirska in mein Zimmer mit ihren Fräulein, die mir ein entzückendes Kleid brachten aus weißem Sammet, mit langer Schleppe und mit weißen Rosen geschmückt, dazu als Kopfputz einen Kranz von weißen

Rosen mit einem weißen Spitzenschleier. Man kann sich vorstellen, wie reich und geschmackvoll dieses Gewand war. Wie konnte ich dem Reize widerstehen, mich so geschmückt zu sehen! Ich fragte die Fürstin, warum sie verlange, daß ich mich so prächtig kleide, nur um in die Kirche zu gehen. Sie antwortete mir, daß es am Gründonnerstag Brauch sei, sich nach der Feier in den großen Saal des Schlosses zu begeben, wo der König zwölf Greisen die Füße wasche und sie bei Tische bediene, zur Erinnerung an die Demütigung des Heilandes. Während dieser frommen und erbaulichen Handlung sammle ein Fräulein aus einer der ersten Familien Almosen für die Armen ein. Der König selbst bezeichne die Sammlerin, und dieses Jahr habe er mir diese Ehre zugedacht und das Ergebnis meiner Sammlung für das Hospital der Armen bestimmt, das der Abt Balduin leitet.

Ich war glücklich über jedes Wort, das die Fürstin sprach; aber — soll ich es gestehen? – ich war nicht glücklich über meine gute That, sondern dachte nur an mich, an meine Schönheit, an den reizenden Putz, an die Wirkung, die ich inmitten all der schwarzgekleideten Damen hervorbringen würde, und ich freute mich in dem Gedanken, daß ich die schönste sein würde. Welche sündhafte Eitelkeit und noch dazu am Gründonnerstage! Aber ich gestehe doch wenigstens meine Sünde und demütige mich vor mir selbst.

Meine Geldsammlung hat meine Hoffnung weit übertroffen. Ich erhielt ungefähr 4000 Dukaten (= 3840 Mark). Der Prinz Karl Radziwill sagte, als er die Hand an seine Börse legte: „Mein Lieber", (Panie Kochanku) sein Lieblingsausdruck, „einer so schönen Dame muß man etwas geben!" und dabei warf er 500 Goldstücke auf mein Tablett, das

meinen Händen entglitten wäre, wenn man mir nicht geholfen hätte. Als ich zu sammeln begann, war ich außerordentlich schüchtern. Ich zitterte, ich errötete jedesmal, wenn ich eine neue Gabe empfing; aber allmählich faßte ich Mut und erinnerte mich der Lektionen meines Tanzmeisters. Der Oberhofmarschall reichte mir die Hand, nannte mir jeden Herrn und wiederholte die vorgeschriebene Formel, indem er ihnen das Tablett darbot. Ich hätte unmöglich ein Wort hervorbringen können. Es war mir gerade genug, jedem eine würdige und anmutige Verbeugung zu machen. Wenn das Tablett zu schwer wurde, leerte es der Oberhofmarschall in einen großen Beutel, den man hinter uns her trug.

Ich habe mehr Schmeicheleien gehört, bin mehr angesehen und bewundert worden als je in meinem Leben. Der königliche Prinz sagte: „Wenn Sie jeden gebeten hätten, Ihnen sein Herz zu schenken, so würde keiner es Ihnen verweigert haben.“ — Ich antwortete ihm: „Um Neigung bittet man nicht, man flößt sie ein.“ — Mein Freimut schien ihm zu gefallen. Ich kann die Frauen nicht verstehen, die mit Worten um Liebe werben, die sagen: „Liebt mich, bewundert mich!“ Für einen König würde ich mich nicht so herabwürdigen. Zärtliche Neigung kommt unwillkürlich; man kann versuchen, sie zu gewinnen; man empfängt sie mit Freude, wenn sie einem entgegengebracht wird; aber darum betteln, finde ich noch mehr lächerlich als tadelnswert.

Die Fußwaschung ist eine der schönsten Ceremonien unserer Religion. Ein König, der sich vor zwölf Greisen beugt, der hinter ihnen steht, wenn sie zu Tische sitzen, ist das erhabenste und rührendste aller Schauspiele. Diese Feier wird nie aus meiner Erinnerung schwinden.

August III. ist, obgleich nicht mehr jung, noch schön. Alle seine Bewegungen sind voller Adel und Würde. Der königliche Prinz Karl gleicht ihm ganz und gar.

Am Karfreitag haben wir das heilige Grab besucht. Alle Damen des Hofes waren schwarz gekleidet. Wir machten unsere Stationen in sieben Kirchen und sprachen in jeder fünf Gebete. In der Kathedrale habe ich eine ganze Stunde auf den Knieen gelegen. Am Karsamstag war die prächtige Feier der Auferstehung. Die Orgeln ließen eine Musik ertönen, die einen bis in den Himmel erhob.

Das Ostermahl (swiencone) der Fürstin Woiwodin war prächtig. Bis gestern waren die Tische ununterbrochen mit kaltem Fleisch und Kuchen besetzt.

Vor einem Jahre — gerade auf diesen Tag — wohnte ich dem sehr bescheidenen Ostermahle der Madame Strumle bei. Damals war ich eine kleine Pensionärin; wer hätte mir damals gesagt, daß ich am nächsten Osterfeste bei der Fürstin Woiwodin mit dem königlichen Prinzen zusammen bei dem Ostermahle sitzen und mit ihm aus einer Schüssel essen würde!

Nach einem so streng beobachteten Fasten genießt man das Fleisch mit Vergnügen. Man fastet hier eben so streng wie in Maleszow. Während der Karwoche ißt man alles in Öl; am Karfreitag fastet man ganz und gar und nimmt überhaupt nur soviel Nahrung zu sich, als nötig ist, nicht Hungers zu sterben. Der königliche Prinz hat so gefastet, daß er ganz mager geworden ist. Ich machte die Entdeckung gestern, und meine Augen richteten sich voller Rührung auf ihn. Da er gerade mit dem Fürsten Woiwoden sprach, glaubte ich, er beobachtete mich nicht; aber die Bewegung

meines Herzens entgeht ihm, der so gut und verständnisinnig ist, niemals. Er dankte mir später für meine Besorgnis. Ich wurde über und über rot und nahm mir vor, den Ausdruck meiner Augen besser zu überwachen. Die Rolle der Frauen und besonders der jungen Mädchen ist recht schwierig. Man muß nicht nur seine Stimme und seine Worte wägen, sondern auch seine Mienen zu beherrschen wissen. Da frage ich einen: Was nützen einem die Gouvernanten und ihre Lehren in einem solchen Falle? Die Fürstin Woiwodin hat ganz recht, wenn sie sagt, daß zehn Gouvernanten, wenn sie auch noch so bissig wären, ein Mädchen nicht hüten können, das sich nicht selbst zu hüten weiß.

Mittwoch, den 5. April 1760.

Morgen verlassen wir Warschau. Ich gehe mit dem Fürsten und der Fürstin auf ihr Landgut Opole. Mein Vater hat der Fürstin geschrieben, daß er mir erlaube, solange bei ihr zu bleiben, als meine Gegenwart ihr angenehm sei. Ich hoffe, daß sie nie unzufrieden mit mir sein wird. Ich gebe mir Mühe, ihr auf jede nur mögliche Weise zu gefallen. Die Fürstin flößt mir Furcht und unendliche Hochachtung ein. Sie beherrscht mich vollständig, und ich bin immer bereit, mich ihrem leisesten Willen zu opfern. Wenn sie mir zulächelt, wenn sie mich gütig ansieht, so glaube ich den Himmel offen zu sehen. Wenn ich jemals alt werde, so möchte ich das Gefühl einflößen, das ich für sie empfinde. Selbst der königliche Prinz fürchtet die Fürstin.

Sollte man es glauben, daß ich glücklich bin in dem Gedanken, nicht nach Maleszow zu gehen? Ich fürchtete diesen

Aufenthalt meiner Kindheit; ich glaubte ihn durch die Unruhe meines Herzens zu entweihen.

Soll ich das Vergangene bedauern? Wird ein Leben voller Qual der Preis für einen einzigen Strahl des Glückes sein, der mich den Gipfel irdischer Glückseligkeit hat erkennen lassen? Wenn das Gelübde, das ich nicht auszusprechen wage, sich erfüllt, so würde ich meiner Stellung gewachsen sein; aber als Christin werde ich auch den Verlust meiner teuersten Hoffnung zu ertragen wissen. Mein Gott, woher habe ich die Kraft, niederzuschreiben und dem Papiere anzuvertrauen, was ich mir selbst zu gestehen fürchte! Wenn ich an ihn denke, so habe ich Furcht, daß man mich errät, und ich schreibe es nieder! Wenn mein Tagebuch in die Hände eines anderen fiele, so würde man mich für wahnsinnig, oder für anmaßend halten. Ich werde es vierfach einschließen.

Dritter Teil.

In Opole und Janowiec.

I.

Im Schlosse Opole.

Verstimmte Saiten. — Französische Romane. — Die strenge Fürstin. — Der ehemalige Page als Gerichtsherr. — Fürst Martin.

Freitag, den 24. April 1760.

Seit ungefähr acht Tagen sind wir jetzt hier. Die Lage des Schlosses ist ziemlich hübsch; aber ich bin nicht froh, nichts behagt mir. Die Bäume sollten schon ihr frisches Grün zeigen und sind noch schwarz; es sollte schon warm sein, und die Luft ist eisig. Ich möchte anfangen zu sticken, aber mir fehlt die nötige Seide. Ich wollte Klavier spielen, aber es ist verstimmt. Der Organist muß erst aus Lublin geholt werden. Es befindet sich hier eine ansehnliche Bibliothek; aber die Fürstin hat den Schlüssel dazu, und ich wage nicht, sie darum zu bitten. Der Fürst besitzt mehrere neue Werke; er hat vor meinen Augen sechs Golddukaten für zehn kleine Bände der Werke Herrn von Voltaires gezahlt. Voltaire ist heute der berühmteste Schriftsteller Frankreichs. Die Fürstin verbietet mir, seine Werke zu lesen. Ich tröste

mich darüber; aber was ich nicht ertragen kann, ist, daß man mir nicht erlauben will, einen Roman zu lesen, der aus Paris kommt und hier großes Aufsehen macht. Er heißt „La Nouvelle Héloïse“. Der Verfasser ist ein gewisser Rousseau. Ich hatte mich eines Bandes bemächtigt und die ersten Seiten der Vorrede gelesen. Aber was habe ich gefunden? Rousseau selbst sagt: Jede Mutter wird ihrer Tochter diesen Roman verbieten.*) — Die Fürstin hat also recht gehabt, und ich habe das Buch mit Herzklopfen weggelegt, und das Herz klopft noch.

Die Warschauer Ärzte haben der Fürstin das Reiten verordnet, wenn sie auf dem Lande wäre. Sie sagen, daß diese Bewegung ihrer Gesundheit sehr zuträglich sei. Sie spottete über diese Verordnung und nahm sich vor, sie nicht zu befolgen. Aber der Fürst Woiwode versteht keinen Spaß, sobald es sich um Ärzte handelt. Er hat eine hübsche Stute gekauft, sehr sanft, gut zugeritten, mit sehr bequemem Sattel; aber trotz alledem weigerte sich die Fürstin, sie zu besteigen. Mit großer Mühe hat man sie endlich dazu gebracht, wenigstens einen Esel zu besteigen, und so ist sie um den Garten geritten. Man wird sie jetzt alle Tage veranlassen, diesen Ritt zu wiederholen. Ich fürchte die Pferde nicht und hätte unbändige Lust, die Stute zu besteigen. Ich sprach gestern

*) Wörtlich findet sich in Rousseaus Vorrede zu der „Nouvelle Héloïse“ diese Stelle nicht; dem Sinne nach ist die Verurteilung des Buches nach dieser Seite hin dort noch schärfer ausgedrückt. Rousseau sagt nämlich von seinem Buche: „Il doit déplaire aux dévots, aux libertins, aux philosophes; il doit choquer les femmes galantes, et scandaliser les honnêtes femmes . . . . . J'ai mis à ce livre un titre assez décidé, pour qu'en l'ouvrant on sût à quoi s'en tenir. C e l l e q u i, m a l g r é c e t i t r e, e n o s e r a l i r e u n e s e u l e p a g e e s t u n e f i l l e p e r d u e“ . . .

Abend davon; aber die Fürstin schalt mich und sagte mit sehr strenger Miene, das sei für eine junge Dame das unpassendste Ding von der Welt. Ich muß also auf meinen Plan verzichten, aber mit Bedauern; denn ich sah mich schon die Wälder durchfliegen, auf die Jagd gehen, mit ihm steile Wege erklimmen und seine Kraft und Geschicklichkeit bewundern.

Es ist jetzt mehr Leben im Schlosse. Viele Personen aus der Stadt und der Umgegend kommen, um dem Woiwoden ihre Aufwartung zu machen. Das könnte mir Vergnügen bereiten, und doch zerstreut es mich nicht einmal. Ich habe Michael Chronowski, den ehemaligen Pagen meines Vaters, wiedergesehen. Wie hat sich der arme Junge verändert! Der Fürst Woiwode hat ihn auf die Empfehlung meines Vaters an das Gericht nach Lublin geschickt. Er soll dort seine Geschäfte gut führen; aber er ist mager und gebeugt, alt vor der Zeit. Sein Gesicht hat eine sonderbare Farbe und Narben, daß man sich vor ihm fürchten könnte. Er hat seit Barbaras Hochzeit nicht ein einziges Mal mehr getanzt. Die Zeit der Masurkas und Krakoviaks liegt hinter ihm. Die Prozesse, die Gerichtstage, die Advokatenkniffe und ihr langweiliges Gefolge sind an ihre Stelle getreten, und seine Sprache ist so gelehrt geworden, daß man ihn gar nicht mehr verstehen kann. Zur Entschädigung haben wir hier einen liebenswürdigen Besuch, den Fürsten Martin Lubomirski, den angeheirateten Vetter des Fürsten Woiwoden. Er ist aber sehr viel jünger als dieser. Ich bin ihm schon in Warschau in der Gesellschaft begegnet. Die Fürstin, die streng ist und keinen Fehler durchgehen läßt, hat manches an ihm auszusetzen; ich finde sein Benehmen sehr angenehm. Ihm gehört

die Grafschaft Janowiec in der Nachbarschaft. Er lud uns dringend ein, sein Schloß zu besuchen. Es wäre möglich, daß wir hingehen. Ich würde mich sehr darüber freuen; denn es giebt keinen angenehmeren Plauderer. Er ist heiter und liebt den Scherz und — ist ein großer Freund des königlichen Prinzen. Er spricht von ihm, spricht gut und würdig von ihm; er schätzt ihn und weiß ihn zu loben. Das Herz schwillt vor Vergnügen, wenn man ihn hört.

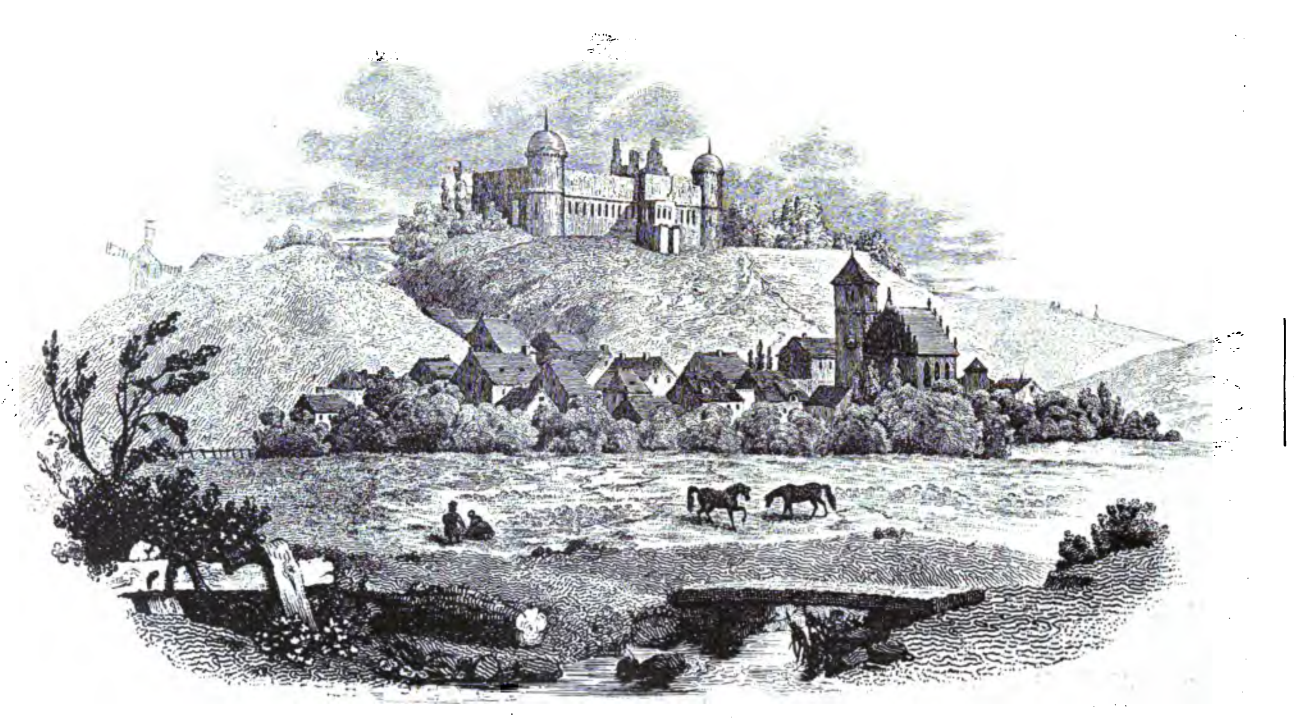
II.

Vorbereitungen.

In Janowiec. — Fürst Martin. — Der Pavillon. — Schloß Janowiec. — Die Ahnengalerie. — Die kühne Bärenjägerin. — Ein ungelöstes Rätsel.

Freitag, den 1. Mai 1760.

Wir sind seit zwei Tagen hier, und der Fürst Martin sagt uns, daß er uns noch lange hier zu halten wissen werde. In Janowiec ist alles viel schöner als in Opole. Niemand auf der Welt ist großmütiger, gastfreundlicher, liebenswürdiger als Fürst Martin. „Er streut und sät Gold und Silber aus“, sagt die Fürstin, „als wenn er hoffte, die Erde werde es ihm eines Tages wiederbringen.“ Augenblicklich läßt er eine ungeheure Allee durch den an sein Schloß stoßenden Wald schlagen. Von den Fenstern meines Zimmers aus sehe ich die hohen Bäume unter der Axt von Hunderten von Arbeitern fallen. Am Ende dieser Allee errichtet man einen Pavillon, und man arbeitet so schnell daran, daß man ihn förmlich wachsen sieht. Der Fürst hat aus Warschau



Die Ruinen des Schlosses Janowiec.

und, ich weiß nicht, woher noch Arbeiter kommen lassen; er zahlt ihnen doppelten Tagelohn und wettet mit dem Fürsten Woiwoden, daß der Pavillon in vier Wochen ganz und gar fertig sein wird. Ich bin gewiß, daß er gewinnt. Der Wald wird in einen geschlossenen Park umgewandelt. Diese ganze Gegend ist reich an Wild; aber der Fürst hat doch noch Bären und Elentiere holen lassen, um seinen wunderbaren Park zu bevölkern. All diesen Vorbereitungen muß etwas Geheimnisvolles zu Grunde liegen. Ich ahne es mehr, als ich es errate.

In Janowiec*) gefällt es mir besser als irgendwo anders. Die Lage ist herrlich, und das überaus prächtige Schloß erhebt sich auf einem Berge, der die Weichsel beherrscht. Sein Baustil reicht in alte Zeiten herab. Es stammt aus der Zeit des Firley. Vom Schlosse aus sieht man die ganze Stadt, die Speicher von Kasimierz und Pulavy**), das dem

---

*) Die Herrschaft Janowiec, in der Nähe der Städte Kasimierz und Pulavy gelegen, gehörte nach einander den Familien Firley, Tarlo und Lubomirski. Den Grundstein zu dem stolzen Bau legte Peter Firley zur Zeit Sigismunds I., der 1548 starb. Die Lubomirski befestigten es als Hauptort eines sehr ausgedehnten Besitzes, der Hunderte von Flecken und Dörfern zählte. Das Schloß hatte zwei große Höfe, sieben Empfangssäle, 97 Wohnzimmer, von denen mehrere durch Fresken geschmückt waren. Die Fußböden und die Kamine bestanden aus Marmor. Goldbronze und Marmorsäulen schmückten die herrlichen Räume. Seit 1812 sank der stolze Bau in Trümmer, nur die hohen und starken Mauern widerstanden der Verwüstung.

**) Kasimierz und Pulavy sind zwei Städte, westlich von Lublin am rechten Ufer der Weichsel gelegen. Die Speicher von Kasimierz wurden von Kasimir dem Großen, 1330 — 1370, errichtet, und haben bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts als Stapelplatz der reichen Bodenerzeugnisse Polens bestanden, das mit Recht bis in diese Zeit die Kornkammer Europas genannt wurde.

Fürsten Czartoryski gehört. Die Gemächer sind geräumig, sehr reich ausgestattet und zahlreich; aber ich glaube, daß mein Arbeitszimmer das schönstgelegene und angenehmste des ganzen Schlosses ist, oben in einem Turm erbaut. Seit ich dieses Zimmer bewohne, komme ich mir wie eine Romanheldin vor. Das Kabinett hat drei Fenster, die drei verschiedene Aussichten gewähren, und alle sind bezaubernd. Am liebsten setze ich mich an das Fenster, das auf die neue Allee und den Pavillon geht, der sich wie durch Feenhände erhebt. Die Wände meines Zimmers sind mit Gemälden geschmückt, die den Olymp darstellen. „Es fehlte mir nur noch Venus", sagte der Fürst mit der Artigkeit, die ihn auszeichnet; „aber Sie sind gekommen, das Gemälde zu vervollständigen."

Ich fühle mich hier unbeschreiblich wohl. Ich wiege mich in sanften, süßen Vorahnungen. Es ist mir, als stände ich vor einem glücklichen Ereignis.

Sonntag, den 3. Mai 1760.

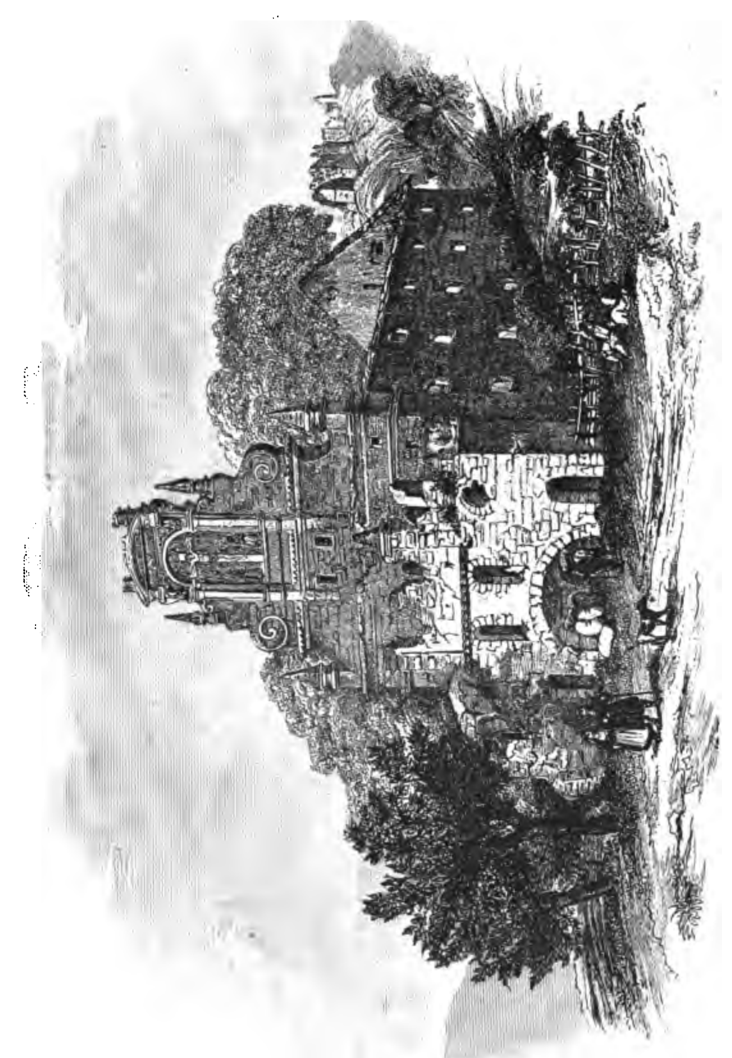
Ich weiß nicht, ob ich in meinem ganzen Leben jemals so früh aufgestanden bin. Die Schloßuhr hat soeben drei Uhr geschlagen, und schon sitze ich und schreibe. Schon vor Tagesanbruch bin ich in den langen Schloßkorridoren umherspaziert. Man hätte mich für einen Schatten halten können, der das Reich seiner Nachfolger heimsucht. Fürst Martin besitzt nach dem schönen und lehrreichen Beispiel unserer Vorfahren eine Galerie, die die Bilder aller derjenigen Personen aus seiner Familie enthält, die sich durch edle Thaten ausgezeichnet haben. Auch alle Andenken, die den Lubomirski gehören, befinden sich in dieser Galerie. Der Fürst hat einen

Maler aus Italien kommen lassen, der die Portraits malte, und ein Gelehrter, der die Geschichte der Familie Lubomirski und die unseres Vaterlandes von Grund aus kennt, mußte ihm dabei behilflich sein. Nach langen Beratungen und Besprechungen ist dieser Plan 1756 ausgeführt worden, wie die Hauptinschrift bezeugt. Es ist nur zu bedauern, sagt die Fürstin Woiwodin, daß die Malereien in Fresken und nicht in Öl ausgeführt sind, was sie dauerhafter und fortschaffbar gemacht haben würde.

Möge die Zukunft bringen, was sie wolle, für die Gegenwart ist die Galerie etwas Prächtiges. Gestern hat Fürst Martin mit dem Fürsten und der Fürstin Woiwodin mir einen geschichtlichen Bericht über jedes Gemälde erstattet. Sogleich faßte ich den Plan, es in meinem Tagebuche aufzuzeichnen. Darum bin ich heute vor Tage aufgestanden und auf den Fußspitzen in die Galerie geschlichen, während noch alle Welt schlief. Ich will alles aufschreiben, was man mir gesagt hat, und was ich hier sehe.

In den vier Ecken des Saales sind die Wappen der Familie Lubomirski, Srzeniawa, nach einer Schlacht verliehen, die einer der Ahnen an den Ufern der Srzeniawa, nicht weit von Krakau, gewonnen hat. Das erste Gemälde stellt die Güterteilung zwischen drei Brüdern Lubomirski dar. Diese Teilung wurde rechtskräftig unter der Regierung Ladislaus' I.*) und am 1. Februar 1088 unterzeichnet. Fast alle andern Gemälde sind Familienbilder. Man sieht dort Frauen, die sich durch edle Handlungen, und Männer, die sich in der politischen,

*) Ladislaus I., polnisch Wladislaus Hermann genannt, regierte von 1081—1102.



Die Speicher von Kaſimierz an der Weichſel.

bürgerlichen, militärischen oder geistlichen Laufbahn ausgezeichnet haben, besonders unter Sigismund III.*), Johann Kasimir**) und Johann III. Sobieski.†) Mehrmals wiederholt findet sich das Bild der Barbara Tarlo, die das Schloß Janowiec einem Lubomirski zubrachte. Die Reihe schließt mit einem Gemälde, das einem Gedichte gleicht. Es stellt einen winterlichen Himmel und einen kahlen Wald dar. Ein wütender Bär sucht einen großen starken Heiducken zu Boden zu werfen. Eine junge Frau im Jagdgewande steht hinter dem Bären und schießt ihm mit jeder Hand eine Pistole in die Ohren ab. In der Ferne sieht man ein durchgehendes Pferd, das einen umgestürzten Schlitten hinter sich her zieht. Ich bat um die Erklärung dieses Bildes, und hier ist sie.

Eine Fürstin Lubomirska, die die Jagd sehr liebte, begab sich an einem Wintertage auf die Bärenjagd. Auf der Rückkehr begriffen, in einem kleinen einspännigen Schlitten sitzend und nur von einem Heiducken begleitet, wird sie plötzlich von einem wütenden Bären angegriffen, der von andern Jägern verfolgt wurde. Das erschreckte Pferd wirft den Schlitten um, und sie und der Heiduck scheinen unrettbar verloren. Aber der mutige Diener will sich für seine Herrin opfern. Er wirft sich dem Bären mit den Worten entgegen: „Fürstin, denken Sie an meine Frau und meine Kinder!“ Die Dame aber, in ihrem Heldensinn nur an die Gefahr dessen denkend, der für sie sterben will, zieht zwei kleine Pistolen aus der Tasche, setzt die Läufe an die Ohren des Bären und tötet

*) Sigismund III. regierte von 1587—1632.

**) Johann Kasimir, 1648—1668.

†) Johann Sobieski, bekannt durch die Befreiung Wiens von den Türken, regierte von 1676—1697.

ihn auf der Stelle. — Wahrlich, ich beneide sie um diese hochherzige, mutige That! Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß der Heiduck, seine Frau und seine Kinder für immer die Schützlinge der Fürstin wurden.

Seit einigen Augenblicken höre ich Geräusch im Schlosse; ich muß auf mein Zimmer zurück. Die Stimme des Fürsten Martin hallt in den langen Gängen wieder. Er ruft seine Hunde, die er sehr lieb hat. Er hat die schönsten Jagdhunde in der ganzen Gegend. Er ist trostlos über die Jahreszeiten, die die Jagd unterbrechen; aber augenblicklich müssen auch die kühnsten Jäger darauf verzichten. Ich muß jetzt aufhören zu schreiben. Es ist fünf Uhr; man könnte in die Galerie kommen.

Donnerstag, den 14. Mai 1760.

Wir sind einige Tage in Opole gewesen. Aber Fürst Martin hatte uns das Versprechen abgenommen, daß wir wieder zurückkommen würden, und nun sind wir wieder da. Er wünschte, daß wir den Pavillon vollständig fertig sähen. Der äußere Bau ist vollendet; es fehlen nur noch einige innere Verschönerungen. Fürst Martin hat also seine Wette gewonnen, und bei dieser Gelegenheit spricht er zu mir in Rätseln, daß mir der Verstand stille steht. Heute Morgen z. B. sagte er zu mir: „Man findet, daß ich ungeheuere Summen für meinen Park und für meinen Pavillon verschwende; aber ich werde dafür weit über alle Erwartungen belohnt werden, und das verdanke ich Ihnen!“ — In der That, ich kann mich nicht mehr zurechtfinden. Entweder ich bin toll, oder alle, die mit mir zusammen kommen, haben den Verstand verloren!

III.

Der Rätsel Lösung.

Die Ankunft des Prinzen. — Hoffen und zweifeln. — Er liebt mich! — Die Verlobungszeugen. — Der Verlobungsring. — Die Abreise der Brüder des Prinzen. — Liebeskummer. — Der Blumenstrauß. — Die Abreise des Prinzen.

Sonnabend, den 16. Mai 1760.

Konnte ich jemals ein solches Glück erhoffen! Der königliche Prinz ist angekommen! Er ist hier, bei mir! Der Pavillon, der Park, alles ist für ihn, oder vielmehr für mich; denn man weiß, daß er mich liebt, und um ihm einen Gefallen zu thun, haben die Fürsten diesen Vorwand benutzt, ihn nach Janowiec zu ziehen. Großer Gott, was wird mein Schicksal sein? Ich segne den Zufall, der ihn nachts eintreffen ließ; denn sonst hätte jedermann mein Erröten bemerkt, die Verwirrung und das Herzklopfen, das mir die Sprache und den Atem benahm, und er hätte meine Freude verstanden. Niemals habe ich ihn so zärtlich gesehen. Aber die Zukunft! Was wird sie bringen?

Bis jetzt habe ich mich immer so gestellt, als verstände ich seine Worte nicht, und habe versucht, ihm zu verbergen, was in mir vorgeht. Aber werde ich mich immer beherrschen können, wenn ich ihn jeden Augenblick sehe? Ach, wie diese Anstrengung so schmerzlich ist! Welche Qual, die schönsten Empfindungen seiner Seele unterdrücken zu müssen, seinen Gedanken keinen Ausdruck verleihen zu dürfen, wenn der Gedanke sich in ihm verkörpert! Wider meinen Willen wird

meine Seele in meinen Augen liegen, in meiner Stimme, in einem scheinbar kalten Wort. Gott gieb mir Mut, was soll mein Schicksal sein? Worauf darf ich rechnen? Manchmal erscheint mir das Schicksal glänzend; ich sehe ein übermenschliches Glück. Dann wieder erscheint es mir so drohend, daß ein Schauder über meinen ganzen Körper läuft.

Ich weiß nicht, welchen Entschluß ich fassen, ob ich mich meinem Herzen oder meiner Vernunft hingeben soll. Ach, meine Vernunft, das sind Befürchtungen, schmerzliche Blitze, die mich in die Wirklichkeit zurückführen, wenn ich mich in zu süße Täuschungen eingewiegt habe. Wenn ich mich jemand anvertrauen könnte, wenn ich in der Fürstin eine Führerin und Freundin fände! Aber meine Neigung zu ihr ist zu ehrfurchtsvoll, als daß sie zärtlich oder vertraulich sein könnte. Dann sagt sie manchmal, vielleicht zufällig, Worte, die meinen Wunsch, ihr mein Herz zu öffnen, wieder zurückdrängen. Sie tadelt den Charakter des Prinzen; sie beklagt die Frau, die ihm ihre Neigung schenken würde. Der Fürst kommt mir nicht zu Hilfe; er glaubt ohne Zweifel, daß meine Tugend stark genug sei, Rat und Stütze zu entbehren. Ich werde das Glück annehmen, das der Himmel mir sendet; ich werde es wie einen Schatz hüten; aber ich werde keine Unbesonnenheit begehen, keine Handlung, die meines Namens unwürdig wäre. Gott wird meine Zuflucht sein; er wird mich erleuchten. Ich habe die ganze Nacht im Gebet zugebracht. Ach, wie ich bedauere, daß Abt Balduin nicht bei mir ist; denn jeder Tag wird eine neue Prüfung bringen. Der Prinz wird lange im Schlosse bleiben; die Prinzen, seine Brüder, werden hier mit ihm zusammentreffen, und man macht große Jagdpläne.

Montag, den 18. Mai 1760, abends.

Der Himmel überhäuft mich mit Glück! Mein Schicksal ist das schönste von allen! Ich, Franziska Krasinska, die ich nicht aus königlichem Blute bin, ich soll die Gattin des königlichen Prinzen, die Herzogin von Kurland werden und vielleicht eines Tages die Krone tragen.

Er liebt mich, er liebt mich über alles! Er opfert mir seinen Vater und überschreitet die Ungleichheit unserer Stellung. Er vergißt alles; er liebt mich! Es scheint mir, als müsse ein Traum mich täuschen. Ist es wirklich wahr, daß ich heute Nachmittag allein mit ihm in den Park gegangen bin? Der Unfall der Fürstin ist schuld daran. Als sie die Stufen zum Pavillon hinaufschritt, hat sie einen Fehltritt gethan und war gezwungen, mit einem Gesellschaftsfräulein im Salon zu bleiben. Für gewöhnlich läßt sie uns nicht einen Augenblick allein. Aber da ihr Fuß sie sehr schmerzte, machten die Fürsten, er und ich unsern Spaziergang ohne sie. Fürst Martin hielt sich unterwegs auf, um dem Fürsten Woiwoden die Vorbereitungen zur Jagd zu zeigen. Der königliche Prinz sagte ihnen, daß er es vorzöge, weiterzugehen, und nahm meinen Arm unter den seinen. Während langer Zeit beobachtete er Stillschweigen. Ich wunderte mich darüber; denn ich hatte ihn immer geistreich und unterhaltend gefunden. Endlich fragte er mich, ob ich darin beharrte, den Grund seines Kommens nach Janowiec nicht erkennen zu wollen. Nach meiner Gewohnheit antwortete ich ihm, daß das Vergnügen der Jagd ihn ohne Zweifel bestimmt hätte, die Einladung des Fürsten Martin anzunehmen. „Nein,“ sagte er,

„um Ihretwillen, um meinetwillen, um mir das Glück meines Lebens zu sichern!“ — „Ist es möglich,“ rief ich aus, „Prinz, vergessen Sie den Rang und den Thron, der Sie erwartet? Der königliche Prinz muß sich mit einer Königstochter verbinden!“

„Sie, Franziska, Sie sind meine Königin! Ihre Reize haben zuerst mein Auge verlockt, und später hat Ihre Reinheit und Tugend mein Herz unterjocht. Ehe ich Sie kennen lernte, war ich gewohnt, daß mir die Frauen entgegenkamen. Kaum hatte ich ein Wort an sie gerichtet, so überhäuften sie mich mit Koketterien. Sie, die Sie mich vielleicht mehr geliebt haben, Sie haben mich gemieden. Ich mußte Ihre geheimsten Gedanken erraten, um Sie anzubeten, ohne die Hoffnung zu verlieren. Sie verdienten den ersten Thron der Welt, und wenn ich wünsche, König der Polen zu werden, so geschieht es nur, um Ihre schöne Stirn mit einer Krone schmücken zu können.“ —

Meine Überraschung, mein Glück nahm mir die Fähigkeit, ihm zu antworten. Inzwischen näherten sich uns die beiden Fürsten. „Sie nehme ich zu Zeugen meines Schwures“, sagte der königliche Prinz zu ihnen. „Ich schwöre, daß ich keine andere Gattin haben will, als Franziska Krasinska! Die Umstände verlangen die Geheimhaltung bis zu einer gewissen Zeit, und Sie allein sollen um meine Liebe und mein Glück wissen. Wer mich verrät, wird mein Feind!“ Die Fürsten machten eine demütige Verbeugung und fanden sich durch das Vertrauen des königlichen Prinzen sehr geehrt. Sie versicherten ihm, daß sie das Geheimnis heilig halten würden. Als sie dann an mir vorbeigingen, flüsterten sie mir zu: „Sie sind Ihres Schicksals würdig!“ und darauf entfernten sie sich.

Ich blieb unbeweglich und stumm; aber der Prinz war so zärtlich, sein Wort so überzeugend, so hinreißend, daß ich ihm schließlich gestand, daß ich ihn seit lange liebte. Ich glaube doch, daß es kein Verbrechen ist, wenn man seinem künftigen Gatten dies Geständnis macht. — Die Schloßuhr schlägt Mitternacht. Das ist die Stunde, da Geister und Gespenster umgehen; nach Mitternacht schwindet ihre Macht. Wenn ich das Spielzeug einer Täuschung geworden wäre! Aber nein, alles ist wahr, mein Glück ist wirklich, meine Größe ist kein Traum. Der Ring, den ich am Finger habe, beweist es mir. Barbara hatte mir einen Ring in Schlangenform geschenkt als Sinnbild der Ewigkeit. Der Prinz heftete oft seine Blicke auf diesen Ring. Er hat einen ganz ähnlichen anfertigen lassen mit der Inschrift: Auf ewig! und dann haben wir die Ringe ausgetauscht. Das erste und heilige Gelöbnis hatte keine anderen Zeugen als die Nachtigallen und die Bäume. Ich werde niemand diesen Umstand mitteilen, auch der Fürstin nicht. Ach, Barbara und meine Eltern wissen nichts davon! Sie haben diese Ringe nicht gesegnet! Nicht mein Vater hat mich meinem Verlobten zugesprochen; meine Mutter hat mir nicht ihren Segen gegeben! Der Schmerz überwältigt mich; die Thränen bedecken meine Wangen! Ja, alles ist wahr; es ist wirkliches Leben; denn ich fange schon an zu leiden.

Montag, den 25. Mai 1760.

Ich habe geschrieben, und es scheint mir, als hätte ich nichts gesagt. Ich habe seit acht Tagen aufgehört zu schreiben, weil ich keine Ausdrücke fand, meine Gedanken wieder-

zugeben. Ich bin glücklich, und die Sprache, die so reich ist an Ausdrücken des Schmerzes, versagt in Freude und Glück.

In der vergangenen Woche nahm ich die Feder, um zu schreiben; aber bald gab ich es auf. Meine Gefühle wiederholten sich, erneuerten sich mit Gedankenschnelle, und wenn mein armer Kopf die Worte aneinander reihen wollte, so zerschmolz mein Herz in Wünschen und Hoffnungen. Heute kann ich schreiben, weil die Furcht vor dem Unglück, vor einem verhängnisvollen Ereignis mich ergriffen hat. Wenn er mich nicht mehr liebte!

Die königlichen Prinzen Clemens und Albert sind letzten Donnerstag hier angekommen. Man hat unaufhörlich gejagt. Fürst Martin hatte wilde Tiere kommen lassen; diese wurden im Park losgelassen, und die Prinzen gaben ihnen dann den Rest. Die Prinzen Clemens und Albert reisen heute Morgen ab, wie mir meine Kammerfrau sagt. Mein erster Gedanke war, daß er vielleicht auch abreisen würde. Das Glück nimmt mich seit acht Tagen ganz in Anspruch; nicht eine einzige Furcht hat es getrübt, und meine Sorgen als Hausherrin — denn seit dem Unfall der Fürstin habe ich sie vertreten — ließen mir keinen Augenblick leer. Nun macht mich dieses Wort meiner Kammerfrau ganz bestürzt. Mein Gott, wenn er abreiste! Für wen sollte ich morgens erwachen, für wen mich mit Sorgfalt kleiden, für wen versuchen, noch schöner zu sein? Ach, ohne ihn, hinter ihm sehe ich nur den Tod und das Nichts! Ich fühle, daß ich ohnmächtig werde! — Ich muß das Fenster öffnen. — — Ich atme wieder auf, ich fühle mich wohler. Es ist erst sechs Uhr, und schon sehe ich an dem Fenster seines Pavillons ein weißes Taschentuch in der Luft flattern. Das ist das Zeichen an jedem Morgen,

sein Morgengruß. Ich werde ihm niemals gestehen, daß ich immer früher erwacht bin als er. Aber wer kommt da auf das Schloß zugelaufen? Ich erkenne ihn, es ist sein Lieblingsjäger. Er bringt mir einen Blumenstrauß. Ich weiß, daß er ihn aus einem Treibhause vier Meilen von hier hat holen lassen. Wie thöricht und ungerecht von mir, mich so zu quälen! Er ist noch hier. Niemand hat mir seine Abreise angekündigt. Er wird ohne Zweifel noch lange bleiben. Ach, mir sind noch Tage, vielleicht noch Wochen des Glückes bestimmt!

Mittwoch, den 27. Mai 1760.

Ich hatte zu viel gehofft. Er wird abreisen, und die Erinnerung an die Vergangenheit wird die kommenden Tage recht traurig machen. Ich wußte, daß der Montag ein Unglückstag ist. Seit meine Kammerfrau mir den Schreck verursachte, indem sie von der Abreise des königlichen Prinzen sprach, ist alles schlimmer und schlimmer geworden. Der Jäger, der mir den Strauß vom Prinzen brachte, teilte mir in seinem Namen mit, daß er gezwungen wäre, abzureisen. Mit großer Mühe und unter tausend Vorwänden konnte er noch drei Tage länger bleiben als seine Brüder. Diese drei Tage laufen erst morgen ab, und er verläßt mich schon heute. Man will es so, man zwingt ihn dazu. Der König hat ihm eine Staffette mit dem Befehl geschickt, so bald als möglich zurückzukommen. In einer halben Stunde wird er abreisen, und ich weiß nicht einmal, wann wir uns wiedersehen werden. Ach, wie schnell das Glück verfliegt!

IV.

Wolken am Himmel des Glückes.

Die Briefe des Prinzen. — Die Krankheit der Fürstin. — Gewissensqualen. — Gedanken über den Hochmut. — Die zärtliche Krankenpflegerin. — Sehnsucht nach Janowiec. — Der liebeskranke Prinz. — Der heimliche Besuch des Prinzen. — Der glänzende Heiratsantrag. — Die Enttäuschung der Angehörigen.

Sonntag, den 7. Juni 1760.

Jetzt sind es 14 Tage, daß der königliche Prinz mich verlassen hat. Zweimal hat er Boten geschickt und in die Briefe an den Fürsten Woiwoden heimlich zwei Briefe an mich eingelegt. Aber was ist ein Brief? Ein unvollständiger Gedanke. Für den Augenblick belebt er; aber er beruhigt nicht. Ein Brief kann auch nicht wenige Minuten traulichen Geplauders ersetzen. Er hat mir auch sein Bild zurückgelassen. Jeder findet es sehr ähnlich; aber für mich ist es eine seelenlose Leinwand. Ich habe ihn viel besser in meiner Erinnerung.

Jeder Trost ist mir versagt; denn ich werde seine Briefe nicht einmal beantworten. Ich denke, meine Hand müßte starr wie Marmor werden, wenn ich ohne Wissen meiner Tante, meiner älteren Schwester und meiner Eltern an den Mann schriebe, den ich liebe! Ich habe es dem königlichen Prinzen gesagt: er wird erst Briefe von mir erhalten, wenn ich seine Frau sein werde. Es ist ein ungeheures Opfer; aber ich habe Gott gelobt, es zu bringen.

Die Zeit wird mir nach seiner Abreise lang wie eine

Strafe. In den ersten Tagen bin ich wie wahnsinnig aufs Geratewohl umhergeirrt. Ich konnte nirgends bleiben, mich keiner Beschäftigung hingeben. Die Krankheit der Fürstin Woiwodin hat meiner Seele wieder einige Thatkraft gegeben. Ihr Unfall mit dem Fuße, den sie vernachlässigt hatte, ist sehr ernst geworden. Drei Tage lang hatte sie hohes Fieber, das ihr Leben in Gefahr brachte. Nichts läßt sich meiner Angst vergleichen. Um meine Eltern oder um meine Schwester hätte ich mich nicht mehr beunruhigen können. Während dieser drei Tage habe ich kaum an den königlichen Prinzen gedacht, und, was man niemals verstehen wird, ich bedauerte nicht einmal seine Abwesenheit; denn wenn er hier gewesen wäre, hätte ich mich der Fürstin nicht so vollständig widmen können. Der Gedanke an ihren Tod brachte mich zur Verzweiflung; denn trotz der Vernunftgründe des königlichen Prinzen und der Fürsten Lubomirski fühlte ich mich höchst schuldig, daß ich ihr mein Vertrauen vorenthalte. Wenn sie die Wahrheit ahnt, so wird sie mich der Falschheit beschuldigen. Es giebt nur einen untröstlichen Schmerz in der Welt, das ist die Qual eines schlechten Gewissens, das sind Gewissensbisse.

Ich hoffte immer, eines Tages mein Unrecht gegen die Fürstin wieder gut machen, ihr zu Füßen fallen und ihr meine Fehler gestehen zu können. Aber als ich sie in Gefahr sah, glaubte ich, daß die Hölle mich bedrohe, und daß ich die Last ewiger Gewissensbisse zu tragen haben würde. Und noch ein anderer Gedanke erschütterte mich bis in den Grund meiner Seele. Meine Eltern sind in vorgerücktem Alter. Wenn ich sie verlöre, ehe ich ihnen mein Geheimnis gestanden hätte! Es steht dort oben geschrieben, daß ich alle Schmerzen kennen lernen soll. Der Himmel hat mich grausam geprüft;

aber heute schickt er mir einen Gnadenblick. Der Fürstin geht es besser, und aus Maleszow habe ich gute Nachrichten erhalten; ich atme wieder auf.

Wenn der König seine Einwilligung zu unserer Heirat gäbe, so würde ich nicht glücklicher sein, als da ich aus dem Munde des Arztes erfuhr, die Fürstin sei außer Gefahr. Ich werde ihr also mein Herz öffnen können. Ach, mein Gott, wenn diese grausame Vorstellung so auf mir lastet, wie muß erst der Zustand des königlichen Prinzen sein, der seinen Vater, seinen König täuscht und ihn durch eine schuldige Liebe kränkt! Warum sind mir diese Gedanken nicht früher gekommen? Warum habe ich ihm den Abgrund nicht gezeigt, in den wir zu stürzen drohten? Das Glück hat mich berauscht. Und heute sehe ich keine Lage, die ich der meinigen nicht vorzöge. Der Mangel an Voraussicht bei den Menschen demütigt mich. Habe ich nicht mit allen meinen Gelübden und allen meinen Wünschen diese Liebe herbeigerufen, die so teuer und doch meiner Ruhe so verhängnisvoll ist? Der Hochmut ist mein Verderben gewesen. Der Hochmut ist mein unversöhnlicher Feind, den ich nicht mehr bekämpfen kann. O, wie ich dem kleinen Matthias zürne! Er hat mir diese ehrgeizigen Träume eingeflößt. Glückliche Barbara! Wenn ich wie sie einen Mann von gleichem Stande liebte! Aber nein, ich bin nicht offen gegen mich selbst. Der Rang des königlichen Prinzen hat mich geblendet. Ach, wieviel Gnade erweist uns Gott, daß er unsere Gedanken mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt! Er verzeiht unserer unvollkommenen Natur leichter als wir selbst.

Vor einer halben Stunde habe ich die Fürstin verlassen. Ich muß zu ihr zurück, sie hat mich so gern um sich, und in

der That, es kann sie niemand so gut bedienen wie ich. Ich fühle mich so glücklich an ihrem Krankenlager. Ich fasse wieder Mut in dem Gedanken, ihr nützlich zu sein, und ich empfinde eine Art von Freude, wenn ich wahrnehme, daß mein Herz nicht ganz von einem einzigen Gefühl in Besitz genommen ist.

Donnerstag, den 18. Juni 1760.

Die Fürstin ist gänzlich wiederhergestellt, und seit drei Tagen sind wir wieder in Opole. Ich habe Janowiec mit Schmerzen verlassen. Alles, was mich umgab, war belebt durch die Erinnerung an ihn. In seinem letzten Briefe kündigt er mir eine traurige Neuigkeit an. Er sieht sich gezwungen, zwei Monate in seinem Herzogtum Kurland zuzubringen. Er sucht nach Mitteln, mich vor seiner Abreise noch einmal zu sehen; aber wird es ihm gelingen? Zwei Monate, welche Jahrhunderte, wenn man wartet!

Wir haben einige Besuche aus Warschau empfangen, u. a. den Bischof von Kamieniec, Adam Krasinski, ebenso achtungswert wie geachtet. Jeder spricht von der Veränderung, die mit dem königlichen Prinzen vorgegangen ist. Er ist blaß, traurig und flieht die Welt. Der König selbst beunruhigt sich über den Zustand seines Sohnes, und an dem ganzen Leiden bin ich nur schuld. Ist die Liebe denn wirklich eine unerschöpfliche Quelle von Kummer? Er leidet um meinetwillen, und sein Schmerz ist meine grausamste Qual. Man findet auch mich verändert und glaubt, ich sei krank. Die gute Fürstin schreibt meine Blässe den Nächten zu, die ich

bei ihr durchwacht habe. Ihre Zeichen von Teilnahme durchbohren mein Herz. Wann wird mein Gewissen wieder zur Ruhe kommen?

Sonnabend, den 11. Juli 1760.

Ein Strahl des Glückes, der aufleuchtet wie ein Blitz und dann wieder verschwindet! Er ist hier gewesen, aber nur auf zwei Stunden. Letzten Mittwoch hat er Warschau verlassen, als wenn er nach Kurland abreiste, und nachdem er seine Wagen auf dem Wege nach Norden vorgeschickt hat, hat er den Weg nach Süden eingeschlagen und ist hierher geeilt. Sein Gefolge erwartete ihn in Bialystock, und er mußte Tag und Nacht reisen, um keinen Verdacht zu erwecken. Ich habe ihn so wenig gesehen, daß dieser Augenblick des Glückes mir wie ein Traum vorkommt. Um in das Schloß zu gelangen, hatte er das Kleid seines Jägers angelegt. In dieser Verkleidung hat ihn niemand erkannt, und niemand außer dem Fürsten Woiwoden weiß von unserer Zusammenkunft. Er hat mit mir gesprochen; er hat mir seine Liebesschwüre wiederholt und mir meine teuren Hoffnungen neu belebt. Ohne dies wäre ich vor Ablauf der drei Monate gestorben. Drei Monate! Das ist das wenigste, das er in Mitau bleiben muß! Wieviel Tage, wieviel Stunden, wieviel Minuten in diesen drei Monaten! Ich würde mich darein ergeben, wenn ich allein zu leiden hätte; aber er ist so unglücklich über unsere Trennung.

Donnerstag, den 3. September 1760.

Zwei Monate beinahe habe ich mein Tagebuch vernachlässigt. Das Gute wie das Böse geht vorüber in dieser Welt. Meine Tage sind traurig und eintönig gewesen; aber sie sind vergangen, und sie bringen mich meinem Glücke näher. Der königliche Prinz versichert mir in allen seinen Briefen, daß er im Oktober zurück sein werde. Heute war ich außer mir vor Freude, als ich sah, daß die Bäume ihr Laub fallen ließen. Dieser Vorgeschmack des Herbstes entzückt mich. In wenig Tagen werden wir nach Warschau reisen.

Ein neuer Zwischenfall ist mir kürzlich noch in die Quere gekommen. Eine sehr glänzende Partie hat sich mir geboten, und die Fürstin, die mich, seit ich sie in ihrer Krankheit gepflegt habe, doppelt liebt, hoffte auf meine Einwilligung, nachdem sie sich mit meinen Eltern und dem Bischof von Kamieniec in Einverständnis gesetzt hatte. Ich mußte ihren Zorn und ihre Vorwürfe ertragen, und schlimmer als das, die Anspielungen voll Galle, die sie gegen den königlichen Prinzen schleuderte. Um meine Eltern zu beruhigen, mußte ich mich demütigen und ihnen einen Entschuldigungsbrief schreiben. Meine Mutter war so gütig, ihn zu beantworten, schmerzlich, aber ohne Zorn. Sie schließt ihren Brief mit den Worten: „Die Eltern, die ihr Kind von sich entfernen, müssen darauf gefaßt sein, es sich gegen ihren Willen auflehnen zu sehen.“ — Arme Mutter! Sie giebt mir noch ihren heiligen Segen und versichert mir, daß mein Vater mir verzeiht. Ach, ich muß mein Glück und meine zukünftige Größe teuer erkaufen!

Vierter Teil.

Wieder in Warschau.

I.

Der Segen der Eltern.

Erwartung. — Böse Zungen. — Das Wiedersehen. — Glückliche Aussicht. — Der Brief an die Eltern. — Erwägungen einer jungen polnischen Adligen. — Die Antwort der Eltern. — Vorbereitungen zur Vermählung. — Das Urteil der Welt. - Betrübende Vergleichung.

Dienstag, den 22. September 1760.

Wir sind seit einigen Tagen in Warschau. Ach, mit welcher Freude bin ich hierher zurückgekehrt! Wie schön ist die Stadt! Hier werde ich den königlichen Prinzen oft sehen. In seinem letzten Briefe versichert er mir, daß er am 1. Oktober zurück sein werde. Ich habe also nur noch acht Tage zu warten. Ohne diese Hoffnung könnte ich nicht mehr leben. Nichts in der Welt behagt mir mehr. Die Toilette, die früher ein Vergnügen für mich war, langweilt mich und mißfällt mir. Die Besuche, die Gesellschaften, alles ermüdet mich. Jeder Mensch, den ich sehe, erscheint mir als ein forschender Richter; es kommt mir vor, als ob alle mich be-

mitleideten oder mich tadelten. Besonders fürchte ich mich vor den Frauen. Sie sind nicht nachsichtig, weil sie niemals ohne Interesse bei einer Sache sind. Sie lieben das Glück einer anderen Frau nicht mehr als deren Schönheit und deren Vorzüge. Mit welcher Grausamkeit hat gestern Madame — doch ich will ihren Namen verschweigen — mich ausgefragt! Sie freute sich über meine Verwirrung. Ich war nahe daran, zu weinen, und sie strahlte. Vor fünfzig Personen rächte sie sich über das, was man meinen Triumph nennt, und was ich als mein heiligstes Glück bezeichne. Ach, wie weh hat sie mir gethan, ich hasse sie fast! — Das Gefühl fehlte noch, meine Seele zu quälen! Der Fürst Woiwode hatte Mitleid mit mir; er kam mir zu Hilfe. Möge Gott es ihm lohnen! Er ist immer in allen schwierigen Lagen zur Stelle mit seiner guten, thätigen Freundschaft. Er würde vollkommen sein, wenn er mich besser verstände. Aber wenn ich weine, wenn ich mich betrübe, so nennt er mich kindisch und lacht. Ich kann ihm nicht alles sagen.

Donnerstag, den 1. Oktober 1760.

Er ist da! Ich habe ihn gesehen; es geht ihm gut, und ich bin doch nicht glücklich. Ich habe ihn in einer Menge Ueberlästiger gesehen, und während ich ihm gern entgegengelaufen wäre bis auf den Schloßhof, mußte ich an meinem Arbeitstische sitzen bleiben und abwarten, bis er in den Salon kam, mußte sehen, wie er erst die Fürstin begrüßte und ihm schließlich als einzigen Trost eine eisige Verbeugung machen. Aber er ist doch da, und nun wird alles gut werden!

Dienstag, den 20. Oktober 1760.

Großer Gott, was für süße Worte habe ich soeben ausgesprochen! Glücklich, tausendmal glücklich ist die Frau, die mit ihrem Herzen verspricht, für das ganze Leben ihre Hand dem zu geben, den sie liebt! Am 4. November ist der Geburtstag des königlichen Prinzen; er will, er verlangt, daß es auch der Tag unserer heiligen Verbindung sei. Er hat mich bei Gott und bei meinen Eltern schwören lassen, daß ich seinen Wünschen nicht länger Widerstand leiste. Er sagt, daß er an meiner Liebe zweifeln würde, wenn ich noch fernerhin zögerte. Seine Thränen, seine Bitten haben mich erweicht, und, aufgemuntert durch den Fürsten Woiwoden, habe ich alles versprochen. Und schon bereue ich mein Versprechen; aber er war so glücklich, als er mich verließ. Er wollte, daß unsere Ehe für einige Zeit ein Geheimnis für jedermann bleibe, auch für meine Eltern; nur die beiden Fürsten Lubomirski sollten unsere einzigen Zeugen und unsere einzigen Vertrauten sein. Ich aber habe ihm gedroht, eher Nonne zu werden, als mich so schuldig gegen meine Eltern zu machen. Da hat er nachgegeben; er ist so gut gegen mich. Es ist also abgemacht, daß ich an meine Eltern schreiben soll, und er wird meinem Briefe ein Post Scriptum hinzufügen.

Im ersten Augenblicke war ich ihm sehr dankbar für seine Nachgiebigkeit; aber bei reiferer Ueberlegung fühlte ich mich verletzt. Wäre es nicht an ihm gewesen, meinen Eltern zu schreiben? Handelt man nicht immer so in ähnlichen Fällen? Ach, das ist wahr, aber nur, wenn man sich mit seinesgleichen vermählt. Er ist ein Prinz, ein Prinz von Geblüt, der geruht, sich mit mir zu verbinden. Er erweist

mir eine Gnade, indem er mich heiratet. Dieser Gedanke ist mir so bitter geworden, daß ich auf dem Punkte stand, alles zurückzunehmen. Aber es ist zu spät; ich habe ihm mein Wort gegeben.

Jetzt muß ich meinen Eltern schreiben, muß ihnen diese Liebe gestehen, die ich ihnen so lange verborgen habe. Ach, wie schuldig werden sie mich finden! Es hat mir an Vertrauen gefehlt zur besten der Mütter. Mein Gott, gieb mir Mut, erleuchte mich! Der Verbrecher, den man vor seinen Richter schleppt, zittert nicht mehr als ich.

Donnerstag, den 22. Oktober 1760.

Der vertraute Page des Fürsten Woiwoden ist schon nach Maleszow geritten. Ich bin mit meinem Briefe ziemlich zufrieden; aber der königliche Prinz tadelt ihn. Er sagt, er sei zu demütig, und ich meinerseits finde, daß sein Post Scriptum zu königlich ist. Ich wollte es ihm schon sagen; aber der Fürst Woiwode hielt mich zurück.

Wie wird die Antwort meiner Eltern ausfallen? Vielleicht geben sie ihre Einwilligung nicht, und es ist sonderbar, seit einigen Tagen trägt meine Würde den Sieg über Hochmut und Eitelkeit davon. Das ist mir ganz klar: er ist königlicher Prinz, Herzog von Kurland und wird vielleicht König von Polen werden; aber wenn er die Einwilligung meines Vaters nicht erhält, so ist er es, der mir nicht ebenbürtig ist.

Wenn sich nichts meiner Heirat entgegenstellt, so wünsche ich sehnlichst, daß der Pfarrer von Maleszow uns den Trausegen erteilt. Der Fürst Woiwode verspricht mir, alles zu thun, was er kann. Zum wenigsten wird er der Vertreter

meiner Eltern sein, damit wenigstens ein Schatten von Schicklichkeit gewahrt bleibe. Immer wieder kommt mir Barbaras Geschick in den Sinn. Ich glaubte, daß ihr Wunsch gering sei, als sie zu mir sagte: „Versuche eben so glücklich zu werden, wie ich!“ Ach, ihr Glück ist unbeschreiblich, wenn ich es mit dem meinen vergleiche!

Mittwoch, den 28. Oktober 1760.

Die Antwort meiner Eltern ist eingetroffen. Sie geben uns ihren Segen. Sie haben gute Wünsche für mich; aber die Zärtlichkeit, die sie mir bezeigen, gleicht nicht im entferntesten der, die Barbara empfing und verdiente. Das ist gerecht. Ich leide; aber ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen. Der königliche Prinz erwartete einen eigenen Brief; aber meine Eltern haben ihm nicht geschrieben. Er ist darüber gereizt und sprach lange mit dem Fürsten Woiwoden über den Hochmut gewisser polnischer Edelleute.

Ich bin ruhiger, seit meine Eltern um unser Geheimnis wissen. Mein Herz ist von einer schrecklichen Qual befreit. Meine Eltern versprechen uns, unsere Vermählung nur mit der Einwilligung des königlichen Prinzen bekannt zu geben. Man sieht aus ihren Briefen Freude und Erstaunen; aber in dem Ausdruck meiner Mutter liegt eine Färbung von Schmerz, die mich tief gerührt hat. „Wenn Du unglücklich wirst,“ schreibt sie mir, „so bin ich nicht dafür verantwortlich. Wenn Du glücklich wirst, und ich höre nicht auf, Gott in meinen Gebeten darum anzuflehen, so soll es mich freuen; aber ich werde dabei bedauern, daß ich nichts dazu beigetragen habe.“ — Diese

Worte sind fast unleserlich; ich habe sie mit meinen Thränen ausgelöscht.

Der Pfarrer von Maleszow kommt heute in acht Tagen an und soll uns sogleich trauen. Der Fürst Woiwode läßt alle unerläßlichen Schriftstücke vorbereiten, und bis jetzt hat keiner irgend einen Verdacht. Ich kann es kaum glauben, daß meine Vermählung so nahe bevorsteht; denn für mich trifft man gar keine Vorbereitungen, da alles mit dem größten Geheimnis vor sich gehen soll. Als Barbara sich vermählte, verbarg sie sich nicht. Man feierte sie; ganz Maleszow war in Bewegung. Wenn ich wenigstens den königlichen Prinzen sehen könnte, so würde mich das trösten. Aber manchmal vergehen zwei Tage, ohne daß ich ihn sehe. Er fürchtet den Argwohn des Königs zu erwecken, und noch viel mehr fürchtet er Brühl. Er meidet mich auf allen öffentlichen Gesellschaften und kommt selten zu dem Fürsten Woiwoden. Man muß sich diesem grausamen Zwange seiner Stellung unterwerfen.

Gestern hörte ich auf der Gesellschaft der Frau Moszynska zufällig eine Unterhaltung, die mir sehr peinlich war. Ein Herr, den ich nicht kenne, sagte zu seinem Nachbar: „Aber die Starostina Krasinska hat sich schrecklich verändert!“ — „Das ist kein Wunder,“ entgegnete der andere, „das arme junge Ding ist toll verliebt in den königlichen Prinzen, und er, er ist ein bißchen flatterhaft. Wenn er eine schöne Frau sieht, so verliebt er sich augenblicklich, und heute macht er der Gräfin Potocka den Hof. Er hat nur Augen für sie.“ — Ich bin überzeugt, daß der königliche Prinz sich absichtlich mit andern Frauen beschäftigt, um seine wirklichen Gefühle zu verbergen, und doch zitterte ich am ganzen Körper, als

ich diese Unterhaltung hörte. Ist es nicht schrecklich, der Gegenstand so ungeziemender Scherze zu sein! Hätte ich wenigstens eine Freundin, der ich mich anvertrauen, die ich um Rat fragen könnte! Meine Kammerfrau ist dumm wie eine Gans; die ahnt nichts. Trotzdem schickt der Fürst Woiwode sie in das hinterste Littauen. In einigen Tagen soll ich eine verheiratete Person bei mir haben, von sehr guter Herkunft und in gesetztem Alter. Ich habe sie aber noch nicht gesehen. Ich kann also auch niemand wegen meiner Hochzeitstoilette um Rat fragen. In meiner Not fragte ich den Fürsten Woiwoden, und er antwortete mir: „Wie alle Tage!“

Welch seltsames Geschick! Ich mache die glänzendste Heirat in ganz Littauen und im ganzen Kronlande, und könnte die Tochter meines Schuhmachers um ihre Aussteuer und ihre Hochzeit beneiden!

II.

Die Gemahlin des königlichen Prinzen.

Vorwände. — Die heimliche Trauung. — Schmerzliches Glück. — Das Tagebuch, der einzige Trost. — Der Argwohn der Fürstin. — Die Entdeckung. — Die Verstoßung. — Die Flucht nach Sulgostow. — Schmerzliche Gegensätze.

Mittwoch, den 4. November 1760.

Mein Schicksal hat sich erfüllt! Ich bin die Frau des königlichen Prinzen. Wir haben uns vor Gott Liebe und ewige Treue geschworen. Er ist mein, mein für das Leben! Ach, wie war dieser Augenblick süß und grausam! Die

Ceremonie mußte beschleunigt werden, da wir vor der Entdeckung zitterten.

Während der acht Tage, die meiner Vermählung vorangingen, habe ich den königlichen Prinzen nicht gesehen. Er stellte sich krank und verließ sein Zimmer nicht. Heute verweigerte er die Teilnahme an den Diners des Fürsten Primas und des Gesandten und auch an dem Balle, den der Großgeneral der Krone giebt. Die Krankheit war nur ein Vorwand, sich diesen Verpflichtungen zu entziehen. Meine alte Kammerfrau wurde vorgestern fortgeschickt, und gestern hat man eine neue kommen lassen, die auf das Kruzifix schwören mußte, alles als Geheimnis zu bewahren, was sie sehen und hören würde.

Heute Morgen um fünf Uhr klopfte der Fürst Woiwode an meine Thür. Ich war schon seit zwei Stunden angekleidet. Wir gingen fort, ohne Geräusch zu machen. Der königliche Prinz und der Fürst Martin Lubomirski erwarteten uns an der Thür des Schlosses. Die Nacht war finster, der Wind wehte, und es war schrecklich kalt. Wir begaben uns zu Fuß nach der Karmeliterkirche, weil sie die nächste ist. Der gute Pfarrer erwartete uns schon an den Stufen des Altars. Wenn der königliche Prinz mich nicht gestützt hätte, so würde ich mehrere Male während des kurzen Ganges gefallen sein. In der Kirche — welche Öde! Überall das Schweigen und die Finsternis des Grabes. Auf jeder Seite des Altars warfen zwei Kerzen ein blasses, zweifelhaftes Licht. Unsere Schritte allein hallten wieder von den düstern Gewölben des Tempels. Die Ceremonie hat nicht 10 Minuten gedauert. Der Pfarrer beeilte sich sehr, und wir flohen dann aus der Kirche, als wenn wir ein Verbrechen begangen hätten.

Der königliche Prinz führte uns zurück. Fürst Martin bestand darauf, daß er sofort in seinen Palast ginge; aber er konnte mich nicht verlassen, und nur mit großer Mühe trennte er sich von mir.

Mein Anzug war der, den ich alle Tage trage. Ich hatte gewagt, einen Rosmarinzweig in meine Haare zu stecken. Als ich mich ankleidete, dachte ich an Barbaras Hochzeit und fing an zu weinen. Mir hat die Mutter nicht den Dukaten, das Stückchen Brot, das Salz und den Zucker bereitet, was eine Braut am Hochzeitstage tragen muß. Auch habe ich sie ganz vergessen, als ich das Haus verließ.

Jetzt bin ich allein in meinem Zimmer. Nicht ein freundlicher Blick sagt mir: sei glücklich! Meine Eltern haben mich nicht gesegnet. Ein tiefes Schweigen herrscht um mich her; alle Welt schläft noch, und das Licht brennt wie bei einer Toten. O mein Gott, was für ein trübes Fest! Ohne meine fieberhafte Aufregung, ohne meinen Trauring, den ich bald abziehen und vor aller Augen verbergen muß, würde ich glauben, daß diese Ereignisse nur ein Traum seien. Aber nein, ich gehöre ihm, Gott hat unsere Schwüre empfangen!

In Sulgostow. — Montag, den 24. Dezember 1760.

Ich glaubte, daß ich aufhören würde, mein Tagebuch zu schreiben, wenn ich mich verheiratete. Ich glaubte, daß ein Freund, ein anderes Ich, der Schrein sein würde, in den ich meine Gedanken niederlegen könnte. Warum sollte ich schreiben, da ich doch alles dem königlichen Prinzen — es scheint, ich werde ihn mein ganzes Leben so nennen — sagen

kann? Er versteht nicht genug polnisch, es zu lesen;*) mein Tagebuch würde also überflüssig werden. Aber alles trennt mich von meinem heißgeliebten Gatten. Ich werde also wieder schreiben, um mich ihm nahe zu bringen, um die Erinnerungen an ihn zu sammeln. Das unerbittliche Schicksal verfolgt mich. Ach, welche Verzweiflung erfüllt mein Herz! Wann werde ich ihn wiedersehen?

Die letzten Tage sind schrecklich gewesen. Ich danke dem Himmel, daß ich nicht wahnsinnig geworden bin. Die Fürstin Woiwodin hat mich aus ihrem Hause gejagt; sie hat mich verstoßen wie eine Unwürdige! Ich bin nach Sulgostow zu meiner Schwester geflüchtet. Hier angekommen, ließ ich Barbara und ihren Gatten rufen. Ich rief ihnen zu: „Erbarmt, erbarmt Euch mein! Ich bin unschuldig! Ich bin die Frau des königlichen Prinzen!“ — Meine arme Schwester, für die das Ereignis ein Geheimnis war, dachte, ich hätte den Verstand verloren, und rief schon ihre Kammerfrauen, daß sie mir zu Hülfe kommen sollten. Ich suchte sie zu beruhigen, und heute habe ich ihnen alle meine Schmerzen anvertraut.

Doch ich will versuchen, alle diese Ereignisse niederzuschreiben. Wenn Gott zuläßt, daß ich eines Tages glücklich und ruhig werde, so will ich diese Blätter wieder durchlesen und werde den Preis des Glückes um so besser zu schätzen wissen.

Sechs Wochen waren seit unserer Vermählung verflossen, und keiner hatte den geringsten Verdacht. Der König, der Hof, die Gesellschaft, die mich umgab und ausspähte, hatten unser Geheimnis nicht zu durchdringen vermocht. Man nannte mich wie bisher die Starostina Krasinska. Der König-

*) Ehe Franziska den Prinzen kannte, urteilte sie über seine Fertigkeit im Polnischen günstiger, vergl. S. 20.

liche Prinz ging unter dem Vorwande seiner geschwächten Gesundheit nirgends hin, und der Fürst Woiwode schützte unsere Zusammenkünfte.

Da fing der königliche Prinz vor acht Tagen wieder an auszugehen und machte der Fürstin, meiner Tante, einen Besuch. Ich war im Salon, als man ihn ankündigte. Es war zum ersten Male seit unserer Vermählung, daß ich ihn in Gegenwart eines Dritten sah. Es war mir unmöglich, meine Verwirrung zu verbergen. Ich konnte ihn nicht ansehen, nicht hören, ohne ihm mit meinen Augen zu sagen: Ich liebe Dich! Die Fürstin Woiwodin beobachtete mich. Als er fort war, schalt sie mich und warf mir vor, was sie meine Koketterie und mein ungebührliches Benehmen nannte. Ich konnte diese Ungerechtigkeit nicht ertragen und antwortete ihr unvorsichtigerweise, daß niemand das Recht hätte, mich zu tadeln, wenn mein Gewissen mich freispräche. Am andern Morgen kam der königliche Prinz wieder. Die Fürstin war argwöhnisch geworden, und in ihrem Benehmen trat eine Unzufriedenheit hervor, die sie zu verbergen Mühe hatte. Er, nur mit mir beschäftigt, sah das Gewitter nicht, das sich zusammenzog. Da er an jenem Tage mich nicht ohne Zeugen sprechen konnte, hatte er mir geschrieben. Er spielte mit meinem Arbeitskorbe und ließ sein Briefchen hineingleiten. Die Fürstin hatte es bemerkt, und sobald er fort war, bemächtigte sie sich des Korbes und entnahm ihm das verhängnisvolle Billet, das nur die Adresse trug: An meine Heißgeliebte!

Niemals werde ich ihre Entrüstung und ihren Zorn beschreiben können. Wie habe ich diese schreckliche Szene nur überlebt! „Deine Ränke," sagte sie, „sollen bei mir nicht

gelingen. Du, der Abscheu, die Schande, die Schmach deiner Familie, Du sollst mein Haus nicht entehren! Ich habe schon Maßregeln getroffen, Deinem schändlichen Thun ein Ende zu setzen. Hier ist die Abschrift des Briefes, den ich heute Morgen dem Premierminister Brühl geschickt habe. Ich habe ihm geschrieben, daß mir die Ehre teurer und heiliger sei als alle Familienbande, und daß keine ehrgeizigen Hoffnungen mich dahinbringen sollen, die Pflichten zu verletzen, die sie erfordert, und daß es deshalb meine Pflicht sei, ihn zu benachrichtigen, daß der königliche Prinz Franziska Krasinska liebt. Ich beschwöre den Minister, alles Notwendige zu thun, diese Intriguen zu vereiteln, solange es noch Zeit ist. Ich will beweisen, daß ich nichts mit diesem schändlichen Handel zu thun habe, und daß, wenn ich gefehlt habe, es nur mein zu großes Vertrauen in die Tugend meiner Nichte war. Ja, der König selbst weiß vielleicht in dieser Stunde schon Deine Schande und Deinen wahnsinnigen Hochmut!“ — „Der König!“ schrie ich außer mir. „Der König, ach großer Gott! nur ihm sage man nicht, daß ich die Frau des königlichen Prinzen bin, nur ihm nicht, oder ich sterbe vor Deinen Füßen!“ — Ganz verwirrt, einen schrecklichen Abgrund vor mir sehend, verriet ich so das Geheimnis, das die Fürstin durch Beschimpfung und Demütigung mir nicht hatte entreißen können. „Was,“ rief sie, „die Frau des königlichen Prinzen! Du seine Frau?“ — Diese Worte brachten mich wieder zu mir selbst und ließen mich die ungeheure Größe meines Fehlers verstehen. Ich zitterte, da ich an den Zorn des königlichen Prinzen dachte. Ich sah nur noch einen Ausweg zur Rettung, und der war, der Fürstin alles zu gestehen.

Immer zu ihren Füßen liegend, flehte ich sie an, mir die Vergangenheit zu verzeihen und unser Geheimnis zu bewahren. Sei es nun, daß sie beleidigt war durch mein verspätetes Geständnis, sei es, daß sie glaubte, zu weit gegangen zu sein, wieder zurück zu können, sie blieb unbeweglich und befahl mir mit kalter und abstoßender Würde, mich zu erheben. „Eine so hohe Dame,“ sagte sie, „darf sich niemand zu Füßen werfen, und ich bitte tausendmal um Entschuldigung wegen meines Betragens gegen Sie.“ — Ich wollte ihre Hand küssen; aber sie entzog sie mir und sagte zum Schlusse, daß ihr Haus nicht würdig sei für eine Dame von meinem Range, für eine königliche Prinzessin, für eine unabhängige Herzogin, für eine zukünftige Königin von Polen, worauf sie sofort Vorbereitungen zu meiner Abreise treffen ließ.

Ich hatte die Kraft, mich zu beherrschen, und danke Gott dafür. Eine Bewegung des Zornes hat mich die vielen Beweise von Güte und Liebe nicht vergessen lassen, und mit dem Gehorsam eines sechzehnjährigen Mädchens habe ich mich zur Abreise bereit gemacht, obgleich ich durchaus nicht wußte, wohin ich gehen sollte, und wer mir Schutz und Zuflucht bieten würde. Es scheint mir, als sei das Wort Sulgostow von mir oder der Fürstin ausgesprochen worden. Der Kammerdiener kam, die Befehle der Fürstin zu hören, und vernahm gerade das Ende unserer Unterredung. Er sagte im ganzen Schlosse, daß ich nach Sulgostow ginge, wo ich die Weihnachtstage verleben wollte. Der Zufall entschied, wie man sieht, über mein Schicksal. Unfähig, einen Entschluß zu fassen, war ich glücklich, mich so leiten zu lassen. Vor der Abreise schrieb ich einen langen Brief an den königlichen Prinzen und vertraute ihn der Fürstin an. In weniger als zwei

Stunden waren meine Reisevorbereitungen getroffen. Ich ging, ich kam, ich handelte, ohne zu denken. Man setzte mich mit meiner Kammerfrau in eine Karosse, und die Pferde führten uns wie der Wind davon.

Als ich die Mauern von Sulgostow sah, fing ich an, über die Art und Weise nachzudenken, in der ich meiner Schwester diese unglaublichen Ereignisse mitteilen sollte. Aber als ich ihr gegenüberstand, war meine Verwirrung so groß, daß ich die Fähigkeit verlor, meine Worte abzumessen. Darum glaubte sie, ich wäre wahnsinnig geworden. Jetzt, da alles erklärt ist, lachen wir über dies sonderbare Mißverständnis; aber dieses Lachen ist nur ein flüchtiges Vergessen meiner Stellung, ein Waffenstillstand für einen Augenblick. Die beiden ersten Tage waren grausam; denn während dieser Zeit blieb ich ohne Nachrichten von dem königlichen Prinzen. Ich kann meinen Schmerz, meine Todesangst nicht beschreiben. Meine Gesundheit muß sehr stark sein, daß sie solchen Qualen Widerstand leistet. Werden sich meine Hoffnungen wenigstens eines Tages verwirklichen?

Sonntag, den 30. Dezember 1760.

Ich bin entschlossen, nach Maleszow zu reisen. Vielleicht fühle ich mich dort wohler als hier. Barbara wollte mich begleiten; aber ihr Zustand hindert sie daran. Ihr Gatte sagte, es würde eine Unvorsichtigkeit sein.

Ich habe endlich einen Brief von dem königlichen Prinzen erhalten. Er ist in Verzweiflung über meine Abreise und aufs äußerste empört über die Fürstin. Er fürchtet, daß Brühl dem Könige alles sagen werde.

Ich will sobald als möglich abreisen. Das Glück, das mich umgiebt, ist eine Qual für mich. Diese sanfte, friedevolle Freude der beiden Gatten, die sich lieben, thut mir weh, durchbohrt mir das Herz. Dieses so wohlgegründete Haus, dieses innige Familienleben, die zarten Aufmerksamkeiten des Starosten Swidzinski, der meine Schwester anbetet, alle diese Güter, die ich beneide, und auf die ich doch nicht eifersüchtig bin, geben meinem Leid neue Bitterkeit. Meine Schwester ist vom Geschick begünstigt. Ihr Töchterchen ist das reizendste Kind, das man sich denken kann. Sein Vater liebkost und verzieht es, und meine Eltern schreiben unablässig an meine Schwester, weil sie voll zärtlicher Sorge für sie und ihr Kind sind. Glückliche Barbara! Das Leben ist ein Fest für sie. Möge Gott ihr ihr Glück bewahren! Möge der Gedanke daran mich in meinem Kummer trösten!

Vielleicht werde ich ruhiger sein, wenn ich meine teuren Eltern wiedergesehen habe. Ihre Verzeihung wird mir die Absolution der Kirche sein. Ich werde aufleben; ich werde hoffen, wenn ihre Zärtlichkeit mich beschützen wird. Ich werde das neue Jahr mit ihnen beginnen. Vielleicht wird es die Morgenröte meines Glückes sein. Maleszow hat mich einst so glücklich gesehen.

III.

Glänzendes Elend.

Kein Geld. — Der förmliche Empfang bei den Eltern. — Das erste Diner. — Der kleine Matthias. — Mutterliebe. — Peinliche Fragen. — Wieder in Sulgostow. — Der Besuch des Ministers. — Diplomatische Schachzüge. — Der Mut der Verzweiflung. — Stilles Weh.

Maleszow, den 5. Januar 1761.

Ich bin nun seit einigen Tagen hier; aber ich glaube, ich werde bald wieder nach Sulgostow zurückreisen. Ich leide überall, und es scheint mir, daß ich dort weniger litte, wo ich gerade nicht bin. Mein Schicksal ist glänzend in der Einbildung, aber sehr elend in der Wirklichkeit. Meine Eltern haben mich gut aufgenommen. Sie behandeln mich gütig; aber ein Umstand, der scheinbar wenig zu bedeuten hat, ist die Ursache, daß ich mich hier so unglücklich fühle. Ich habe kein Geld. Ich kann meinen Schwestern nicht das kleinste Geschenk machen, kann auch den Leuten im Schlosse nichts geben. Als ich bei der Fürstin Woiwodin war, hatte ich kein Geld nötig. Sie besorgte alle meine Ausgaben und gab mir obendrein monatlich zwölf Tympfes;*) davon konnte ich nichts sparen, und wozu hätte ich es auch nötig gehabt? Heute finde ich mich von allem entblößt; aber ich würde lieber sterben, als meinen Gatten oder meine Eltern um Geld bitten, und diese müssen denken, ich sei reichlich versehen. Als Barbara aus der Pension zum Heiligen Sakrament zurückkam,

*) Eine Tympfe ist eine polnische Silbermünze, die in Breslau geprägt wurde und einen Wert von 15 polnischen oder 7½ preußischen Groschen hatte.

hatte sie ohne Zweifel weniger Geld als ich während meines Warschauer Aufenthaltes, und doch machte sie jedem ein kleines Geschenk. Sie wurde aber auch nicht von der Last kummervoller Gedanken erdrückt. Ihr Geist war frei, ihr Herz fröhlich. Sie konnte sich mit andern beschäftigen und die Arbeit ihrer Hände als Ersatz für reiche Geschenke darbringen. Aber ich, unruhig, sorgenvoll, abwechselnd von wirklichen Schmerzen zu noch schlimmerer Furcht übergehend, kann ich mich einen einzigen Augenblick beschäftigen? Früher, als das Leben mir in glänzendstem Lichte erschien, da dachte ich, wenn ich nach meiner Hochzeit in das Schloß Maleszow käme, würde ich wie eine Königin auftreten. Ich vergaß keinen in meinen Träumen; alle sollten teilhaben an meinen königlichen Gunstbezeigungen. Ach, welch schrecklicher Gegensatz zwischen meinen Wünschen und der Wirklichkeit! Seit ich hier bin, ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht Thränen vergossen hätte.

Als ich meine Eltern sah, wollte ich mich ihnen zu Füßen werfen. Aber mein Vater hielt mich zurück und machte mir eine tiefe Verbeugung wie einer Fremden. Sobald ich den Salon betrete, erhebt er sich und setzt sich niemals neben mich. Die Huldigungen, die er mir als einer königlichen Prinzessin beweisen zu müssen glaubt, tragen den Sieg über seine väterliche Zärtlichkeit davon. Die kalte Etikette bereitet mir unglaublichen Schmerz. Ach, wenn die Ehren so teuer erkauft werden müssen, so möchte ich tausendmal lieber eine einfache Edelfrau sein!

Das erste Diner, an dem ich im Familienkreise teilnahm, war förmlich und kalt. Meine Mutter machte sich Unruhe und entschuldigte sich, daß sie mir nur die gewöhnlichen Ge-

richte vorsetzte, und mein Vater flüsterte mir zu: „Ich hätte aus dem Fasse des Fräulein Franziska eine Flasche Wein zapfen lassen können, und es wäre mir sehr angenehm gewesen, ihn beim ersten Diner zu probieren. Allein der Brauch verlangt, daß der Vater das erste Glas trinkt und der Gatte das zweite; anders wäre es von schlechter Vorbedeutung. Wird dieser Tag jemals kommen?“ fügte er seufzend hinzu. — Ich konnte meine Thränen nicht unterdrücken und konnte weder essen noch sprechen. Meine Mutter sah mich mit zärtlichstem Mitleid an. Jeder Gegenstand ist hier nur eine Quelle neuen Kummers für mich. Auch die Scherze des kleinen Matthias können mich nicht mehr erheitern. Mein Vater winkte ihm mit den Augen zu, damit er etwas Witziges erfinde; aber das ist verlorene Mühe. Die Musik ist für einen leidenden und abgematteten Körper ein lästiges Geräusch, und die Blüte des Witzes ist für ein verzweifelndes Herz ohne Duft.

Der kleine Matthias hat einen unbeschreiblich feinen Scharfsinn. Er errät alles; er kennt meine Stellung, ich bin dessen sicher. Gestern benutzte er einen Augenblick, als ich allein war, in mein Zimmer zu kommen, und indem er eine halb traurige, halb schelmische Miene aufsetzte, kniete er vor mir nieder und zog aus der Tasche einen kleinen trocknen Blumenstrauß hervor, mit einem weißseidnen Bande umwunden und mit einer goldnen Nadel festgesteckt. Ich wußte zuerst nicht, was das sollte; aber bald erinnerte ich mich des Straußes bei Barbaras Hochzeit. „Ich bin manchmal Prophet,“ sagte er, als er den Strauß überreichte, und dann rutschte er auf den Knieen bis zur Thür. Ich lief hinter ihm her. Die Erinnerung war mir wiedergekehrt und

mit ihr ein süßes und grausames Gefühl. Ich machte eine reiche Diamantnadel los und befestigte sie an Matthias' Knopfloch. Keiner von uns sprach ein Wort, und doch sagte sich jeder, daß, wenn es wunderbar sei, daß diese Prophezeiung sich erfüllt habe, es noch erstaunlicher sei, daß sie keine unserer Hoffnungen erreicht habe.

Gerade als ich dies schrieb, trat meine Mutter in mein Zimmer. Ihre Güte ist unvergleichlich. Sie brachte mir eine solche Menge von Stoffen, Spitzen und Edelsteinen, daß sie sie kaum tragen konnte. Nachdem sie alles auf mein Bett niedergelegt hatte, sagte sie: „Ich gebe Dir einen Teil der Aussteuer, die ich für meine Töchter bestimmt habe; ich würde noch viele andere Sachen hinzugefügt haben; aber ich fürchtete, daß sie nicht schön genug für Dich seien, und doch habe ich Dir nur das Beste gegeben, das ich besaß. Ich habe mit meinem Gatten gesprochen; er ist entschlossen, zwei Dörfer zu verkaufen, um eine Aussteuer herrichten zu lassen, die einer so erlauchten Verbindung würdig sei, aber erst, wenn das Geheimnis enthüllt sein wird." — In Thränen aufgelöst, wollte ich mich ihr zu Füßen werfen; allein sie hielt mich zurück und bat tausendmal um Verzeihung, daß ihre Geschenke so wenig wert seien.

Ja, ganz gewiß, ich werde morgen Nachmittag wieder abreisen! Ich leide hier über jedes Maß hinaus. Meine Schwestern, Madame, die Höflinge und selbst die alten Diener verwundern sich über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist. Man fragt sich, warum ich noch nicht verheiratet bin, und warum man nicht daran denkt, mich zu verheiraten. Die drei Mädchen, die ich in meinen Dienst nehmen wollte, sind gekommen, zweifellos, mich an mein Versprechen zu erinnern.

Der alte Hyacinth*) führte mir selbst seine Tochter zu. Jede Person, die ich wiedersehe, verursacht mir Unbehagen oder belästigt mich. Ach, wie würde man staunen, wenn man von meiner Heirat wüßte! Und diese armen Mädchen, die auf meinen Schutz rechneten, kann ich nicht in meinen Dienst nehmen, weil ich einen Prinzen, einen Königssohn geheiratet habe!

Sulgostow, den 9. Januar 1761.

Hier bin ich wieder bei meiner Schwester. Ich habe bei meiner Ankunft keinen Brief des königlichen Prinzen vorgefunden. Vielleicht ist er krank! Vielleicht hat der König unsere Heirat erfahren und läßt ihn überwachen! Wenn der Fürst Woiwode in Warschau wäre, hätte er mir sicherlich geschrieben; auf seine Ergebenheit kann man rechnen. Was den Fürsten Martin angeht, so verzeihe ich seine Leichtfertigkeit gern und bin entzückt, daß er mich vergißt.

Der Abschied von meinen Eltern war viel besser als ihr Empfang. In diesem Augenblick fand ich ihre ehemalige Zärtlichkeit wieder.

Ehe ich abreiste, wollte ich nach Lissow gehen und den Pfarrer in seiner Wohnung besuchen. Er pflanzte gerade Cypressen in seinem Garten, und er versprach mir, eine für mich auf den Kirchhof zu pflanzen. Dies traurige Andenken will ich hinterlassen. Der Pfarrer sagte mir gute und tröstliche Worte. Als ich ihn verließ, fühlte ich mich einen Augenblick lang ruhig und ergebungsvoll.

---

*) Vergl. S. 44.

Dienstag, den 15. Januar 1761.

Während dieser drei letzten Tage hatte ich gegen neue Verfolgungen anzukämpfen. In dem Augenblicke, als wir uns zu Tische setzen wollten, benachrichtigte uns ein Trompetenstoß, daß ein Fremder sich dem Schlosse näherte. Bald darauf öffneten sich beide Flügelthüren des Speisesaales, und man meldete uns Herrn Borch, den Minister des Königs. Ich erriet sofort den Grund seines Besuches, und mein Herz klopfte, daß es mir fast die Brust zersprengte. Herr Borch gab als feiner Diplomat seinem Schritte den Anschein einfacher Höflichkeit, indem er sagte, in Erinnerung an die liebenswürdige Aufnahme bei Barbaras Hochzeit käme er, um der Frau Starostin Swidzinska seine Huldigung darzubringen und die Bekanntschaft mit dem Starosten zu erneuern. Während des Essens tauschte man Höflichkeiten aus. Als sich aber nach dem Nachtisch der Hofstaat zurückgezogen hatte, lud er mich ein, in das Kabinett des Herrn Starosten zu treten, und sagte mir: „Brühl und ich wissen um Ihr Geheimnis, Madame, und ich kann Ihnen versichern, daß uns das sehr viel Spaß gemacht hat; denn Sie denken sich wohl selbst, daß wir diese Heirat als einen Scherz betrachten, als ein bloßes Kinderspiel. Die Trauung durch einen auswärtigen Priester und ohne Wissen der Eltern hat keine Gültigkeit. Auch soll die Ehe ohne weiteres aufgehoben werden, und das ohne große Mühe, wie ich Ihnen versichern kann."

Diese Worte wirkten wie ein Blitzstrahl, und ohne übermenschlichen Mut und die Hilfe des Himmels wäre ich zu

Boden geschmettert worden. Aber ich fühlte wohl, daß von diesem Augenblick das Schicksal meines ganzen Lebens abhing. Der Charakter Borchs war mir bekannt. Ich wußte, daß in ihm eben so viel Niedrigkeit als Feigheit wohnte. Ich wußte, daß diesen Männern gegenüber, die nur dem Schwachen gegenüber stark sind, Stärke allmächtig ist.

„Mein Herr", sagte ich zu ihm, „Ihrer List fehlt es an Geschicklichkeit. Ihre Diplomatie und die des Ministers Brühl fällt zusammen vor dem einfachen gesunden Menschenverstande einer Frau. Diese Welt, die mich beurteilt, thut mir leid, wenn sie glaubt, daß ich ohne Mut und ohne Verstand sei. Ich werde mit Ihnen kämpfen, mit Ihnen und mit Brühl. Meine Ehe ist gültig! Die Einwilligung meiner Eltern hat sie gesegnet; ich habe meine Rechte von Gott empfangen und werde sie zu verteidigen wissen. Der Bischof hatte Kenntnis von dieser Heirat, auf die Sie das Anathema Ihrer Ironie zu werfen wagen. Der Pfarrer meines Kirchspiels hat uns getraut, und zwei Zeugen haben uns bei dieser heiligen Handlung zur Seite gestanden. Ich weiß, daß eine Scheidung möglich ist, aber nur durch ein gemeinsames Uebereinkommen. Der königliche Prinz, mein Gemahl, und ich werden unsere Einwilligung nie dazu geben!" —

Man kann sich die Verblüfftheit Borchs leicht denken. Ich selbst hätte mich nie einer solchen Energie für fähig gehalten. Borch hatte geglaubt, ein Kind zu finden, das er durch einige Versprechungen blenden könnte. Dadurch glaubte er mich zu einem Verzicht zu bringen. Er glaubte, daß ich einwilligen würde, meine Schmach und mein Unglück zu unterzeichnen. Er hat mich unerschütterlich gefunden. Er blieb zwei Tage und machte immer neue Versuche, und als er einsah, daß ich

bei meiner Weigerung beharrte, reiste er ab. Aber vorher fragte er mich, ob ich in die Scheidung willigen würde, falls sie der Prinz für nötig hielte. „Ja“, sagte ich, „aber nur, wenn Sie mir ein Schreiben zeigen, von der Hand des Prinzen unterzeichnet!“

Ich fürchtete, daß dieses Ereignis noch eine Quelle eines neuen Kummers werden würde. Der Zustand Barbaras fordert soviel Schonung, und sie hat mein Unglück so lebhaft mitgefühlt. Ich fürchtete, wie gesagt, daß ihre Gesundheit darunter Schaden litte; aber es geht ihr, Gott sei Dank, gut. Diese teure Barbara ist mein zweites Ich. Ach, wer mich liebt, empfängt dafür einen Schmerzenskelch. Der Starost war sehr besorgt um seine Frau; sie leben so glücklich zusammen und sind so zärtlich vereint, und ich, welch trauriges Geschick! Ich genieße weder Ruhe noch Glück, noch die Güter des Ehrgeizes, welche ich der Liebe verdanken wollte.

Fünfter Teil.

Nachtrag.

Warum Franziska ihr Tagebuch nicht fortsetzte. — Traurige Gewißheit. — Innige Schwesterliebe. — Kein Heim, keine Ruhe. — Zerronnene Träume. — Marie Theresia. — Franziska in Dresden. — Der Brief an ihre Schwester. — Brief der Frau Moszynska über Krankheit und Tod der königlichen Prinzessin Franziska.

Hier endet das Tagebuch der Gräfin Franziska Krasinska. Ihre Gedanken waren zu schmerzlich, ihre Erinnerungen zu quälend, als daß sie diese hätte zu Papier bringen können. Wenn der Schmerz in seiner ganzen Bitterkeit sich unserer Seele bemächtigt hat, so hört und sieht man nicht mehr, ohne zu zittern, gewisse Worte, die einst mehr oder weniger süße Träume in uns erweckten. Franziska sah nach und nach all ihr erträumtes Glück zusammenstürzen. Sie hatte Mut genug, die Ungerechtigkeiten zu ertragen; aber vor der Gleichgültigkeit ihres Gatten brach sie zusammen. Man könnte sie vielleicht des Ehrgeizes beschuldigen; aber sie liebte ihn. Die Liebe ist nicht immer völlige Hingebung und Selbstverleugnung; die Liebe ist nicht immer eine Tugend. Sie ist oft, wie Madame Staël sagt, ein Doppelwesen. Franziska liebte den königlichen Prinzen; aber sein Rang hatte sie geblendet.

Sie blieb nach der Abreise Borchs lange in Sulgostow. Barbara Swidzinska, die schon Mutter einer Tochter war, bekam noch einen Sohn und eine Tochter, der man den Namen Franziska*) gab. Die Zärtlichkeit, die Fürsorge, die Aufmerksamkeiten, die sie in ihrer Familie fand, konnten sie nicht darüber trösten, daß der königliche Prinz sie verlassen hatte.

Ihre Schwester war das einzige Wesen auf der Welt, dem sie ihren Schmerz anvertraute. Die Frauen haben eine Feinfühligkeit, die sie alles verstehen läßt. Nichts entgeht ihnen und mit feineren Instrumenten behandeln sie ein krankes Herz leichter. Wenn die Liebe der Franziska nur eine einzige Hoffnung gelassen hätte, so würde sie in der Freundschaft glücklich gewesen sein.

Ueberall leidend, vertauschte sie zuweilen Sulgostow mit dem Kloster zum Heiligen Sakrament in Warschau. Aber auch die Einsamkeit konnte ihr die Ruhe nicht wiedergeben, und ihre Gebete waren ein Verzweiflungsschrei, der zu Gott emporstieg, ihren Tod herabzuflehen.

Das Genie des Schmerzes ist das fruchtbarste von allen. Es scheint, daß die menschliche Natur nur im Leiden unendlich ist. Franziska war noch fähig, einen anderen Kummer zu tragen; ihre zerrissene Seele empfing noch eine neue Wunde. Sie verlor ihre Eltern, verlor sie, ohne daß sie dem Gatten ihrer Tochter den Namen „Sohn" hätten geben dürfen. Um diese Zeit begab sie sich nach Krakau ins Kloster der Franziskanerinnen. Dorthin schickte Barbara ihre Tochter Angelika, um sie durch die Neigung dieses jungen Wesens wieder an die Welt zu fesseln.

---

*) Vergleiche S. 108.

Sie bewohnte auch zeitweise Czenstochowa und Opole, und überall hin folgte ihr der strenge Befehl, ihre Heirat nicht zu veröffentlichen. In großen Zwischenräumen besuchte sie der königliche Prinz und erfüllte so eine Gewissenspflicht; das gänzliche Verlassensein wäre vorzuziehen gewesen.

Die Prophezeiung des kleinen Matthias ging in Erfüllung. Die Herzogskrone und die Krone Polens entgingen dem Prinzen Karl.*) Biron wurde zum Herzog von Kurland ernannt, und als August III. starb — in Dresden am 5. Oktober 1763 — folgte ihm auf dem polnischen Throne Stanislaus August Poniatowski.**)

---

*) Der Verlust der Herzogskrone von Kurland, die Prinz Karl vier Jahre getragen hatte, war eine Folge des Bündnisses Friedrichs des Großen mit Peter III. Danach sollte Rußland in Kurland freie Hand haben. Katharina II. machte von diesem Zugeständnis sofort Gebrauch. Sie begnadigte Biron, den früheren Herzog von Kurland, und übertrug ihm das Herzogtum aufs neue, indem sie an August III. den Antrag stellte, er möge seinen eigenen Sohn absetzen. Der König wies diese schmachvolle Zumutung zurück, worauf die Zarin russische Soldaten in Kurland einrücken ließ. Sie nahmen die öffentlichen Kassen weg, besetzten in Mitau den Palast und ließen keine Lebensmittel hinein, bis Hunger und Furcht vor persönlicher Mißhandlung den Herzog Karl zur Flucht zwangen. Die Kaiserin hatte die Stirn, durch ihre Gesandten den europäischen Mächten erklären zu lassen, ihr Verfahren sei eine Verteidigung Polens selbst gegen die unrechtmäßige Belehnung des Prinzen von Sachsen. Als August III. sich beschwerte und auf frühere entgegengesetzte Aeußerungen Rußlands hinwies, erklärte Katharina: „Indem ich Biron mit gewaffneter Hand in Mitau einsetze und Karl verjage, thue ich nichts, als was das Recht der Nachbarschaft unstreitig erlaubt: ich erteile dem Unterdrückten meinen Schutz!"

**) Fürst August Stanislaus Poniatowski wurde am 7. September 1764 in der Ebene von Wola zum Könige von Polen gewählt. Es war ein langer, blutiger Wahlkampf gewesen, unter dem Geklirre russischer Säbel; denn Poniatowski verdankte seine Erhebung allein dem Einflusse der russischen Kaiserin Katharina II., in deren Banne er eine wenig rühmliche Rolle am Hofe der nordischen Semiramis gespielt hatte,

Um Franziskas Unruhe zu stillen und ihren schmerzlichen Verdacht zu entkräften, hatte der königliche Prinz ihr gesagt, daß er aus Rücksicht auf das Alter seines Vaters seine Vermählung nicht veröffentlichen dürfte. Aber nach dem Tode Augusts III. vergingen mehrere Jahre, ohne daß sich etwas in Franziskas Zustand geändert hätte. Die Kinder Augusts III. und der ganze sächsische Hof mit dem Prinzen Karl lebten in Dresden, und die Gattin des Prinzen mußte sich und ihren Namen verbergen. Die Familie Lubomirski versuchte alles, Franziskas Rechte zur Geltung zu bringen. Sie riefen selbst die Kaiserin Maria Theresia um Vermittelung an. Endlich ließ Prinz Karl sich erweichen. Er schrieb seiner Frau einen zärtlichen Brief und forderte sie auf, zu ihm nach Dresden zu kommen. Dieser Brief fand sie in Opole, und die Lubomirski rieten ihr, einen zweiten Schritt abzuwarten, ehe sie sich nach Dresden begäbe, was sie auch that. Prinz Karl wurde, wie alle Männer, die einen leidenschaftlichen Kopf und ein kaltes Herz haben, durch seiner Gemahlin Widerstand gereizt und schrieb ihr einen zweiten Brief, zärt-

---

vergl. S. 20. Er mußte denn auch jetzt schon einwilligen, daß Rußland eine Strecke Landes von Polen abriß. Die Gegner Poniatowskis warfen den Czartoryskis, der Partei der Russenfreunde, vor: „Eures gerühmten Königs Herablassung erwächst nur aus Zerstreuungssucht; seine Artigkeit soll gehäufte Ausschweifung entschuldigen; seine Beschäftigung mit dem Kriegswesen geht nur darauf hinaus, bedeutungslose Kleinigkeiten abzuändern. Er ist Gärtner, Baukünstler, Kunstkenner und was sonst noch, aber ein verächtlicher Herrscher.“ — Die Geschichte hat diesen Gegnern im ganzen recht gegeben. Ohne Widerstand zu leisten, ließ Poniatowski zweimal zu, daß die Nachbarmächte Polen teilten. Wie er die Krone nur der Gunst Rußlands verdankte, so legte er vor der dritten und letzten Teilung Polens 1794 auch auf Rußlands Befehl die Krone nieder und lebte fortan von einem russischen Jahrgehalte in Petersburg, der verdienten Verachtung der Nachwelt preisgegeben. Er starb 1798.

licher und verliebter. Nun widerstand sie nicht länger, wie man wohl denken kann. Aber sie fand weder das Glück noch den Rang, oder vielmehr die Ehren, die man ihrem Range schuldig war. Da ihre Einkünfte der Höhe ihrer Stellung nicht entsprachen, so lebte sie unter Entbehrungen, fast ärmlich. Die Kaiserin Maria Theresia erbarmte sich über ihr Schicksal und schenkte ihr die Grafschaft Landskrona bei Krakau. Diese Güter aber, die aus einer fremden Hand kamen, konnten ihren Ehrgeiz nicht befriedigen. Ihr Herz hatte seit lange aufgehört, irgend welche Hoffnung auf Glück zu hegen.

Sie unterhielt einen sehr lebhaften Briefwechsel mit ihrer Schwester und mit den Familienangehörigen, die sie in Polen zurückgelassen hatte. Wir geben den Brief wieder, den sie ihrer Schwester vor ihrer Abreise nach Dresden schrieb.

„Ich werde Dich nicht wiedersehen. Ich kann nicht länger zögern; denn mein Gemahl hat den Tag festgesetzt, an dem ich in Dresden ankommen soll. In seinem zweiten Briefe empfiehlt er mir dringend, nicht zu verfehlen, am 5. Januar bei ihm zu sein. Ich sage Dir Lebewohl, und ich erwidere aus ganzer Seele die Liebe, die Du für mich empfindest. Sei versichert, daß Du mir immer und überall die Teuerste sein wirst, und daß die Erinnerungen an Dich mir die liebsten sein werden!

Schreibe mir oft, ich bitte Dich flehentlich darum, und rechne darauf, daß ich Dir pünktlich antworten werde. Ich gehe dahin, wo ich ein wenig Ruhe zu finden glaube. Ach, den Anspruch, glücklich zu werden, habe ich längst aufgegeben; denn der Kurfürst will mir den Titel einer königlichen Prinzessin nicht zugestehen und will mich auch nicht als die Gattin des Prinzen anerkennen. Er wünscht,

d. h. er befiehlt mir, daß ich mein ganzes Leben lang das Inkognito in seinen Staaten bewahre. Der königliche Prinz betrübt sich wirklich darüber, und von all meinen Schmerzen ist der bitterste der über meinen Gatten. Seine Gesundheit leidet sichtlich. Ich werde Dir getreulich alles schreiben, was mir begegnen wird. Du sollst wissen, wie ich empfangen werde, und wie sich alles in Zukunft gestalten wird. Falls man uns eine größere Pension geben sollte, werde ich meinen Gatten bitten, daß er mir erlaube, Dresden zu verlassen und außerhalb Sachsens, doch ganz in dessen Nähe, zu wohnen, damit ich leicht mit ihm zusammenkommen könne. Sprich mit niemand von meinem Plane! Denn wenn er in Sachsen bekannt würde, schlüge mein ganzes Unternehmen fehl.

Lebe wohl, zärtlich geliebte Schwester, vergiß mich nicht! Lebe wohl! Die Menge dessen, was ich noch zu thun habe, erlaubt mir nicht, Dir mehr zu schreiben. Apropos, ich beschwöre Dich, sogleich zur Fürstin Woiwodin zu gehen. Du wirst sie mit dem Bischof Kamieniec und mit Kulagowski zusammenfinden. Sie wird für die Aufmerksamkeit Deinerseits sehr empfänglich sein; sie kann ihr in der That nur angenehm sein. Du wirst das ernste Trio ein wenig aufheitern. Lebe wohl! Ich küsse Dich von ganzem Herzen und bin auf ewig, meine teure Schwester,

Deine Dich innig liebende Schwester

Franziska.

Tausend zärtliche Grüße Deinem Gatten! Ich beschwöre ihn, mir immer ein Plätzchen in seiner Erinnerung zu bewahren."

Im Jahre 1776 setzte der polnische Reichstag den Erben Augusts III. große Pensionen aus. Die Hälfte derjenigen des Prinzen Karl wurde lebenslänglich auf das Haupt seiner Gemahlin, der „königlichen Prinzessin Franziska Krasinska“ übertragen.

Während ihres Aufenthaltes in Dresden wurde sie Mutter einer Tochter, der Prinzessin Maria. Sie erzog sie mit größter Sorgfalt, mußte aber frühzeitig von ihr scheiden. Ihr Kummer beschleunigte die Krankheit, die ihren Tagen ein Ziel setzte. Sie starb am 30. April 1796 in einem Alter von 53 Jahren.

Frau Moszynska, die sich als Freundin Franziskas in den Tagen des Glückes gezeigt*) und, was seltener ist, auch im Unglücke bewährt hatte, wurde durch ihren Tod schmerzlich berührt. Sie übernahm es, denselben der Frau Angelika Szymanowska, geborenen Swidzinska, anzuzeigen, derselben Nichte, die Franziska mit dem königlichen Prinzen in der Kathedrale zu Warschau im Jahre 1760 über die Taufe gehalten hatte.

Dresden, den 18. Juni 1796.

„Ich erfülle Ihre Bitte, Madame, aber mit außerordentlichem Schmerze. Der Verlust, den Sie erleiden, ist auch für mich sehr bitter. Es ist der empfindlichste Schlag, den ich jemals erlebt habe. Die Krankheit der königlichen Prinzessin reicht mehr als zwei Jahre zurück. Sie fing damals an, an der Brust zu leiden. Einige Aerzte erklärten damals schon ihr Leiden für Krebs;

---

*) Siehe S. 93.

aber andere versicherten, es sei nur eine Drüse. Um diese Zeit machte man ihr einen Einschnitt, und darauf ging es ihr eine Zeit lang besser; aber dann machte die Krankheit erschreckende Fortschritte. Die Schwellung trat nach außen, und sie empfand furchtbare Schmerzen in der Brust und im Arme. Sie litt geduldig die unerträglichsten Qualen. Nachdem sie alle Mittel versucht hatte, ohne eine Erleichterung zu spüren, willigte sie in eine neue Kur. Während zwölf Wochen hat sie niemand außer den Aerzten und den Leuten ihres Hauses gesehen, die bald sagten, daß es ihr besser, bald, daß es ihr schlechter ginge. Endlich kam ständiges Fieber hinzu und darauf die Anzeichen der Schwindsucht.

Da sie ihren Zustand wohl erkannte, bereitete sie sich mit Ergebung und Heiligkeit auf ihren Tod vor. Sie entschlief in der Nacht zum 30. April. Ihre Brust war seit mehreren Wochen offen. Man hat die Leiche geöffnet und tausend Todesursachen gefunden; aber ich kann auf diese Einzelheiten nicht eingehen. Meiner Ansicht nach — und ich habe doch den Fortschritt ihrer Krankheit verfolgt — hat sie außer dem Krebs ein ernstes Brustleiden gehabt.

Wir haben einen unersetzlichen Verlust erlitten. Ich lebe kaum noch seit diesem Trauerfalle, und ich werde niemals an die königliche Prinzessin denken, ohne herzzereißenden Kummer zu verspüren. Ich habe ihren Gemahl noch nicht gesehen. Man sagt, er sei krank; man fürchtet, daß er seine Gemahlin nicht lange überleben werde. Aber andere sagen, es gehe ihm gut. Ich weiß nicht, was ich glauben soll.

Ich sehe zuweilen der Prinzessin Tochter, die Prinzessin Maria. Ich liebe sie von ganzem Herzen, und es macht mir Kummer, daß ich sie nur einmal wöchentlich besuchen darf. Sie ist reizend und verspricht ein großer Charakter zu werden. Die königliche Prinzessin hat sie auf ihrem Sterbebette dem Schutze Elisabeths, der Tochter des Königs und Schwester des königlichen Prinzen, anvertraut. Elisabeth nimmt viel Anteil an der jungen Prinzessin und ist ihrem Bruder aufrichtig zugethan. Sie ist eine sehr achtungswerte Dame.

Ich bitte Sie, Madame, mir Ihre Güte zu bewahren und den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung anzunehmen.

L. Moszynska.

Der königliche Prinz Karl überlebte seine Gemahlin nur um wenige Monate, und ihre Tochter, die noch sehr jung war, wurde der Vormundschaft der Schwester des Prinzen Karl anvertraut. Als sie heiratsfähig war, vermählte sie sich mit dem Prinzen Carl Carignan von Savoyen. Ihre Nachkommen sind mit der heute über Italien herrschenden Königsfamilie verwandt.





Oswald Mutze, Leipzig.

